

Popkultur & mehr

NEIL YOUNG • GEESE • LITTLE SIMZ

November 2025 • Ausgabe 373

GERMANY

Rolling Stone

Mit Limited
Vinyl-Single!

DAVID BOWIE

„BLACKSTAR“
Reise in die
Unsterblichkeit

Exklusiv:
**KÜHNERT
ÜBER SÖDER**

PATTI SMITH
über Trump,
Springsteen
und „Horses“



D: 11,90 € - A: 12,90 € - CH: 18,90 SFR
4 194024 111906
11
Barcode

Gemeinsam stark für Kinder auf der ganzen Welt!



sos-kinderdoerfer.de

20251



SOS
KINDERDÖRFER
WELTWEIT

KUND:INNEN- UND ABONNENT:INNEN-SERVICE

NEUE ANSPRECHPARTNER IM ABO!

Kundenservice Musik-Magazine

Postfach 1154

23600 Bad Schwartau

Telefon: 0451 4906 740

E-Mail: abo@rollingstone.de

ALLE ABOS UND PRODUKTE UNTER:

www.musik-magazine.de

VERKAUFSPREIS: 9,90 Euro inkl. 7% MwSt.

PRINTABO: jährlich 118,80 Euro inkl. MwSt. und Zustellgebühr

ABBONEMENT AUSTRALIA:

ÖSTERREICH: 162,00 Euro inkl. MwSt. und Zustellgebühr.

SCHWEIZ: 194,00 CHF inkl. MwSt. und Zustellgebühr.

ÜBRIGES AUSTRALIA AUF ANFRAGE.

BANKVERBINDUNG:

Mediabase Berlin GmbH

IBAN: DE95200700000072082101

BIC: DEUTDEHH

**mediabase
berlin**

ROLLING STONE DEUTSCHLAND

erscheint monatlich in der

Mediabase Berlin GmbH

Mehringdamm 33, 10961 Berlin

TELEFON: 030 308 81 88-222, FAX: -221

E-MAIL: redaktion@rollingstone.de

LESERBRIEFE: post@rollingstone.de

www.rollingstone.de

REDAKTION

CHEFREDAKTEUR: Sebastian Zabel (V.i.S.d.P.)

EXECUTIVE EDITOR (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander

ART DIRECTION: Walter Schönauer (fr) (Grafikbüro Schönauer)

REDAKTION: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor)

REDAKTIONELLE MITARBEIT (fr): Jens Balzer, Max Götsche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)

GRAFIK: Patrick Klose (fr) (Grafikbüro Schönauer)

BILDREDAKTION: Nils Stelze (fr) (Grafikbüro Schönauer)

ONLINE-REDAKTION: Sasan Niasseri (Director Digital Content),

Hella Wittenberg (Stv. Content Management),

Teamon Tonn (Social Media/Video), Marc Vetter (fr)

KOORDINATION CD-BEILAGEN: Arne Willander

STÄNDIGE AUTOR:INNEN (fr): Gunter Blank, Julian Brimmers, Wolfgang Doebling, Jörg Feyer, Philipp Haibach, Jan Jekal, Rüdiger Knopf,

Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Tobi Müller, Ralf Niemczyk,

Eric Pfleil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter,

Birgit Schmitz, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried,

Naomi Webster-Grundl, Jürgen Ziemen, Jenni Zylka

MITARBEITER:INNEN DIESTER AUSGABE (fr): Jon Blistein, Ronald Born, Fabian Broicher, Cornelis Hänel, Dorthe Hansen, Thomas Hummitzsch, Swantje Kubilia, Kevin Kühnert, Lida Lüticke, Mia Möldhammer, Roland Owsnitzka,

Larissa Paul, Frank Schäting, Julia Specht, Nikita Mogh-Moghtada,

Johannes von Weizsäcker

VERLAG

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Petra Kalb (Sprecherin), Michael Reiner

CHIEF FINANCIAL OFFICER: Marius Keim

CREATIVE DIRECTOR BRANDS & BTB STRATEGY: Volker Schadt, volker.schadt@mediabase-berlin.de

CHIEF REVENUE OFFICER: Isabell Dillenhofer

HEAD OF DIGITAL OPERATIONS: Paul Spiegel

DIRECTOR ENTERTAINMENT & BRAND PARTNERSHIPS: Martin Lippert, martin.lippert@mediabase-berlin.de Telefon: +49 151 49167556

SENIOR BRAND MANAGER MARKETING & DISPOSITION:

Janka Kröbel (für Anzeigen verantwortlich),

janka.kroebel@mediabase-berlin.de

DIRECTOR NEW BUSINESS & PARTNERSHIPS: Johannes Cordes

CHIEF OF STAFF: Verena Jeck

ABO-SERVICE: Leserservice Musik-Magazine, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, abo@rollingstone.de, Telefon: 0451 4906740

OBJEKTVERTRIEBSLEITUNG UND VERTRIEBSLEITUNG: Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg

HERSTELLUNG: Thomas Küme

DRUCK: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG

Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel

(fr): Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen.

Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbeherrschung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag. ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.

Unsere Datenschutzerklärung findet Ihr unter www.rollingstone.de/datenschutz. Ihr kommt diese auch schriftlich unter Mediabase Berlin GmbH, Mehringdamm 33, 10961 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)

CHAIRMAN & CEO: Jay Penske

PRESIDENT: George Grobar

MANAGING DIRECTOR, INTERNATIONAL MARKETS: Debadish Ghosh VP, INTERNATIONAL MARKETS: Gurjeet Chima

ROLLING STONE HEADQUARTERS

CHIEF EXECUTIVE OFFICER: Julian Holguin

EXECUTIVE EDITOR: Sean Woods

EXECUTIVE DIGITAL DIRECTOR: Lisa Tozzi

CREATIVE DIRECTOR: Joseph Hutchinson

DIRECTOR OF PHOTOGRAPHY: Jennifer Santana

PUBLISHER, EVP, HEAD OF GLOBAL BRAND PARTNERSHIPS: Brian Szejka

FOUNDER: Jann S. Wenner

 Copyright © 2025 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved.
 Reproduction in whole or in part without permission is prohibited.

The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to Mediabase Berlin GmbH.

Das Nachleben von David Bowie

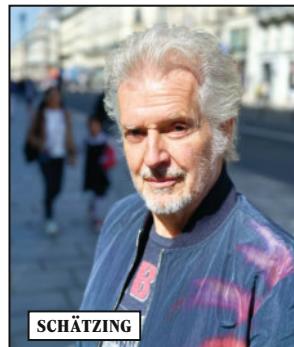
ZUM HIMMEL UND ZURÜCK

Liebe Leserin, lieber Leser,

er ist nicht nur einer der größten Stars der Popkultur, er ist vor allem der größte Regisseur. Wie David Bowie seine Rückkehr nach zehn Jahren fast kompletten Abtauchens und seinen endgültigen Abschied wiederum vor zehn Jahren inszenierte, ist – bei aller Tragik – große Kunst. Anlässlich der Veröffentlichung eines Boxsets, das diese letzte Dekade dokumentiert, zeichnet ROLLING-STONE-Redakteur Sasan Niasseri Bowies letzte Jahre nach und spricht mit dessen Lieblingsmusiker Mike Garson. Abgerundet wird unsere Titelstory durch einen exklusiven Beitrag des Schriftstellers, Musikers und Bowie-Bewunderers Frank Schätzing. (Und wem das noch nicht reicht, der kann sich die limitierte ROLLING-STONE-Vinyl-Single von „I Can't Give Everything Away“ bestellen.) So viel Bowie! Ich empfehle eine Portion Geese zum Runterkommen.

Viel Vergnügen und Inspiration mit dem neuen ROLLING STONE!

Euer **Sebastian Zabel**, Chefredakteur



SPACEBOY

Seine Romane („Der Schwarm“, „Die Tyrannie des Schmetterlings“) sind Bestseller. Nun hat Frank Schätzing ein Buch über David Bowie und seine Musikleidenschaft geschrieben – und sich ein Wochenende lang hingesetzt, um ein Kapitel aus „Spaceboy“ eigenhändig für diese ROLLING-STONE-Ausgabe umzuarbeiten. Er verzahnt Bowies und seine eigene Geschichte miteinander, erzählt etwa davon, wie er Bowies Pianisten Mike Garson für sein „Taxi Galaxy“-Album gewinnen konnte. *Schätzings Geschichte S. 38*

QUIZDUELL

So langsam denken wir schon ans Kofferpacken. Denn wie in jedem Jahr steigt auch in diesem November (21./22.) unser Indoor-Festival ROLLING STONE Beach. Neben einem tollen Line-up und dem traditionellen ROLLING STONE Talk am Samstag wird es auch eine neue Variante unseres Pop-Quiz geben: „Quiz & Shout“ ist live und digital, statt Stift und Papier sind jetzt Eure Smartphones gefragt, mit denen Ihr knifflige Fragen aus der Rockgeschichte beantworten könnt – außerdem gibt es nun Musik-Einspieler und Bilderrätsel per Videobeamer. Wir freuen uns auf Euch – und auf das Duell Publikum gegen Redaktion. Infos/Tickets unter rollingstone-beach.de



JUNGAUTOR

Dreimal ging ROLLING-STONE-Redakteur Maik Brüggemeyer mit Kevin Kühnert Kaffee trinken – dann sagte der ehemalige SPD-Generalsekretär zu, für uns zu schreiben. Zum Auftakt einen Text über Markus Söder – mit dem ihn allerdings wenig mehr verbindet als die Leidenschaft für Fußball (Kühnert Bayern, Söder Nürnberg). Künftig werdet Ihr den neuen ROLLING-STONE-Autor und seine Kolumne „Teilnehmende Beobachtung“ regelmäßig auf rollingstone.de finden. Welcome, Kevin! *Kühnerts Premiere S. 50*

ROLLING STONE 373

PATTI SMITH

KÜHNERT ÜBER SÖDER

Zum Auftakt seiner Kolumne „Teilnehmende Beobachtung“ auf rollingstone.de schreibt unser neuer Autor Kevin Kühnert darüber, wie sich der bayerische Ministerpräsident Markus Söder als Spiegel der Mehrheitsgesellschaft inszeniert

Von KEVIN KÜHNERT | Seite 50

TANITA TIKARAM

Vor 37 Jahren landete Tanita Tikaram mit „Twist In My Sobriety“ einen Riesenhit, ihren einzigen. Ihr neues Album, sagt sie, sei nun die Fortsetzung ihres erfolgreichen Debüts „Ancient Heart“. Ist da was dran?

Von JÖRG FEYER | Seite 54

RICK BEATO

Der YouTuber Rick Beato schaut kritisch auf die gegenwärtige Musikindustrie und liebt klassische Popmelodien. Damit ist er zum Star geworden, und die alten Helden rennen ihm die Bude ein

Von SASSAN NIASSERI | Seite 58

„RIMBAUD
WAR MEIN
WEGWEISER“

IM NOVEMBER 1975 VERÖFFENTLICHTE
PATTI SMITH MIT „HORSES“ EINES DER BESTEN
DEBÜTALBEN ALLER ZEITEN. GUNTER
REINHARDT TRAF DIE NOCH IMMER
INSPIRIERTE UND ENGAGIERTE DICHTERIN
DES ROCK’N’ROLL – IN STUTTGART

Seite 62

NEU IM NOVEMBER

SCHWARZE STERNE UND NEUE HELDEN

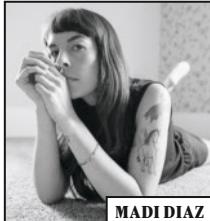
TITELTHEMA



DAVID BOWIE

Das Boxset „*I Can't Give Everything Away*“ dokumentiert die letzten Jahre des Jahrhundertkünstlers **David Bowie** (S. 30), der selbst sein Verschwinden perfekt inszenierte. Sasan Niasseri zeichnet den Weg zum schwarzen Stern nach – und Bestsellerautor Frank Schätzing berichtet über sein Idol Bowie, das ihn bis heute inspiriert.

MIX



MADI DIAZ

Die US-Songwriterin **Madi Diaz** (S. 14) hat sich ihren Optimismus zurückerobern und aus nicht so schönen Erfahrungen ein schönes Album gemacht. Auch Starproduzent **Mark Ronson** (S. 18) erzählt von aufregenden Zeiten – als DJ im New York der 90er-Jahre. Außerdem im Mix: The Last Dinner Party, Betterov, Nemo und mehr.

FEATURES



GEESE

Nach dem unwahrscheinlichen Erfolg des Solodebütts ihres Sängers Cameron Winter ist die New Yorker Rockband **Geese** (S. 42) plötzlich in aller Munde. Mit „*Getting Killed*“ gelang ihnen nun ihr bisher bestes Album. Jon Blistein hat mit Geese gesprochen.

REVIEWS

Ina Simone Mautz feiert den grandiosen Abschluss der Albumtrilogie des Singer-Songwriters **Tristan Brusch** (S. 68), Arne Willander die elektrische „*Nebraska*“-Version von **Bruce Springsteen** (S. 82). Und wir widmen uns dem Gesamtwerk von **Neil Young** (S. 88).



TRISTAN BRUSCH

POST@ROLLINGSTONE.DE

Liebesbriefe • Kritik • Impulse



„Dass Deep Purple nicht die fotogenste Rockband der 70er-Jahre waren, zeigt Euer neues Cover eindrucksvoll. Die Titelgeschichte von Birgit Fuß zeigt hingegen: Diese epochale Combo hat es absolut verdient, einmal so umfangreich gewürdigt zu werden.“

KLAUS DÖHRING

Solo-Ausflüge mit und ohne familiäre Unterstützung waren doch eher lauwarme Aufgüsse dessen, was er vor langer Zeit mit Wilco abgeliefert hat. Dass das Triple-Album jetzt aus einem Guss sein soll ... Na ja, nach Maik Brüggemeyers Rezension werde ich dem alten Jeff mal wieder eine Chance geben. **JÖRG SCHMELZER**

VAN IM SEPTEMBER

Noch mal danke für den Artikel über Van Morrison, der mir aus dem Herzen spricht und mir diesen großartigen Künstler und Musiker noch nähergebracht hat! Ich durfte Van Morrison einmal in Bad Reichenhall (Bayern) live erleben – was soll ich sagen: einfach großartig! Diesen Gig erwähnt er in dem Lied „*Goin' Down Geneva*“ auf der „*Back On Top*“ mit der Textzeile „*Last night I played a gig in Salzburg outside in the pouring rain*“. Das war Bad Reichenhall, aber das lässt sich nicht so gut reimen. **MATTHIAS DECKER**

DANKE FÜR CATE

Danke für den tollen Beitrag über Cate Le Bon! Er hat mir ihr neues Album inklusive einiger Kunst-Referenzen nähergebracht. **JENS HEISE**



„Die waltlische Art-Pop-Songwriterin CATE LE BON hat auch einen Beitrag für „*Music Never Dies*“ ihr bisher bestes Album gemacht.“
Von MAIK BRÜGGMAYER

ROLLING STONE DIGITAL

In diesem Monat lest Ihr auf [rollingstone.de](#): Mit „*Remain. Was von uns bleibt*“ (Heyne) veröffentlicht Nicholas Sparks einen Geisterroman, der von Regisseur M. Night Shyamalan verfilmt wird. Wir sprachen mit dem Bestsellerautor.

Folgt uns auch auf:
[Spotify](#) | [Facebook](#) | [Instagram](#)

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 21. November



GEMÜTLICH
ÜBERNACHTEN
IM APARTMENT,
HOTEL ODER
BUNGALOW

DEIN INDOOR-KOMFORT-FESTIVAL

DIREKT AN DER OSTSEE • KONZERTE, LESUNGEN UND AFTERSHOW-PARTYS

RollingStone Beach 2025

GERMANY

FREITAG

BLACK REBEL MOTORCYCLE CLUB

CHUCK PROPHET & HIS CUMBIA SHOES • WE ARE SCIENTISTS • BILLY NOMATES
FRISKA VILJOR • MY UGLY CLEMENTINE • NIGHT MOVES • PICTURE PARLOUR
ROO PANES • NICHTSEATTLE • DUBINSKI • AMOS THE KID • NYSSA

SAMSTAG

MOGWAI

BOB MOULD BAND • JON SPENCER & BAND • DIE STERNE • JOAN AS POLICE WOMAN
MRCY • HAMISH HAWK • BILK • MARY IN THE JUNKYARD • DEADLETTER
JUNODREAM • STELLA BRIDIE • FINN FORSTER • OLD MERVS • THE TRUFFAUTS

ALLE INFOS UND TICKETS UNTER WWW.ROLLINGSTONE-BEACH.DE SOWIE 01806 - 853 953*

*0,20/ANRUF AUS DEM FESTNETZ, MOBILFUNK MAX. 0,60/ANRUF

The Last Dinner Party:
Eine Band als
Wandertheater

BETTEROV
S. 16

MADI
DIAZ
S. 14

MTV

NEMO
S. 20

LUST AM GROSSEN DRAMA

Mit ihrem zweiten Album haben sich THE LAST DINNER PARTY konsequent weiterentwickelt

Von LISA LÜTTICKE



Foto von LAURA MARIE CIEPLIK

Berlin. Ein verregneter Festivaltag. Auf der Bühne kriecht Abigail Morris in einem weißen Spitzkleid über die von feiner Nässe überzogene Bühne. Die Haare tropfen, der Blick ist gen Himmel gerichtet, ihre phantasmagorische Stimme hallt über das Zuschauerfeld. Ein Bild zwischen Taufe und Scheiterhaufen – irgendwo zwischen Märchen und Martyrium. Und genau darum geht es bei The Last Dinner Party: um inszeniertes Chaos, performative Exzesse, Drama mit Methode.

„Live Chaos“, sagt die Band einstimmig auf die Frage, ob ihnen Studioarbeit oder Bühnenenergie lieber sei. Wer dies einmal selbst gesehen hat, versteht warum.

Fünf Musikerinnen aus Großbritannien, alle Anfang zwanzig, alle mit der Lust am großen Drama. Kennengelernt haben sie sich 2018 bei den Erstsemesterwochen am King's College London. Heute arrangieren sie vielstimmige Chorpassagen mit zehn Harmonien und necken sich gegenseitig im Interview über frühere Frisuren. Die Band ist bekannt geworden durch ihre orchestralen Songs und ihre barocke Bühnensprache. Als 2023 ihre Debütsingle, „Nothing Matters“, erschien, wurde sie binnen Wochen zur Indie-Hymne. Platz 1 in Großbritannien, ein BRIT Rising Star Award folgte. Ausverkaufte Shows ließen nicht lange auf sich warten.

„From The Pyre“ heißt nun die neue Platte, eine Sammlung von Geschichten, die aus einem Ort zwischen Zerstörung und Neuanfang zu kommen scheinen. „The Pyre“ – der Scheiterhaufen – steht dabei nicht nur für das Brennen, sondern für das, was aus der Asche entsteht. „Es war keine bewusste Entscheidung à la: Das ist jetzt unser neuer Sound“, sagt Frontfrau und Sängerin Morris. „Es war eher eine Weiterentwicklung.“ Statt einem Bruch mit dem Debüt ist die Platte eine Metamorphose – inspiriert von der Idee eines „album-as-mythos“, wie die Band es nennt. Jeder Song eine Figur. Die Band das Ensemble eines fiktiven Wandertheaters.

Musikalisch mäandert das Album zwischen düsterem Folk, Art-Pop, Country-Anleihen und hymnischem Rock. Ihre Kompositionen oszillieren zwischen Pathos und Reduktion, zwischen musikalischen Exzess und narrativer Feinzeichnung. Mal gleiten die Harmonien schwer und schleppend, wie im Rausch eines Arctic-Monkeys-Basslaufs, mal gleißen sie wie ein Kirchenchor in Glitzer. Man hört

FACTS

PRODUKTION

Produziert wurde „From The Pyre“ von Markus Dravs – dem Grammy-Gewinner, der schon mit Mumford & Sons, Hozier und Coldplay gearbeitet hat.

FESTIVAL

Den Song „This Is The Killer Speaking“ testeten sie heimlich auf einem Festival in Prag – unter dem Titel „Yee-haw Interlude“.

SINGLE

Ihre Hitsingle „Nothing Matters“ spielte die Band bereits bei ihrem Debütkonzert 2021 in einer kleinen Londoner Kneipe.

ABBA, die Stones, ein bisschen Kate Bush, manchmal auch Musical. Und doch wirkt nichts unaufrichtig – alles fließt zusammen. Organisch, eigensinnig, aufgeladen.

Die stärksten Momente der jungen Frauen aber liegen in ihren Texten – in der Art, wie sie über Schmerz, Sehnsucht, Wut und Weiblichkeit sprechen. The Last Dinner Party bleiben Geschichtenerzählerinnen – auch in der zweiten Runde. In „Inferno“ heißt es: „I'm Jesus Christ/ I'm swinging in a gallery in France.“ Eine Zeile, die Morris beim Spaziergang durch Paris einfiel, vor dem Schaufenster einer Galerie, in dem eine Jesusfigur hing. „Es war so anachronistisch, so fehl

am Platz – das musste ins Lied“, sagt sie. „Ich nutze gerne biblische Allegorien.“ Ironie und Sakralität geben sich die Hand. Songs, die wie Kurzfilme funktionieren, gebaut auf literarischer Bildsprache, historischen Verweisen und radikal persönlichen Emotionen.

„I Hold Your Anger“, geschrieben von Pianistin Aurora Nishevcı, basiert auf einem Traum: Ihre Schwester schneidet sich den Arm ab und bittet sie, ihn wieder anzunähen. „Niemand hat mich darum gebeten, aber das ist es, was ich tun soll“, heißt es im Text. „Denn ich bin Frau. Und ich bin Mutter.“ Es sind Sätze, die von realer, weiblicher Erschöpfung sprechen.

„Für das Artwork stellen wir uns jeden Song als eigene Figur innerhalb eines reisenden mittelalterlichen Mysterienspiels vor und uns selbst als dessen Ensemble“, sagt die Band. „Diese Rahmenhandlung – halb Theater, halb Fabel – war für uns ein Weg, unser Leben als Band darzustellen.“ Es ist kein Konzeptalbum und doch ein geschlossenes Universum.

Der Druck nach dem Erfolg des Debüts? Spürbar, aber kein Problem. „Wir wollten nicht wieder ‚Nothing Matters‘ machen. Wir wollten herausfinden, was uns heute wichtig ist.“ Der Blick zurück zeigt, wie weit sie gekommen sind. „Ich habe neulich ein altes Foto von uns gesehen. Wir sahen so jung aus!“, erinnert sich Bassistin Georgia Davies. „Und ich dachte: Ich bin einfach stolz auf diese jungen Frauen.“

„Ich habe ein altes Foto von uns gesehen. Wir sahen so jung aus!“

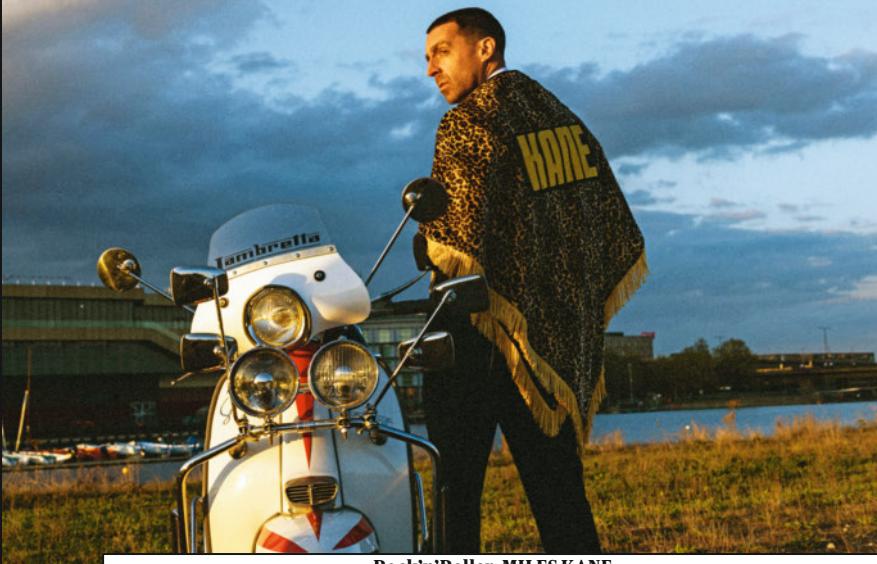
Mittelalterliches Mysterienspiel

Die Unschuld der Anfangstage ist verschwunden, geblieben ist ein unverstellter Wille zur Gestaltung. Würde man „From The Pyre“ in einen Drink verwandeln, wäre es ein „Last Word“, erklärt die Band. Chartreuse, Maraschino, Limette. Grün, bitter, schön – mit einer einzigen Kirsche am Boden.

Und so klingt es auch: extravagant, verspielt, konsequent. Es verlangt Hingabe und schenkt dafür einen Soundtrack, der nicht nur gehört, sondern durchlebt werden will. Zwischen Pathos und Punk, Hochkultur und Hysterie – The Last Dinner Party bleiben ein seltsam schöner Kult der Gegenwart. ®



Zwischen Pathos und Punk: THE LAST DINNER PARTY



Rock'n'Roller: MILES KANE

TRÄUME LASSEN SICH NICHT PLANEN

MILES KANE erfüllte sich einen Traum und nahm mit Dan Auerbach in den USA binnen fünf Tagen ein Album auf

Von MIA MÖDLHAMMER

Das Gesicht von Miles Kane zierte (natürlich neben dem von Alex Turner) zahlreiche Schlafzimmerwände von Teenies in den 2000er- und 2010er-Jahren – wie natürlich auch das Albumcover von „The Age Of The Understatement“: mit dieser puppenhaften Blondine, die Augen geschminkt wie Twiggy, der seitliche Pony in die Stirn fallend und ein Zopf mit Schleife, während sie sich schwarze Overknee-Strümpfe anzieht. Wer sich auf Tumblr herumtrieb und Turners Band Arctic Monkeys hörte, kam kaum an dem Indie-Duo The Last Shadow Puppets vorbei.

Daneben war Kane noch in zwei weiteren Indie-Bands aktiv, darunter The Little Flames und The Rascals. Seit 2011 veröffentlicht er Soloprojekte. Kein Wunder also, dass er sein neues Album ausgerechnet mit Dan Auerbach von den Black Keys aufgenommen hat.

Beim Interview trägt der Sänger ein Beatles-Shirt aus den 60er-Jahren, das seiner Mutter gehört hat. „The Beatles, Rolling Stones, T-Rex und Bowie: das ist der Soundtrack meiner Kindheit“, erzählt er. Ein paar Jahre später sei er auch ein riesiger Black-Keys-Fan geworden. Als ihn Auerbach höchstpersönlich fragte, ob sie gemeinsam Musik schreiben wollten, stieg der Engländer ohne zu zögern ins Flugzeug nach Nashville. „Als ich ankam, saßen wir am Küchentisch mit einem Notizbuch und zwei Akustikgitarren. Es brachte etwas in mir hervor, das ich lange nicht mehr gespürt hatte.“

Er erinnert sich an seine Kindheit: „Damals, als ich noch bei meiner Mutter lebte, gab es keine Technologie. Ich habe einfach Songs mit einem Notizbuch und einer Gitarre geschrieben – so wie es auch die Beatles getan haben.“ Trotz Nervosität und „zwei Kannen Kaffee“ fühlte er sich in Auerbachs Gegenwart sofort wohl. Innerhalb

„Ich komme abends gerne nach Hause und schalte den Fernseher ein.“

von fünf Tagen entstand das komplette Album „Sunlight In The Shadows“, das ihm gleich einen Plattenvertrag bei Auerbachs Label Easy Eye Sound bescherte.

„Manchmal kneife ich mich, um zu schauen, ob das wirklich passt“, sagt der Künstler, während er sich an die Zeit im Studio erinnert. Die beiden haben nicht nur die gleiche Musiksprache, sondern auch eine ähnliche Arbeitsweise. „Wenn ich arbeite, mag ich es in einem Nine-to-Five-Rahmen. Das klingt vielleicht nicht sexy und wenig nach Rock'n'Roll, aber ich komme abends gerne nach Hause, schalte den Fernseher ein, und am nächsten Morgen gehe ich wieder ins Studio“, erzählt Kane. Auerbach sei genauso: „Keine Drogen, kein Alkohol. Wir wollten einfach das Beste schaffen – und das haben wir auch.“ Er lacht und fügt hinzu: „Für Rock'n'Roll bleibt an anderer Stelle immer noch genug Zeit.“ Zum Beispiel wenn der Künstler die Platte bald live spielt, sagt er, während er mit Luftgitarre ein mögliches Intro für eine Show vormacht.

Auf der Platte hört man die Handschrift beider Künstler, gemeinsam erzählen sie eine Geschichte. Wie der Titel schon verrät, geht es darum, das Licht in dunklen Momenten zu finden. „Manchmal wünsche ich mir, alles wäre perfekt, aber eigentlich lernt man erst, wer man ist, wenn man fällt und sich wieder hocharbeitet. Genau darum geht es“, erklärt Kane.

Wie ein Tarantino-Soundtrack

Thematisch kreisen die Songs um Liebe, Herzschmerz und Begehrten. Obwohl Kane gerade nicht verliebt ist, beschäftigt ihn das Thema: „Vielleicht suche ich unterbewusst nach Liebe, vielleicht verarbeite ich alte Gefühle: Sucht, Beziehungen, all das, was mich mein ganzes Leben begleitet hat.“ Er sei ein Tagträumer, sagt er, jemand, der Szenarien im Kopf heraufbeschwört. „Ich fantasiere gerne, vielleicht auch darüber, wann der Tag kommen wird, an dem ich wieder verliebt bin. Wer weiß?“ Liebe versteht er dabei nicht nur romantisch. Schließlich kann man auch seinen Kumpel, seine Mutter oder seinen Hund lieben. Am Ende sei Liebe vielschichtig.

Der Engländer sieht das Album selbst als Soundtrack zu einem Tarantino-Film. Vielleicht sprechen deshalb so viele Songs in Bildern. Kane spielt zum Beispiel mit Wortfetzen wie „electric eyes“ und „walking on the ocean“. Passend dazu sitzt der Künstler auf dem Albumcover auf einem Motorrad. Über Kanes Schulter in schwarzer Ledermontur sieht man sein Gesicht im Rückspiegel. Außerdem blitzt das Himmelsblau gerade so, wie man es sich vorstellt, wenn man das Album hört. Dabei war das nicht geplant. „Wenn man im Moment ist, passieren einfach schöne Dinge, die man nicht planen kann. Einen blauen Himmel zu erzwingen wäre falsch. Echte Momente lassen sich nicht künstlich herstellen.“ **Q**

BJÖRK LIVE

IN BIZARREN ZUNGEN SINGEN

TIPP!



Es gab eine Zeit, da in jedem Text über Björk der Begriff „Geysir“ vorkam. Weil Björk Guðmundsdóttir aus Island stammt. Der Quell sprudelt seit der Zeit mit den Sugarcubes Ende der 80er-Jahre. Nun bringt Björk ein Live-Album und einen Konzertfilm heraus. Wäre sie nicht ohnehin ein sogenanntes Gesamtkunstwerk – für „Cornucopia“ müsste man das Wort verwenden. Mit exaltierter Wortakrobatik dekonstruiert Björk die abstraktesten und bizarrsten Kompositionen aus Flöten, elektronischem Instrumentarium und Schlagzeugen. Und manchmal weiß man nicht, in welcher Sprache sie singt. Und ob es diese Sprache überhaupt gibt. **Arne Willander**

BJÖRK

NEUE GADGETS

VON SAMMLERN UND GENIESSEERN

POWER

→ Muo liefert dank Uni-Q-Treiber und aptX-Bluetooth echten Hi-Fi-Sound für zu Hause und draußen. 12 Stunden Akku-Zeit, Aluminiumgehäuse, starke Bässe – kabellos im Duo koppelbar für Stereo Kompakt, edel, überraschend laut. Wiegt etwa 750 Gramm und ist 21,6 Zentimeter hoch. Für alle, die auch unterwegs auf sauberen Klang nicht verzichten wollen.

249 Euro | KEF.COM



KEF MUO

FLUNDER

→ Mehr Power, mehr Style: Das iPhone 17 Max wuchert mit A19-Chip, 6,9-Zoll-OLED, Always-On und KI-Kamera. Schlanker Titan-Body, 48-MP-Triple-Cam, zwei Tage Akku. Dazu Face ID 2.0 und USB-C. Max ist also dünner, schneller, smarter. Die Entwickler aus Cupertino setzen mal wieder Maßstäbe. Ihre neueste Creation sieht nur noch aus wie ein Smartphone.

Ab 1450 Euro | APPLE.COM



IPHONE 17 PRO MAX



CYNAR-SPRITZ

KRÄUTER

← Nicht so sweet wie andere: Cynar bringt Kräuterwürze ins Glas – mit Artischocke als feiner Note. Gemischt mit Prosecco und Soda entsteht ein herb-frischer Aperitif mit Schmiss. Eis rein, Zitrone drauf – perfekt für alle, die auch im Advent nicht auf Spritz verzichten wollen.

15 Euro | CAMPARIGROUP.COM



Gelernte Produzentin: ELENI DRAKE

TIEFENSCHARF

Auf ihrem Longplay-Debüt kleidet die Toningenieurin ELENI DRAKE ihre Folk-Songs in vielschichtige, emotional dichte Arrangements

Von JÖRN SCHLÜTER

Bis vor nicht allzu langer Zeit konnte Eleni Drake sich vorstellen, die Musik anderer Leute zu produzieren. Die Westlondonerin hat ein Toningenieur-Studium absolviert und beherrscht also die Regeln der Kunst. Doch wenn sie im Studio einem Sound auf der Spur ist, möchte sie ebendiese Regeln allzu oft brechen. „Ich drücke auf Knöpfe und gucke dann ohne großen Plan, was passiert“, sagt sie. „Für mich funktioniert das. Aber wenn ich das für andere Musiker machen würde, müsste ich ordentlicher sein. Das kann ich nicht so gut.“ Eine gehörige Portion Skepsis sich selbst gegenüber gehört fest zu Drake. Wenn sie Aufnahmen abhört, pitcht sie ihren Gesang herunter, weil sie ihre Stimme nicht mag. „Nur so kann ich entscheiden, ob eine Melodie funktioniert“, sagt Drake, „sonst finde ich sie sofort doof.“

Dabei kann Eleni Drake sehr gut singen. Zudem schrieb sie für ihr Longplay-Debüt, „Chuck“, die bisher besten Songs ihrer Karriere. Drakes warm-organischer Songwriter-Folk, der an Phoebe Bridgers, Madi Diaz oder (in den sphärischen Momenten) an Mazzy Star erinnert, ist emotional vielschichtig und behutsam arrangiert. In dem fein austarierten Zusammenspiel der klassischen Band mit Fiddle und Pedal Steel spürt man den Gestaltungswillen der studierten Tonmeisterin. Für „Chuck“ arbeitete sie zum ersten Mal in einem „richtigen“ Studio und mit einem externen Produzenten (Frank Colucci; u.a. Ashnikko, Rose Gray), um ein paar zusätzliche Ohren für die kreativen Entscheidungen zu haben. „Es war nervenaufreibend“, sagt Drake. „Normalerweise bin ich allein beim Aufnehmen. Jetzt war Frank dabei, wenn ich beim Singen heulen musste. Und ich musste oft heulen.“ Colucci habe Stunden damit zugebracht, das Schluchzen und Schniefen zwischen den Zeilen herauszuschneiden. „Chuck“ ist kein Break-up-Album, aber einige Songs thematisieren das Ende einer Beziehung. Drake trauert, feiert in ihren Texten aber auch die schönen gemeinsamen Momente. „Es hat nicht geklappt mit uns beiden. Aber das hindert mich nicht daran, zu erkennen, dass diese Person ein ganz wundervoller Mensch ist.“ **®**

„Es war nervenaufreibend. Bei den Aufnahmen musste ich oft heulen.“



Partner: SUZAN KÖCHER und JERRY LEGER

DIE RÜCKKEHR EINES GEFÜHLS

Der Kanadier JERRY LEGER schreibt wunderbare Pop-Songs im Stil der 60er- und 70er-Jahre – und hat seine neue Platte in Köln aufgenommen

Von MAX GÖSCHE

Sympathisch sind Musiker, die nicht sofort über ihr neuestes Werk sprechen wollen. Denen die Selbstvermarktung noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Jerry Leger gehört zu dieser aussterbenden Art. Der Songschreiber aus Toronto schwärmt zunächst von dem Neil-Young-Konzert, das er kürzlich besucht hat. „Das Tolle an Neil ist, dass seine Leidenschaft und seine Spontaneität ihn nicht verlassen haben“, begeistert sich der 40-Jährige. Leger erzählt, wie er 2013 im Vorprogramm von Pegi Young gespielt, wie er im Tourbus ihres damaligen Noch-Ehemanns gesessen und Spooner Oldham kennengelernt hat. Er erzählt das aber nicht im Tonfall unterdrückten Groupie-Gekreisches, sondern mit der Bewunderung für Menschen, die unbeirrt ihren Weg gehen. Da ist Neil Young natürlich nie eine schlechte Adresse.

Leger kennt das zur Genüge, das Ankämpfen und Durchhalten. Hürden und Widerständen zu trotzen. Zweifel und Misserfolge beiseiteschieben: das steht über seiner nunmehr 20 Jahre umspannenden Karriere. Sein neues Album, „Waves Of Desire“, ist vielleicht sein schönstes. Er sagt: „mein bestes“. Und weiß, wie kli-

schehaft das klingt. Wie sehr nach Marketingsprech und Promozettel. Aber er kann nicht anders. Die Platte sei das, wovon er immer geträumt habe. Schon als Teenager. So ein Ding, das lange als Hirngespinst herumgeistert. Was manche nie zu packen kriegen – Leger hat es in ein paar Tagen in Köln zu packen gekriegt. Zwei befreundete deutsche Musiker:innen (Sängerin Suzan Köcher und Gitarrist Julian Müller, die beide auf „Waves Of Desire“ zu hören sind) brachten ihn während seiner letzten Solo-Tour auf den Trichter, demnächst mal etwas in einem ehemaligen Studio der EMI, dem heutigen maarwegstudio2, aufzunehmen. „Ich fand es cool, mal in einer anderen Umgebung zu arbeiten, mit einem Toningenieur, den ich nicht kannte“, erklärt der Mann, der die letzten zehn Jahre Platten auf dem Cowboy-Junkies-Label Latent Recordings herausgebracht und im Studio von Michael Timmins aufgenommen hat.

Über den Cowboy-Junkies-Gitarristen weiß Leger nur Positives zu berichten. Der habe ihn 2012/13 gerettet. „Ich war damals an einem sehr düsteren Ort. Mike hat mir eine Rettungsleine zu-

geworfen.“ Der Grund für seine Krise kehrt immer mal wieder zurück. Es ist das Gefühl, als Künstler in einer Sackgasse gelandet zu sein, weil einfach zu wenige Leute zu Konzerten kommen oder seine Platten kaufen. Die

Tatsache, dass Leger nicht nur nach Meinung einiger ROLLING-STONE-Redakteure viel berühmter sein müsste, verschafft ein bisschen Linderung. Und mit den meisterlichen Alben „Nonsense And Heartache“ (2017), „Nothing Pressing“ (2022) und „Donlands“ (2023) scheint seine Fangemeinde langsam, aber stetig gewachsen zu sein. Er wolle sich auch gar nicht beklagen. Schließlich kennt er den Preis für Kompromisslosigkeit. Leger sagt: „Klar will ich, dass mehr Leute mein Zeug hören. Aber ich kann meine kreative Identität dafür nicht opfern.“ Es gehe ihm nicht um Ruhm, sondern um gebührende Wertschätzung. „Ich mache ja nicht Musik, um cool zu sein oder damit sich alle nach mir umdrehen, wenn ich einen Raum betrete.“ Er sagt auch: „Wenn ich schon nicht kommerziell erfolgreich sein kann, will ich auf jeden Fall künstlerisch erfolgreich sein.“ Und dann zitiert er noch seinen Landsmann Leonard Cohen: „Erfolg heißt überleben.“

Fiebriges Glimmen

Dass er in Sachen Eigenwerbung angenehm untalentiert ist, hatten wir ja schon. Doch Leger gehört auch in einem anderen Bereich zu einer aussterbenden Art: Er legt Wert auf gute Songs, auf raffiniertes Songwriting im Stil der 60er- und 70er-Jahre. In der heutigen Americana- und Roots-Rock-Szene spielt das keine große Rolle mehr – da gehe es vor allem darum, einen bestimmten Sound zu haben, konstatiert Leger. Deshalb muss einem auch nicht bangen werden, wenn der Mann erklärt, dass „Waves Of Desire“ sein Pop-Album sei. Allzu modern wird es bei ihm nicht. Wenn Leger „Pop“ sagt, meint er alten Rock’n’Roll, Doo Wop und Sixties-Pop. Er meint Roy Orbison und die Everly Brothers, Nick Lowe und Elvis Costello, Traveling Wilburys und Beatles. „Ich habe versucht, etwas zu machen, das dem Zustand nahekommt, in dem ich war, als ich diese Leute zum ersten Mal gehört habe. Es sollte klingen wie eine große Umarmung.“ Leger ahmt seine Vorbilder nicht nach, er trägt sie auf der Zunge.

Es gibt auf „Waves Of Desire“ Liebes- und Trennungslieder, Heartbreak-Songs und herzergreifende Balladen, die eine Sehnsucht anzünden, die der eine oder die andre vielleicht schon länger nicht mehr beim Anhören eines Albums gespürt hat: wie ein fiebriges Glimmen, wie die Rückkehr eines Gefühls, das einen leise überwältigt.

Legers Vision hat nichts mit dem sich schnell abnutzenden Reiz zu tun, den man gemeinhin mit dem Wort „Pop“ assoziiert. Man könnte denken, irgendeine höhere Macht hätte ihn versehentlich ins 21. Jahrhundert katapultiert. Aber Jerry Leger kommt genau richtig mit seiner aus der Zeit gefallenen Kunst. „Waves Of Desire“ ist die Umarmung, die wir jetzt brauchen. ®

„Das Album sollte klingen wie eine große Umarmung.“

GESUCHT: FAVORITEN 2025!

Der Leser-Poll: Wir möchten wissen, was Euch in diesem Jahr am besten gefallen hat. Wer mitmacht, kann natürlich auch etwas gewinnen



BLUETOOTH-LAUTSPRECHER
ROCKSTER NEO
(FENDER X TEUFEL)

Stilvoller als mit der Lautsprecher-Sonderedition „Fender x Teufel Rockster Neo“ kann man sich kaum beschallen lassen – sie verbindet ikonisches Design und spektakulären Klang. In der Fender-x-Teufel-Kollektion gibt es noch weitere Soundwunder wie Rockster Air und Go. (Wert: 899 Euro)



INTERNET-RADIO
STREAM
(SONORO)

Das Internet-Radio mit dem schicken Design – nicht nur fürs Bad, sondern für alle Lebensbereiche: mit spritzwassergeschütztem Gehäuse und wasserdichter Fernbedienung, Digitalradio DAB+, Bluetooth, Streamingdiensten und USB-Port mit Ladefunktion. (Wert: 269 Euro)



U2
„How To Dismantle An Atomic Bomb – 20th Anniversary Collectors Edition“
(UNIVERSAL)



Nick Drake „The Making Of Five Leaves Left“ (UNIVERSAL)



Yusuf/Cat Stevens
„On The Road To Find Out“ (UNIVERSAL)



Blur
„The Great Escape – 30th Anniversary Special Edition“ (WARNER)



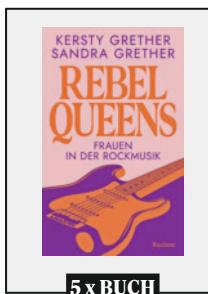
Jason Isbell „Foxes In The Snow – Limited Edition“ (SOUTHEASTERN)



Slash „Live At The S.E.R.P.E.N.T. Festival“ (EARMUSIC)



Duff McKagan „Lighthouse: Live From London“ (EARMUSIC)



Kersty & Sandra Grether
„Rebel Queens. Frauen in der Rockmusik“ (RECLAM)



Mille Petrozza mit Torsten Groß
„Your Heaven, My Hell“ (ULLSTEIN)

SO MACHT IHR MIT:

Stimmt ab auf rollingstone.de/poll oder schickt Eure Favoriten 2025 in den Kategorien Album, Single, Band, Solokünstler:in, Newcomer, Live-Act, Podcast, Serie, Film und Buch nebst Namen, Adresse und Wunschgewinn bis zum 28. November an: post@rollingstone.de, Betreff: „Poll 2025“.

WE WILL **ROCK** YOU

DAS MUSICAL VON
QUEEN UND Ben Elton

Foto: Roy Beusker

AB JETZT NUR LIVE IN STUTTGART

MIT DEN 24
GRÖSSTEN HITS
VON
QUEEN

25 | Stage
JAHRE ENTERTAINMENT

musicals.de

eventim+

MADI DIAZ:
„Der einzige Mensch,
den ich nie verlassen
werde, bin ich selbst.“



EINE KLEINE SUPERKRAFT

In der seelischen Isolation nach einer großen Liebe hat MADI DIAZ ihre neuen Songs geschrieben

Von JIL DELLING

Optimismus ist Lebenselixier! Aber kann zu viel Optimismus auch gefährlich sein? Madi Diaz kann das fundiert beantworten – weil sie es weiß. Sie hat sich auf vieles eingelassen, ohne Schutzmauern zu errichten, und das war sicher berauszend. Doch irgendwann stürzte sie aus diesem Rausch: Die Liebe zerbrach, und sie zog sich zunächst komplett in die Isolation zurück, um Abstand zu gewinnen und zu sich selbst zu finden. Genauso aus diesen Erfahrungen ist ihr neues Album „Fatal Optimist“ entstanden.

„Es war fast wie eine Herausforderung an mich selbst“, erklärt Diaz den Titel ihres neuen Albums. Es ist noch früh am Morgen in Nashville/Tennessee, doch mit ihrer positiven, aufgedrehten Art lässt sie schon einen ersten Schimmer ihres Optimismus spüren – ein kleines Wunder nach all den Herzschmerzen. „Ich bin ein bisschen nervös. Es ist ziemlich anders als die letzten paar Platten. Also frage ich mich: Was haben wir da eigentlich gemacht? Aber hoffentlich ist es gelungen.“

Elf Songs, geschrieben in einer Phase der tiefsten Isolation, sind zu einem Werk geworden, das in seiner emotionalen Ehrlichkeit wohl den rauesten und zugleich hoffnungsvollsten Eintrag in ihrer bisherigen Diskografie markiert. „Fatal Optimist“ bedeutet: Du fällst, stehst wieder auf, steigst zurück aufs Pferd und versuchst es erneut“, erklärt Diaz. „Es ist der Grund, warum ich morgens überhaupt aus dem Bett aufstehe.“

Geboren in Greenwich/Connecticut, aufgewachsen in Pennsylvania, wurde Diaz früh von ihrer peruanischen Mutter und ihrem dänischen Vater an Musik herangeführt. Schon mit fünf begann sie Klavier zu spielen, später wechselte sie zur Gitarre. Nach ersten Alben in Eigenregie kam 2021 mit „History Of A Feeling“ der Durchbruch, gefolgt von „Weird Faith“ (2024), das ihr zwei Grammy-Nominierungen einbrachte. Zwischenzeitlich spielte sie für Harry Styles im Vorprogramm – und landete schließlich sogar in seiner Band. Inspiriert wird sie von Joni Mitchells „Blue“ und Jeff Buckley's ganz reduzierten Songs, erzählt sie. „Das sind die Menschen,

CHARTS

Alben des Monats

von denen ich möchte, dass sie neben mir herlaufen, während ich in meinem Kopf unterwegs bin. Und genau das war irgendwie auch meine Intention bei diesem Album.“

Nach einer Trennung fand sich Diaz wortwörtlich auf einer Insel wieder – und übertrug diese physische Isolation in eine künstlerische. „Ich habe mich selbst auf eine Insel gebracht“, schreibt sie in ihrem Tagebuch. „Es war die perfekte physische Manifestation, allein mit all meiner Enttäuschung.“ Aus Wut, Scham und Trauer wurde ein Prozess der Selbstbeobachtung, der sie am Ende zu einer radikalen Erkenntnis führte: „Ich wusste nicht, dass ich mich noch nicht selbst gewählt hatte. Der einzige Mensch, den ich nie verlassen werde, bin ich selbst.“

Fataler Optimismus, so Diaz, sei die „angeborene Hoffnung auf etwas Magisches“ – so viel Vertrauen, dass man auch durch viel Herzensschmerz geht. „Die Sonne könnte heute untergehen und vielleicht morgen nicht wieder aufgehen, aber ich bin ziemlich sicher, dass sie morgen wieder aufgehen wird“, sagt sie lachend.

Die heute 39-Jährige begann sich in der Isolation zurechtzufinden und hat dabei vieles gelernt. Um diese Erfahrung musikalisch einzufangen, entschied sich Diaz für maximale Schlichtheit. Sie arbeitete zunächst in einem Studio in New Jersey, merkte aber schnell, dass dies nicht der richtige Ort für ihr neues Album war. „Wenn ich mit einer anderen Person daran gearbeitet habe, hat es sich einfach nicht richtig angefühlt. Wir haben dabei den emotionalen Faden verloren.“ Schließlich wechselte Diaz nach Los Angeles und nahm zusammen mit Produzent Gabe Wax (Soccer Mommy, Zach Bryan) auf. „Ich wollte einfach, dass es so klingt, als wäre ich allein.“ Sie stellte fest: „Der einzige Weg, das wirklich hinzubekommen, ist eben, tatsächlich allein zu sein.“ Hier hat sich der Optimismus also wieder gehohnt.

Die Arrangements sind sparsam, oft nur Stimme und Akustikgitarre, manchmal Bass oder Baritonitarre dabei. Der Aufnahmeprozess war langwieriger als je zuvor, auch weil Diaz an chronischen Nervenschmerzen litt – verursacht dadurch, dass sie während des Gitarrespielens zwanzig Jahre falsch stand. Doch diese Langsamkeit erlaubte es ihr, den Songs eine besondere Tiefe zu geben. „Ich glaube, dieses Album stützt sich noch viel stärker auf das Songwriting als die letzten Platten. Man muss sich wirklich auf die Texte einlassen – denn es gibt nicht viel anderes.“

„Feel Something“ eröffnet das Album als dringlicher Ruf nach Verbindung. „Es ist der Moment, in dem man versucht, die verlorene Liebe zurückzurufen“, erklärt sie.

Kunst der Selbstenttäuschung

„Good Liar“ hingegen erzählt von der Kunst, sich selbst zu täuschen. „Dieser Song handelt ganz konkret davon, dass niemand sonst mich belügen muss – ich kann mich selbst belügen“, sagt Diaz. Und sie singt: „Ich bin die Königin des Silberstreifs/ Ich bin die Beste darin, immer die hellere Seite zu suchen“ – eine Hymne an die Verdrängung.

Für Diaz ist Schreiben mehr als Kunst – es ist Therapie. „Es geht einfach nur darum, dass ich versuche, mein Leben zu verstehen, weißt du – und dass ich herausfinden will: Was zum Teufel mache ich hier eigentlich?“ So wurde die Isolation nicht nur zu einem Ort des Schmerzes, sondern auch zu einer Quelle neuer Stärke. „Ich glaube nicht, dass ich jemals so gut darin war, allein zu sein. Es hat mir irgendwie eine kleine Superkraft verliehen.“

Jetzt ist vom fatalen Optimismus nur Optimismus geblieben: Zum ersten Mal seit Jahren, sagt Diaz, habe sie wieder einen „leichten“ Song geschrieben. „Es war wirklich witzig – ich habe schon lange nichts mehr über so ein leichtes, unbeschwertes Gefühl geschrieben.“ Und das, wo sie gerade aus einer Phase der tiefsten Isolation kommt. So klingt „Fatal Optimist“ wie das ehrliche Fazit einer langen Reise: „Jedes Mal lernt man etwas Neues, jedes Mal bekommt man etwas, das man nicht unbedingt wollte“, sagt Diaz. „Es gibt sogar etwas Schönes daran, Herzschmerz zu erleben.“ R

„Ich habe mich auf eine Insel gebracht, allein mit meiner Enttäuschung.“

heute untergehen und vielleicht morgen nicht wieder aufgehen, aber ich bin ziemlich sicher, dass sie morgen wieder aufgehen wird“, sagt sie lachend.

Die heute 39-Jährige begann sich in der Isolation zurechtzufinden und hat dabei vieles gelernt. Um diese Erfahrung musikalisch einzufangen, entschied sich Diaz für maximale Schlichtheit. Sie arbeitete zunächst in einem Studio in New Jersey, merkte aber schnell, dass dies nicht der richtige Ort für ihr neues Album war. „Wenn ich mit einer anderen Person daran gearbeitet habe, hat es sich einfach nicht richtig angefühlt. Wir haben dabei den emotionalen Faden verloren.“ Schließlich wechselte Diaz nach Los Angeles und nahm zusammen mit Produzent Gabe Wax (Soccer Mommy, Zach Bryan) auf. „Ich wollte einfach, dass es so klingt, als wäre ich allein.“ Sie stellte fest: „Der einzige Weg, das wirklich hinzubekommen, ist eben, tatsächlich allein zu sein.“ Hier hat sich der Optimismus also wieder gehohnt.

Die Arrangements sind sparsam, oft nur Stimme und Akustikgitarre, manchmal Bass oder Baritonitarre dabei. Der Aufnahmeprozess war langwieriger als je zuvor, auch weil Diaz an chronischen Nervenschmerzen litt – verursacht dadurch, dass sie während des Gitarrespielens zwanzig Jahre falsch stand. Doch diese Langsamkeit erlaubte es ihr, den Songs eine besondere Tiefe zu geben. „Ich glaube, dieses Album stützt sich noch viel stärker auf das Songwriting als die letzten Platten. Man muss sich wirklich auf die Texte einlassen – denn es gibt nicht viel anderes.“

„Feel Something“ eröffnet das Album als dringlicher Ruf nach Verbindung. „Es ist der Moment, in dem man versucht, die verlorene Liebe zurückzurufen“, erklärt sie.

Kunst der Selbstenttäuschung

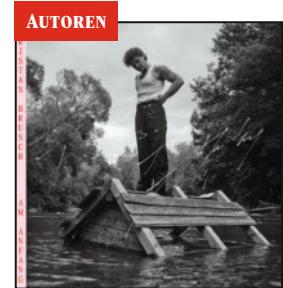
„Good Liar“ hingegen erzählt von der Kunst, sich selbst zu täuschen. „Dieser Song handelt ganz konkret davon, dass niemand sonst mich belügen muss – ich kann mich selbst belügen“, sagt Diaz. Und sie singt: „Ich bin die Königin des Silberstreifs/ Ich bin die Beste darin, immer die hellere Seite zu suchen“ – eine Hymne an die Verdrängung.

Für Diaz ist Schreiben mehr als Kunst – es ist Therapie. „Es geht einfach nur darum, dass ich versuche, mein Leben zu verstehen, weißt du – und dass ich herausfinden will: Was zum Teufel mache ich hier eigentlich?“ So wurde die Isolation nicht nur zu einem Ort des Schmerzes, sondern auch zu einer Quelle neuer Stärke. „Ich glaube nicht, dass ich jemals so gut darin war, allein zu sein. Es hat mir irgendwie eine kleine Superkraft verliehen.“

Jetzt ist vom fatalen Optimismus nur Optimismus geblieben: Zum ersten Mal seit Jahren, sagt Diaz, habe sie wieder einen „leichten“ Song geschrieben. „Es war wirklich witzig – ich habe schon lange nichts mehr über so ein leichtes, unbeschwertes Gefühl geschrieben.“ Und das, wo sie gerade aus einer Phase der tiefsten Isolation kommt. So klingt „Fatal Optimist“ wie das ehrliche Fazit einer langen Reise: „Jedes Mal lernt man etwas Neues, jedes Mal bekommt man etwas, das man nicht unbedingt wollte“, sagt Diaz. „Es gibt sogar etwas Schönes daran, Herzschmerz zu erleben.“ R



LESER



AUTOREN

1. JEFF TWEEDY
Twilight Override (-)
2. THE CURE
Songs Of A Lost World ↑ (5)
3. PAUL WELLER
Find El Dorado (13)
4. NEIL YOUNG
Talkin' To The Trees ↑ (6)
5. BRUCE SPRINGSTEEN
Tracks II ↓ (3)
6. BETH GIBBONS
Lives Outgrown ↑ (9)
7. RON SEXSMITH
Hangover Terrace ↑ (17)
8. PULP *More* ↓ (1)
9. ALICE COOPER
The Revenge of Alice Cooper (-)
10. CASS McCOMBS
Interior Live Oak (-)
11. WET LEG *Moisturizer* ↓ (4)
12. BAP *Zeitreise* ↑ (15)
13. THE NEW EVES
The New Eve Is Rising (-)
14. HAIM *I Quit* ↓ (10)
15. BAXTER DURY
Allbarone (-)
16. CHUCK PROPHET
Wake The Dead ↓ (11)
17. NICK CAVE & THE BAD SEEDS *Wild God* ↓ (7)
18. SUZANNE VEGA
Flying With Angels ↓ (14)
19. REBECCA SCHIFFMAN
Before The Future (-)
20. VAN MORRISON
Remembering Now ↓ (2)



MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellt den RS-Autoren-Charts Eure Favoriten gegenüber und sendet bis zum 30. Oktober eine Mail mit Euren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen sind fünf Exemplare von „Returning To Myself“ von Brandi Carlile.

BRANDI CARLILE





Rau und lakonisch: BETTEROV

WENN SIE DICH HOLEN

Der Songschreiber BETTEROV erzählt von gebrochenen DDR-Biografien – mit großem Pop

Von JAN JEKAL

Fenchel an Rhabarberschaum ist der Beweis. „Michelin ist nichts zum Essen, Michelin steht nur auf Reifen.“ Wagner, Mahler, Bernstein? „So hießen bei uns Fleischereien.“ Auf seinem zweiten Album singt Betterov von der Welt, in der er aufgewachsen ist, dem Thüringen der Nachwendezeit, dem Arbeitsermilieu, das er als traumatisierte Gesellschaft voll gebrochener Charaktere porträtiert: misstrauisch, isoliert, abgehängt. Große Kunst, singt Betterov, gab es „bei uns“ nicht. Und jetzt nennt er, der Sohn dieser Welt, sein Pop-Album, das bei dem Majorlabel Universal erscheint, „Große Kunst“. Die Spannung dieser Platte könnte man vielleicht so auf den Punkt bringen: Man kann den Jungen aus der ostdeutschen Provinz nehmen, aber nicht die ostdeutsche Provinz aus dem Jungen. Dieser Junge sitzt jetzt vor Fenchel an Rhabarberschaum und schreibt darüber Lieder.

Betterov, bürgerlich Manuel Bittorf, wurde 1994 in Bad Salzungen geboren. Die Mauer gab es da seit fünf Jahren nicht mehr, aber die Gesellschaft, wie sie sich unter der Mauer entwickelt hatte, wie sie von der Diktatur erzogen wurde, gab es weiterhin. „Die DDR war ein Arbeiter-und-Bauern-Staat“, sagt Betterov, „und die

Gesellschaft sollte aus Arbeitern und Bauern bestehen. Und das ist 1989 nicht umgefallen, sondern in die neue Zeit übertragen worden. Als ich geboren wurde, 1994, war diese Gesellschaft noch da. In ihr bin ich aufgewachsen, und das hat etwas mit mir gemacht.

„Der Bevölkerung wurde ganz früh erzählt, dass Kunst kein Ort für sie ist.“

Denn der arbeitenden Bevölkerung wurde schon ganz früh erzählt, dass Kunst kein Ort für sie ist.“

Diese Haltung sitzt in seinen Knochen. Dass er sein Album mit ironischer Distanz „Große Kunst“ nennt, zeigt vielleicht, dass es ohne diese Ironisierung nicht geht – sie schützt ihn vor dem Vorwurf, er halte sich für etwas Besseres. Das sei der Reflex seiner Sozialisierung: Nimmt jemand eine Geige in die Hand, hält der sich wohl für überlegen. Auf „Große Kunst“ gibt es viele Geigen, schwere, traurige, filmische Geigen, die das Album eröffnen und beschließen und seine zwölf Songs mit Zwischenspielen verbinden. Es gibt aber auch eine „ganz beschissene“ Klampfe vom Flohmarkt („Man kann die nicht spielen, man bricht sich die Finger“), die den Streichern Paroli bietet. High and Low, Oben und Unten – und Betterov in der Mitte, im großformatigen Pop.

Schon sein Debüt und Durchbruch „Olympia“ von 2022, hatte einen ausproduzierten Pop-Rock-Sound, war hymnische Musik, die auf große Hallen zielte. Mit rauer, lakonischer Stimme hat er da über Persönliches gesungen, das noch nicht so deutlich das Gewicht der Geschichte trug – wenn auch Songs wie „Böller aus Polen“ schon von seinem Interesse an Milieubeobachtungen zeugten. Die musikalische Zugänglichkeit seines Debüts zeichnet nun auch „Große Kunst“ aus, die textliche Ambition ist eine Nummer größer.

Nicht fertig mit dem Feilen

„Mir war es wichtig, klarzumachen, dass es Menschen gibt in diesem Land, die die DDR in ihrer Biografie stehen haben“, sagt er. Dies sei schon früh ein zentraler Gedanke für dieses Album gewesen. Lange habe er überlegt, wie er das am kraftvollsten erzählen könnte. „Ich bin am Ende zu dem Entschluss gekommen, dass die Fluchtgeschichte meines Vaters eigentlich das beste Beispiel ist.“ Er hat daraus zwei Songs gemacht: „17. Juli 1989“ und „18. Juli 1989“, der erste beschreibt die Flucht und die geheimen Absprachen („Wenn sie dich holen, musst du sagen/Du weißt nicht, wo ich bin“), im zweiten bleibt nur der Fußabdruck des Geflohenen im Dreck und seine Frau im Garten, unter den Blicken der Nachbarschaft. Die Geschichte reicht in die Gegenwart: Betterov besucht die Heimat, bekommt zu hören: „Neulich warst du doch im Fernsehen/Da haben wir dich gesehen./ Vergiss nicht, wo du herkommst./ Und ich frag mich: Wie soll das gehen?“

Die größte Herausforderung bei dem Album sei gewesen, „dass man alle Themen, die einem wichtig sind, auch unterbringen kann“. Nicht ich, sondern man. Spricht da ein Pragmatismus aus ihm, eine nüchterne, unpersönliche Arbeiterhaltung? „Ich verstehe, was du mit ‚Pragmatismus‘ meinst. Ich weiß nicht, ob es das ist“, sagt er. Das sei ja Teil der kreativen Arbeit: zu wissen, was man will, und zu wissen, wann es gut ist. „Es ist am Ende des Tages so, dass man was schaffen muss. Es gibt nirgendwo in Deutschland einen Künstler, der ganz genial ist, der aber noch nicht fertig ist mit Feilen. Aber wenn der erst mal fertig ist mit Feilen, so in fünf Jahren, dann könnt ihr alle mal sehen!“

Man dürfe nicht vergessen – und bei der Arbeit an einem Album sei es leicht, das zu vergessen –, dass es sich um eine Momentaufnahme handelt. „Das ist ganz wichtig, dass man das im Hinterkopf hat und dass man weiß: In zwei Jahren schreibt man ein ganz anderes Album. Man macht das nie wieder so, wie man es jetzt macht. Und deshalb muss man sich komplett verbrauchen und alles rauslassen und nachts dreimal aufstehen, weil man noch eine Idee hat. Man muss sich da reinwerfen, mit allem, was man hat. Und sich am Ende fragen: Habe ich das gemacht? Und wenn das so ist, dann ist auch alles richtig und alles gut.“ **R**

„Man muss sich komplett verbrauchen und nachts dreimal aufstehen.“

Aus dem Plattenladen

VINYL SOLLTE ES AUF REZEPT GEBEN

Erinnerungen eines Plattensammlers,
der einst Fritz Rau, Eric Burdon und
Ian Anderson chauffierte

Von INA SIMONE MAUTZ

Ich war der Fahrer“, erzählt Jürgen an meiner Ladentheke. In den Siebzigern nannten ihn alle nur „der Graf“, weil sein Nachname an einen adeligen Politiker erinnerte. Der Graf arbeitete damals bei Konzertveranstalter Fritz Rau und wurde regelmäßig mit der Aufgabe betraut, „die ‚Künschtler‘, wie der Fritz immer sagte“ vom Flughafen abzuholen. Die Rolling Stones, Queen, Deep Purple, Jethro Tull, The Who, Led Zeppelin – der Graf chauffierte sie alle. Mitunter ergaben sich auch noch ungeplante Fahrten: „Animals-Sänger Eric Burdon hatte plötzlich Durst, da bin ich mit ihm mal schnell zur Tankstelle gefahren, um Bier zu kaufen“, erinnert sich der Graf. Und dann schwärmt er von einem Pink-Floyd-Konzert und dem nahezu magischen Quadrafonie-Klangerlebnis, das schon 1972 im Musikfilm „Pink Floyd: Live At Pompeii“ zu bestaunen war – den es erst seit diesem Jahr auch auf Vinyl gibt, remastert von ihrem jüngeren Progrock-Kollegen Steven Wilson.

Wie Pink Floyd war auch Fritz Rau ein Visionär: Er veranstaltete hierzulande die ersten Open-Air-Konzerte und organisierte 1987 mal eben 20 Sonderzüge mit je 1000 Plätzen, die aus ganz Deutschland zu einer exklusiven Madonna-Show nach Frankfurt am Main fuhren. Wer bei „Sonderzug“ an Udo und Pankow denken muss, kann ganz ohne Umsteigen direkt wieder bei Rau landen: Der spielte in Lindenberg's Film „Panische Zeiten“ (1980) nämlich sich selbst. Und Frank Zappa verewigte Rau in seinem Song „Shall We Take Ourselves Seriously?“.

Im August 2025 traf der Graf Ian Anderson nach einem halben Jahrhundert in Bad Nauheim wieder. Der 78-Jährige und seine Band Jethro Tull spielten abends ein Konzert in der Kurstadt. Hobbyfotograf Anderson war mit seiner Leica-Kamera

unterwegs, als der Graf ihn ansprach. Sie plauderten über alte Zeiten und machten ein gemeinsames Selfie, das der Graf mir ein paar Tage später im Laden zeigte.

Wikipedia schreibt über Anderson: „Sein Flötenspiel ist durch Überblasen, Flatterzunge (...) und sogar Grunzen charakterisiert.“ Apropos: Neulich habe ich eine Vinyl-Lieferung aus England bekommen, die mit Metzgertüten ausgepolstert war, eine andere LP wurde zum Versand in einen Tiefkühl-pizza-Karton gesteckt. Nicht zu vergessen das Konvolut, das in einer „Der echte Scout“-Sammelmappe aus den frühen Neunzigern, Modell „Delfin“, eintraf.

Ein Paar aus Mannheim, das die EP „Our Love Goes Deeper Than This“ von Duke Special feat. Neil Hannon erwarb, berichtete von einem erstaunlichen Anblick: Ihr spanischer Nachbar hatte in der Chatgruppe des Mietshauses darauf hinweisen wollen, dass die Mauer im Hinterhof kollabiert war. Er schrieb den monumentalen Satz: „Die Mauer ist gefallen!“ Noch größer als das Amusement über diese Nachricht war die Überraschung am nächsten Morgen: Der Schlafzimmerbalkon von Nathalie und Daniel befand sich nun in einer unfreiwilligen Blickgemeinschaft mit dem Fenster eines Tonstudios. Und dann erspähten sie das markante Gesicht von Konstantin Gropper!

Der Name von dessen Band Get Well Soon passt zu der Tatsache, dass Villa Hansa Schallplatten als Kurstadtgeschäft oft von Reha-Patienten besucht wird. Manche wollen nur ein Elvis-Souvenir, für andere ist Musik so rekonvaleszentrelevant, dass es Vinyl auf Rezept geben müsste. Ein Plattensammler aus Berlin war nach einem Unfall taub geworden, konnte dank eines Implantats aber wieder hören. Er kaufte die Single „Free Me“ von Uriah Heep. Diese Band hat der Graf einst bestimmt auch chauffiert. ®

Kommenden Monat lest Ihr an dieser Stelle wieder Eric Pfeils Pop-Tagebuch, die nächste Mautz-Kolumne in RS 1/26.



ADticket

SHOOTER PROMOTIONS PRÄSENTIERT
CAFÉ DEL MUNDO
GUITAR REVOLUTION SYMPHONIC
2026

22.02. München 08.03. Berlin
07.03. Hamburg 09.03. Dresden
... und viele weitere Termine

JOE BONAMASSA

EVERY SHOW IS A NEW EXPERIENCE! LIVE IN CONCERT



22.04.26 Hamburg Barclays Arena
29.04.26 Mannheim SAP Arena
01.05.26 Chemnitz Stadthalle
02.05.26 Nürnberg PSD Bank Nürnberg ARENA
29.10.26 Rostock Stadthalle
30.10.26 Berlin Über Arena
31.10.26 Dortmund Westfalenhalle

MUSIK FÜR DIE AUGEN

ROCK
the
CIRCUS

26.02. Esslingen 28.02. Troisdorf
27.02. Bad Homburg 01.03. Mönchengladbach
... und viele weitere Termine

SIMON & GARFUNKEL
THROUGH THE YEARS IN CONCERT
2026

10.03. Rastatt 12.03. Offenburg
11.03. Freudenstadt 13.03. Saarlouis
... und viele weitere Termine

ADticket.de



Mark Ronson: „Man konnte spüren, wie sich die Moleküle im Raum veränderten.“

Q&A

MARK RONSON

„ES WAR WIE EIN ORGASMUS VON 500 MENSCHEN ODER SO“

Der Produzent über wilde Nächte in seiner Zeit als DJ im New York der 90er-Jahre

Von LARISHA PAUL

Die Geister vergangener Nächte spuken durch die Straßen von New York. Mark Ronson sieht sie überall: In Tribeca gibt es Überreste des New Music Cafe, wo er in seinen frühen Zwanzigern den Sprung zum Headliner-DJ schaffte. Wo die Brooklyn-Legenden Jay-Z und The Notorious B.I.G. ihn spielen hörten – und wo er als erster DJ „Hypnotize“ vor der offiziellen Veröffentlichung auflegte. „Ich habe so viele Erinnerungen daran, wie ich vor dem Club vorfuhr und alle schon in der Schlange standen, gespannt auf den bevorstehenden Abend“, erinnert sich der DJ, der zum Grammy-gekrönten Produzenten wurde (Amy Winehouse, Robbie Williams). Eben sind seine Memoiren erschienen: „Night People. How To Be A DJ In '90s New York City“.

Mit fünfzig Jahren, als Ehemann und Vater von zwei Kindern, trägt er die Erinnerungen buchstäblich in seinen Knochen: Er hat chronische Nackenprobleme und entzündete Gelenke von unzähligen Nächten, die er über den Plattenpielern verbracht hat.

Hast du als DJ überhaupt alles mitbekommen, was damals in den Clubs abgelaufen ist?

Für das Buch habe ich etwa 150 Leute interviewt, weil ich wusste, dass um mich herum so viel Spannendes passierte, aber ich saß die meiste Zeit in dieser verdammten Kabine fest. Frank, der an der Tür stand, erzählte mir die verrückte Geschichte, dass Biggie eines Abends mit fünfzig Typen aufgetaucht sei. Er sagte (*zu Biggies Crew*): „Bringt das zurück ins Auto“ – Waffen, Schwerter, was auch immer. Biggie wusste, dass er nicht alle fünfzig seiner Jungs auf einmal reinbringen konnte, also stand er etwa eine Stunde lang da mit einem dicken Bündel Bargeld, das er Frank alle fünf Minuten gab, damit er einen Typen reinließ. Er wartete, bis seine gesamte Crew drin war. Ich wollte diese Szene so lebendig wie möglich schildern. Das bedeutete, mit allen zu sprechen, die in dieser Nacht im Club waren.

Eine der besonderen Szenen in „Night People“ ist, als du „Hypnotize“ zum ersten Mal in einem Club gespielt hast. Wie war dieser Moment?

Da war ein Promoter von Bad Boy Records. Weil ich am Dienstag die angesagte Party hatte, kam er mit dieser Acetatplatte vorbei – das ist eine direkt aus der Fabrik stammende Vinylplatte, die nur zehnmal abgespielt werden kann und sich dann selbst zerstört oder so. Er meinte: „Ich habe den neuen Biggie. Du kannst ihn nicht behalten, aber ich kann dich ihn jetzt spielen lassen.“ Ich legte ihn auf, hörte ein kleines Stück davon über die Kopfhörer und spielte ihn dann einfach. Der ganze Club war wie von einem Meteor getroffen. Dieses Ding hatte etwas so Heiliges und Besonderes an sich. Es war vielleicht einmal im Radio gelaufen, aber zum größten Teil hörten 400 oder 500 Menschen diesen Song zum ersten Mal gleichzeitig. Weil es so ein verdammt unglaublicher Song ist, konnte man spüren, wie sich die Moleküle im Raum veränderten. Es war wie ein verdammt Orgasmus von 500 Menschen oder so.

Zu deiner Geschichte gehört auch, dass du in Aaliyahs Video „More Than A Woman“ zu sehen bist. Was weißt du noch von den Dreharbeiten?

Ich erinnere mich nur daran, dass ich diese wirklich kitschigen getönten Sonnenbrillen trug, die ich damals total cool fand. Und dass Aaliyah mich anrief und sagte: „Ich möchte, dass du in dem Video mitspielst.“ Dass ich dachte: Ich möchte eigentlich nicht extra für einen Tag nach L.A. fliegen, aber es wäre schön, sie zu sehen – scheiß drauf, warum nicht? Ich glaube, es war vielleicht ein oder zwei Wochen später, als ihr Flugzeug abstürzte. Ich bin natürlich sehr dankbar, dass ich das gemacht habe, denn das war das letzte Mal, dass wir zusammen waren.

Wie sehr hast du beim Schreiben über dein Vermächtnis nachgedacht – oder darüber, dass deine älteste Tochter diese Geschichten lesen würde?

Ich habe darüber erst nachgedacht, als ich fast fertig war: Ist das was, das ich ihr zum Lesen geben möchte? Ich bin mir sicher, dass sie als Teenager sagen wird: Mein Vater ist langweilig, ich werde mir nichts von ihm anhören oder lesen. Wer weiß. Momentan ist sie total musikbegeistert, aber mein Ziel ist ja nicht, eine DJ-Crew großzuziehen. ®

Rare Tracks Vol. 156

Der Einfluss von Patti Smith ist schwer zu überschätzen. Zum 50. Jubiläum von „Horses“ haben wir einige Künstlerinnen versammelt, die auf den Schultern der Punk-Ikone stehen

CD TRACKS

1. TORRES „ARE YOU SLEEPWALKING?“

Auf ihrem fünften Album „Thirstier“ (2021), kommt die US-Musikerin Mackenzie Scott alias Torres mit einer Mischung aus Grunge, Bombast-Pop und Dance-Einschüben eindrucksvoll zu sich selbst.

2. JEHHNY BETH „BROKEN RIB“

Ein Highlight vom neuen Soloalbum der Savages-Sängerin, der mit „You Heartbreaker, You“ ein in seiner Kompromisslosigkeit durchaus mit Patti Smith vergleichbares Werk gelungen ist.

3. ANNA CALVI „DON'T BEAT THE GIRL OUT OF MY BOY“

Aufgespannt zwischen Post-Punk, The-Cure-Reminiszenzen und Calvis herrlich exaltiertem Gesangsmelodram kann dieses Stück nur ein Teaser zur letzten Platte der englischen Songschreiberin sein.

4. SHARON VAN ETEN „IDIOT BOX“

Dass Sharon Van Etten mehr ist als eine entfernte Seelenverwandte von Patti Smith, hat sie schon öfter demonstriert, aber noch nie so schön wie in dieser flehentlichen, unruhig pulsierenden Indie-Rock-Ode.

5. ANGEL OLSEN „NEVER BE MINE“

In diesem Meisterstück ihres wunderbaren Albums „My Woman“ (2016) klingt die US-Songschreiberin wie eine lasziv unterkühlte Punk-Verbindung aus Southside Johnny und The Ronettes.

6. PHOEBE BRIDGERS „KYOTO“

Indie-Rock? Grunge? Pop-Rock? Die US-Sängerin und -Songschreiberin hat mit Hymnen wie dieser längst ihren ureigenen Stil gefunden, der sich vielleicht als „punkige Grandezza“ charakterisieren ließe.

7. MITSKI „YOUR BEST AMERICAN GIRL“

Ein behutsam gesteigerter, wilder und majestatisch mäandernder Koloss von einer Alternative-Rock-Ballade, zu finden auf einer der besten Mitski-Platten mit dem famosen Titel „Puberty 2“ (2016).

PLAYLISTS



Die schönsten Archivfunde: Klassiker der Musikgeschichte und wiederdeckte Geheimtipps aus mehreren Jahrzehnten.



Aktuelle Lieblingslieder der Redaktion: Hier findet Ihr die besten neuen Songs aus allen möglichen Genres – einen Soundtrack der Gegenwart, den wir ständig auffrischen.

PODCASTS



Die Quintessenz des Podcasts: Unsere Playlist mit allen (guten) Songs, die wir bei „RS Weekly“ besprechen.

ALLE PLAYLISTS
FINDET IHR HIER:
rollingstone.de/audio

Noch mehr großartige Tracks könnt Ihr auf unseren Playlists bei Spotify hören!

NEUE MUSIKBÜCHER

NEW-JERSEY-DSCHUNGEL UND DUNKELBUNTES

Spannende neue Lektüre über Bruce, Beatles, Cure und Co. Von Birgit Fuß

PETER AMES CARLIN
Heute Nacht in Jungleland. Bruce Springsteen und „Born To Run“ (HANNIBAL)

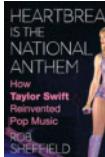
★★★★★



Die Geschichte, wie aus einer verzweifelten Situation in einer Holzhütte in New Jersey eines der größten Meisterwerke der Rockmusik entstand, wurde schon häufiger erzählt, auch in diesem Heft. Weil Peter Ames Carlin aber nicht nur unterhaltsam schreiben kann (siehe auch seine Biografie „Bruce“ und „The Name Of This Band Is R.E.M.“), sondern zudem sehr viel recherchiert hat, lohnt sich dieses fast 300-seitige Werk unbedingt – trotz der leicht holprigen Übersetzung. Allein wie nahe das Kapitel über „Tenth Avenue Freeze-Out“, Scooter und den Big Man einem den Sänger und seinen Saxophonisten bringt! Man möchte sich – wie Springsteen an den Jahrestagen von „Born To Run“ – sofort in ein Auto setzen, die Musik aufdrehen und losfahren. Egal wohin.

ROB SHEFFIELD
Taylor Swift: Heartbreak Is The National Anthem (PENGUIN)

★★★★★



Die Begeisterungsfähigkeit von Rob Sheffield kennt immer noch keine Grenzen – und das ist schon faszinierend bei einem Mann, der immerhin seit 1997 für den amerikanischen ROLLING STONE schreibt. Natürlich ist seine Biografie des größten lebenden Popstars eine einzige Huldigung, keine kritische Auseinandersetzung, aber Sheffield hat so viel Zeit mit Taylor Swift verbracht, dass er wirklich gut vermitteln kann, worum es ihr geht – sie hat sich ihre eigene Welt geschaffen.

IAN GITTINS
The Cure – Dunkelbunte Jahre (HANNIBAL) ★★★



„Dunkelbunt“ ist ein Wort, das man eigentlich immer mit Friedensreich Hundertwasser assoziert, aber es passt auch sehr gut zu Robert Smith und The Cure. Der britische Musikjournalist Ian Gittins führt im soliden Schnell-

durchlauf durch die Karriere der Band, doch das Schönste sind all die Fotos. Man riecht förmlich das Haarspray.

BON JOVI
Forever (GENESIS)

★★★★★

Der opulente Bildband ist eine hübsche Zeitreise auf knapp 270 Seiten, erzählt von Jon Bon Jovi, mit vielen Lyrics-Faksimiles und Studio-, Live- und Backstage-Impressionen. Der Großteil der Geschichte ist natürlich den 80er- und 90er-Jahren gewidmet, in denen Bon Jovi erst eine der größten Hardrock-, dann eine der größten Mainstream-Rock-Bands der Welt waren. Diese Unterscheidung ist durchaus wichtig, und sie zeigt sich nicht nur an der Länge der Haare. Der Sound wurde weicher, im Stadion fiel das stets weniger auf als bei den Alben. Live haben Bon Jovi immer alles gegeben. Das darf noch einmal gefeiert werden.

NICOLA BARDOLA
Die 55 besten fünften Beatles (REIFFER)

★★★★★

Mal keine Lobrede, sondern eine lustige Idee zu John Lennons 85. Geburtstag: Hier geht es um all die Menschen im Umfeld der berühmten vier – von Jane Asher und Neil Aspinall über den Maharishi Mahesh Yogi, George Martin und Stuart Sutcliffe bis zu Klaus Voormann. Ein paar Unbekanntere sind unter den 55 Anwärter natürlich auch.

S. H. FERNANDO JR.
MF Doom. Chroniken einer HipHop-Ikone (HALVMALL)

★★★★★

Diese Biografie beginnt nicht grundlos mit einem Shakespeare-Sonett. Das Leben von MF Doom mag eine Tragödie gewesen sein – der gebeutelte Rapper starb 2020 mit nur 49 Jahren –, doch Fernando geht es vor allem um das Werk des „Supervillain“ und Bukowski-Anhängers, um seine Poesie, seine Produktivität. So wird der Mensch hinter der Maske sichtbar – und seine Begabung sowieso. Ⓛ



Nach dem ESC: NEMO

TRAUM VOM FLIEGEN

Im Jahr 2024 gewann NEMO den Eurovision Song Contest – erst jetzt erscheint sein Debütalbum

Von JAN JEKAL

Ein Jahr fliegt vorüber – nicht zuletzt wenn man in diesem Jahr den Eurovision Song Contest gewinnt. Auftritte überall, Interviews, Partys, Leute, die sich im Glanz sonnen wollen. Den Eurovision 2024 hat Nemo aus der Schweiz gewonnen, mit dem opernhaften Popsong „The Code“, einer rasanten Mischung aus Orchester, Drum'n'Bass und Bond-Titelsong. Nach diesem Triumph hat Nemo erst einmal allen Anfragen zugesagt. Um dann festzustellen, dass für das Eigentliche im Terminkalender nichts mehr frei blieb. „So ein halbes Jahr nach Eurovision, als ich mich immer noch bei TV-Performances in Griechenland wiedergefunden habe“, erzählt Nemo, „habe ich gedacht, dass ich jetzt

einfach Musik machen muss. Ich musste wirklich bewusst die Entscheidung treffen: Hey, jetzt ist der Moment, wo ich mein Album mache. Und nichts anderes.“

Nach solch einem Erfolgsjahr wundert es wenig, dass „*Arthouse*“, Nemos Debütalbum, eine fröhliche, frenetische Platte geworden ist. Ein Partyalbum. Musik für die Nacht. Die politische Dimension betont Nemo im Gespräch aber. „Der Club ist ein Ort, an dem Menschen, die den Tag über vielleicht nicht immer akzeptiert werden, sie selbst sein können. Eine Parallelwelt, in der ich unglaublich viel Freiheit spüre und viele Begegnungen hatte, die mich unglaublich geprägt

haben.“ Nemo ist eine nonbinäre Person – deshalb verzichtet dieser Text auch auf Pronomen –, und schon „The Code“, der Eurovision-Song, handelte von der Befreiung, dem Ausbruch aus einer repressiven Ordnung. „I broke the code“, heißt es da. Ein Ausdruck queerer Selbstbestimmung, auf den einige Milieus weiterhin – und zuletzt wieder stärker – mit Unverständnis und Gewalt reagieren. (Laut dem Bundeskriminalamt hat es letztes Jahr 1765 gegen „sexuelle Orientierung“ gerichtete Gewaltvorfälle gegeben – ein Anstieg von 18 Prozent gegenüber dem Vorjahr.)

Bern, Paris, London

„Der Titeltrack „*Arthouse*“ gibt sehr viel darüber preis, wieso dieses Album überhaupt existiert und was ich mit diesem Album eigentlich will“, sagt Nemo. „Dieser Wunsch nach einem Ort, wo man sich sicher fühlen kann, wo man zusammenkommen kann. Egal was in der Welt passiert – man hat einander. Und ich glaube, dass „*Arthouse*“ für mich diesen Space – oder den Wunsch danach – repräsentiert.“ Der hat dann die Form ausgelassener Partymusik wie auf dem Track „Eurostar“, der nicht nur auf Nemos Status als Eurovision-Champion anspielt, sondern auch auf die Zugverbindung Paris–London, zwei Städte, die in Nemos Leben in den letzten Jahren eine große Rolle gespielt haben. (In London lebt Nemo mittlerweile, dort ist auch das Album entstanden.)

Nemo, 1999 im Kanton Bern geboren – Nemo ist wirklich der bürgerliche Vorname –, ist in der Schweiz schon lange ein Star gewesen. Als Teenager war Nemo mit Pop-Rap in schweizerdeut-

scher Mundart erfolgreich, eine Stilrichtung freilich, die wenig kosmopolitisch ist. Die Entscheidung, 2021 nach Berlin zu ziehen und es in englischer Sprache zu versuchen, entsprang dem Wunsch, die Schweizer Musikwelt hinter sich zu lassen, Anschluss zu finden an den internationalen Pop. Das Leben in Berlin war dann darüber hinaus auch persönlich eine Schlüsselerfahrung. „Ich glaub, ich hätte „The Code“ nie geschrieben, wenn ich nicht nach Berlin gegangen wäre“, sagt Nemo. „Oder vielleicht erst in zehn Jahren oder so. Ich hätte auf jeden Fall viel länger gebraucht, um mich so zu akzeptieren, wie ich bin. Dafür habe ich Berlin sehr viel zu verdanken.“

Das frühere Leben als Mundart-Star war ein wertvoller Testlauf für das Eurovision-Kapitel, findet Nemo. „Damals habe ich schon gemerkt, okay, so gewisse Leute sind gerne um einen rum, wenn viel passiert, und wenn sich der Rummel verliert, sind sie auch wieder weg. Ich glaube, das hat mir schon sehr geholfen mit dem ganzen Eurovision-Ding, dass ich das schon einmal im Kleinen erlebt habe. Nur – diesmal ist es hundertmal größer.“

Manchmal weicht die Partystimmung von „*Arthouse*“ introspektiven Momenten und die Nacht wird zu Melancholie. In „Unexplainable“ singt Nemo: „I go to bed, I close my eyes/ And I'm a woman in my dreams.“ Was, wenn ich mir selbst immer ein Rätsel bleibe? „What if I'm unexplainable?“ Nemo bringt den typischen Falsettgesang in große, virtuose Höhen. Diese Art zu singen, sagt Nemo, sei intuitiv. Diese Melodien sind nicht geschrieben, sondern kommen einfach, entstehen in der Improvisation, im Vor-sich-hin-Singen. Die nötige Technik, die musikalische Ausbildung ist ja vorhanden. „Das ist alles geerdet, glaube ich, in meinen Einflüssen von der Opernseite und der Klassik, in Melodieängen, mit denen ich früh in Kontakt gekommen bin. Ich habe in Opern mitgespielt und Geige gespielt und da diese klassischen Melodien mit auf den Weg bekommen.“

So weit oben zu singen fühlt sich an wie fliegen. „Ich glaube, die Intuition offenbart sehr viel darüber, was in einem passiert oder wie man sich fühlt“, sagt Nemo. „Wenn ich gar nicht nachdenke, dann kommen diese hohen Melodien, und dann singe ich so und finde es schön, mich so zu hören. Das bin dann einfach ich.“ ☙



ELENI DRAKE

Das neue Album

CHUCK

Mit den Singles
**A WONDER DAY, DOLORES,
I DON'T NOT LOVE YOU,
HALF ALIVE und RIPPLES**

Ab 31. Oktober überall als
Vinyl, CD und digital erhältlich



"ENCHANTING"
CLASH

"STUNNING"
THE LINE of BEST FIT

**"ELENI CONTINUES
TO WOW LOVESTRUCK
INDIE DADS"**



**ELENI DRAKE
SUPPORTING WILL VARLEY
OKTOBER**

13 FRANKFURT-NACHTLEBEN
16 MÜNCHEN-KRANHALLE AT FEIERWERK
21 BERLIN-QUASIMODO
22 HAMBURG-NOCHTSPEICHER
23 KÖLN-HELIOS 37

NEUES AUS DEM HINTERWALD

Austropop gegen Heimatkitsch:
ANNA BUCHEGGER vermeidet Klischees
und verbindet Selbstermächtigung mit
Klavierballaden

Von MAX GÖSCHE

Foto von ALEX GOTTER



Den Rechtspopulisten die Suppe versalzen: dieses Ziel verfolgt die österreichische Sängerin und Songschreiberin Anna Buchegger mit ihrem neuen Album „Soiz“. „Meine Art, den Ort namens Heimat mitzugestalten, besteht darin, Begriffe und Genres zu reclaimen“, erklärt sie forsch. Ihr Austropop stemmt sich gegen sexistische Rollenmuster, patriotisches Stammtischgeheul und die Verkitschung der Alpenwelt mit einer an Soul und Jazz geschulten Empowerment-Geste – und hat mit Nationalstolz ungefähr so viel zu tun wie ein Basecap mit einem Tirolerhütchen. Die zwischen Salzburg und dem Hallstätter See aufgewachsene Künstlerin reflektiert, weshalb es in Österreich vergleichsweise einfach zu sein scheint, stolz auf die eigene Heimat zu sein. „Das kommt wahrscheinlich daher, dass wir sehr früh angefangen haben, den Nationalsozialismus zu verklären oder Deutschland in die Schuhe zu schieben.“ Sie spielt auf die Mär vom ersten Opfer des Nationalsozialismus an. Die habe der Geschichtsvergessenheit und der Romantisierung des traditionellen Österreichbilds Tür und Tor geöffnet. Traurige Beispiele dafür seien die Heimatfilme der Fünfziger.

**„Ich hatte den
Wunsch, das
Alpenländische mit
Pop zu verbinden.“**

Buchegger schaut hinter die Klischees, sie schreibt Lieder über Themen wie Stadt-Land-Gefälle, darüber, wie die Menschen auf dem Land wirklich ticken, und darüber, wie es ist, in der rauen Landschaft eines Bergdorfs groß zu werden. Mithilfe ihres exaltierten Gesangs entreißt sie diese Geschichten dem Mittelmaß und stellt sie auf einen Sockel zwischen Soap&Skin und Falco. „Ich hatte schon früh den Wunsch, das Alpenländische mit Popmusik zu verbinden“, erklärt die 26-Jährige. „Ich habe mich aber lange Zeit nicht getraut. Ich dachte, dass ich meinen Dialekt ablegen muss, weil der oft mit Kleinbürgerlichkeit gleichgesetzt wird.“

Anfangen hat es mit einem Hackbrett, im Alter von vier Jahren bekommt sie das Instrument von ihren Eltern geschenkt. Diese sind zwar selbst eher unmusikalisch, wie Buchegger verrät. Sie betreiben Landwirtschaft, unter anderem eine Alpaka-Farm. Aber sie tun alles, um die kreativen Veranlagungen ihrer beiden Töchter zu fördern. „Bei meiner Mutter hatte ich oft das Gefühl, dass sie uns mit dem Musikunterricht etwas geben konnte, das sie selbst nicht bekommen hat“, erklärt Buchegger. Mit ihrer Schwester tritt sie eine Zeit lang als Volksmusik-Duo auf. Irgendwann geht die Schwester zum Studieren fort. „Von da an war ich Solokünstlerin“, sagt Buchegger, nur halb im Scherz. Denn ab jetzt macht sie tatsächlich Ernst. Sie lernt noch ein Instrument (Klavier) und nimmt 2011 als jüngste Teilnehmerin (mit zwölf!) an der Castingshow „Die große Chance“ teil. Später studiert sie, macht in Wien ihren Bachelor in Gesangspädagogik, gewinnt 2021 die Fernsehshow „Starmania“ mit einer selbst geschriebenen Klavierballade und schließt einen Master-Studiengang in Performance-Kunst ab. 2024 erscheint ihr Debütalbum, „Windschatten“.

Salz aus der Region

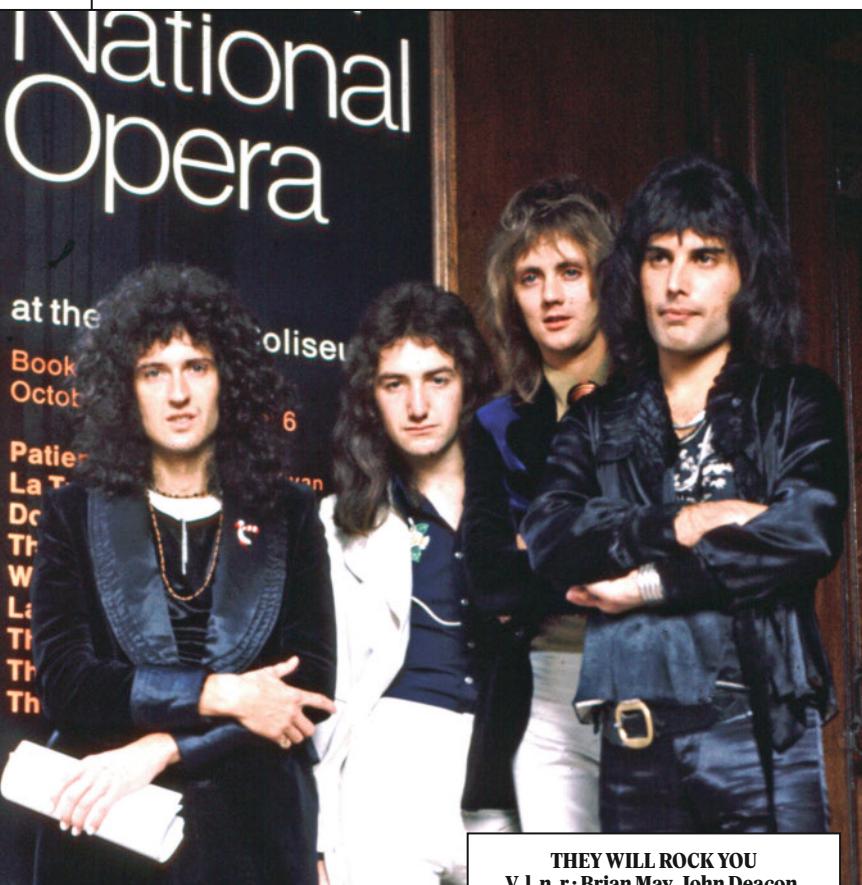
Buchegger bezeichnet sich unumwunden als „extrem privilegiert“. Die Wurzel für die Motivation, parallel zu ihrer transmedialen Musikkunst (man schaue Bucheggars Videos!) eine akademische Laufbahn einzuschlagen, sieht sie in der Elterngeneration. Ein sicheres Standbein sei bei Boomern noch immer das Wichtigste. „Ich wusste, dass ein abgeschlossenes Studium den meisten intrinsischen Stolz mit sich bringt.“ Stolz können ihre Eltern (und alle anderen Österreicher:innen, die ihre Heimat lieben und ihr Kreuz am Wahltag trotzdem nicht bei der FPÖ machen) auch auf Bucheggars zweites Album, „Soiz“, sein. Der Titel steht natürlich für das Salz aus den Bergwerken in der Region, in der sie aufgewachsen ist, jenes Salz, mit dem Österreich beziehungsweise die Habsburgermonarchie ungeheure Reichtümer anhäufen konnte.

Für Buchegger hat Salz vor allem zwei Funktionen: Es dient zum Konservieren und brennt in alten Wunden. „Genau das will ich auch mit meiner Musik erreichen: bewahren und aufrütteln.“ Und wenn sie so eingängig klingt und so modern produziert wie im Fall von „Soiz“, kann Mundart sogar das Gegenteil von Hinterwäldlertum sein. ®

HISTORY

WILL YOU DO THE FANDANGO?

Der Queen-Klassiker „A Night At The Opera“ wird 50 Jahre alt. Eine Würdigung. Von SASSAN NIASSERI



DAS COVER

A Night At The Opera

↓ Das vom ehemaligen Kunststudenten Freddie Mercury entworfene heraldische Wappen zeigt die Sternzeichen Löwe (Deacon, Taylor), Krebs (May) und zwei Feen, die für sein eigenes Sternzeichen Jungfrau stehen sollen (don't ask!). Dazu ein Phönix und der Buchstabe Q für Queen.



THEY WILL ROCK YOU
V.l.n.r.: Brian May, John Deacon,
Roger Taylor und Freddie Mercury
1975 auf den Stufen der English
National Opera in London



DER FILM

Wayne's World

↑ Kurz nach Mercurys Tod 1991 kam diese heute schlecht gelaunte Komödie ins Kino und bescherte Queen durch den Einsatz von „Bohemian Rhapsody“ einen sensationellen Erfolg. Der Song gelangte im UK nach mehr als 16 Jahren erneut auf Platz eins der Charts, in den USA auf die Zwei.

DAS MASKOTTCHEN

„Bohemian Rhapsody“

↓ Millionen Menschen singen das Lied und fordern Scaramouche (dt. „Scharfmützel“) auf, den Fandango zu tanzen. Wer ist dieser Kerl? Eine komische Figur des italienischen Volkstheaters Commedia dell'arte aus dem 17. Jahrhundert. Mercury hätte gern mit ihm getanzt.



DER ALFA ROMEO

„I'm In Love With My Car“

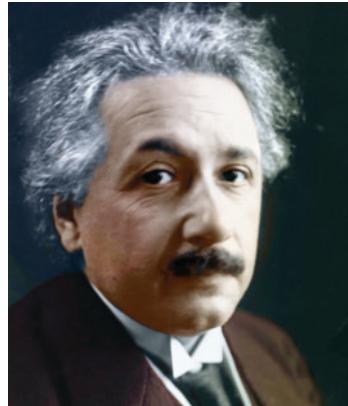
↓ Einer der größten Treppenwitze der Musikgeschichte verrät viel über die Verteilung von Tantienmen. Als die von Mercury geschriebene Single-A-Seite „Bohemian Rhapsody“ zum Hit wurde, erhielt Roger Taylor für seine unpopuläre B-Seite genauso viel Geld.



DIE GEFAHRTHIN

Mary Austin

↓ „Love Of My Life“ schrieb Mercury für Mary Austin, die er seit 1969 kannte und der er einen Heiratsantrag gemacht hatte. „You've broken my heart, and now you leave me“, singt er. Vielleicht aus ihrer Perspektive. Aber Austin wurde Haupterbin seines Vermögens.



DAS GENIE

Albert Einstein

↑ 2007 promovierte Brian May zum Doktor der Astrophysik. Sein „Opera“-Song „39“ handelt von Zeitdilatation nach Einstein – Weltraumfahrer kehren nach einem Jahr auf die Erde zurück und müssen feststellen, dass Jahrzehnte vergangen sind.



DIE KÖNIGIN

Queen Elizabeth II.

↑ Es gibt den „Star-Spangled Banner“ in der Hendrix-Version, und es gibt „God Save The Queen“ in der „Opera“-Version: eine Nationalhymne, vereinnahmt durch Rockmusiker. Vom Band eingespielt, beschließt es traditionell bis heute die Queen-Konzerte.



DAS MUSICAL

We Will Rock You

↑ Am 17. Oktober war im Stage Palladium Theater von Stuttgart die Premiere des „We Will Rock You“-Musicals, mit modernisiertem Drehbuch und einer jüngeren, diverser aufgestellten Besetzung. Aisata Blackman spielt die Killer Queen. Tickets ab 59,99 Euro.

Willanders Welt

„I HEARD SOME THINGS“

Weshalb Sie die Dokumentation „Mr. Scorsese“ bei Apple TV+ sehen sollten

Von ARNE WILLANDER

Es war einmal ein kleiner italoamerikanischer Junge, der mit seinen Eltern in Little Italy in New York City lebte. Da waren harte Typen, die ihre Sätze nicht zu Ende sprachen, und manchmal lag ein Toter auf der Straße. Der wirklich sehr kleine Martin Scorsese litt an Asthma und saß im Sommer in den klimatisierten Kinos und am Freitagabend vorm Fernseher, wenn italienische Filme gezeigt wurden.

Marty, wie ihn in Rebecca Millers Dokumentarserie „Mr. Scorsese“ jeder außer Daniel Day-Lewis nennt, studierte Film an der NYU und machte den Film „Who's That Knocking At My Door“, in dem all die Typen herumhängen, mit denen Marty und sein Bruder herumhingen.

Dann ging Marty mit Freunden nach Woodstock, um einen Film über das Festival zu drehen. Er hatte Manschettenknöpfe an seinem Hemd. Michael Wadleigh ließ ihn später nicht mitmachen. Er gewann einen Oscar.

Scorsese machte „Boxcar Bertha“ für Roger Corman. Gefiel wenigen. Dann kam „Mean Streets“. Harvey Keitel spielte die Hauptrolle wie schon in „Who's That Knocking“, und Brian De Palma empfahl für die Rolle des explosiven Johnny-Boy einen Schauspieler namens Robert De Niro, mit dem er zwei Filme gedreht hatte. De Niro kam auch aus Little Italy, ein Künstlersohn, und er kannte die Leute, die Scorsese kannte. Nur einander kannten sie noch nicht.

Daniel Day-Lewis sagt auf einem Sessel in seinem behaglichen Wohnzimmer, dass in allen Filmen, die er in seiner Jugend liebte, Robert De Niro mitspielte. De Niro ist Travis Bickle in „Taxi Driver“. De Niro ist Jimmy Doyle in „New York, New York“. De Niro ist Jake LaMotta in „Raging Bull“. De Niro ist Rupert Pupkin in „The King Of Comedy“.

Während „New York, New York“ schnupfte Scorsese so viel Kokain, dass er mit inneren Blutungen ins Krankenhaus eingeliefert wurde. „Menschen können im Leben sterben und wiederauferstehen“, sagt Mr. Scorsese zu Rebecca Miller. „Ich habe mich geweigert zu sterben.“ Robert De Niro kam ins Krankenhaus. Er brachte Paul Schraders Drehbuch zu „Raging Bull“: „You wanna die in this hospital? There's something you gotta do.“

Scorsese wollte den „Boxerfilm“ zunächst nicht machen. Und De Niro wusste, dass nur Scorsese ihn machen konnte. Als er das Krankenhaus verlassen hatte, ging er zu einem Boxkampf und sah aus der dritten Reihe das Blut an den Ringseilen und den Schwamm, aus dem das Blut gedrückt wurde. Er entwarf die Storyboards.

De Niro als Jake LaMotta war erst ganz dünn und dann ziemlich dick. Er war nach Italien gereist und hatte 30 Kilogramm zugenommen. „Die letzten 15 Minuten von ‚Raging Bull‘ haben mich fast umgebracht“, sagt Steven Spielberg. „Der Film hat mich an die Grenze getrieben. Danach war ich nicht mehr ich selbst.“

Die jähnen Ausbrüche von Gewalt sind nicht im Ring. Sie sind in Jake LaMottas Leben. Einmal kommt die von Cathy Moriarty gespielte Ehefrau nach Hause, und Joe Pesci als Jakes Bruder küsst sie auf den Mund. LaMotta steht am Fernseher und hat einen schrecklichen Verdacht. „I heard some things“, sagt er immer wieder. Pesci verteidigt sich. Was hast du gehört? „I heard some things.“ Und weiter und weiter.

Martin Scorsese bekam keinen Oscar für „Raging Bull“. Er bekam keinen Oscar für „GoodFellas“. Er bekam keinen Oscar für „The Age Of Innocence“. Er bekam keinen Oscar für „Casino“ und keinen für „Aviator“. „Gangs Of New York“ war für zehn Oscars nominiert und gewann keinen. Er hatte aufgegeben.

Im Jahr 2007 aber war Martin Scorsese für „The Departed“ nominiert, und Francis Ford Coppola, Steven Spielberg und George Lucas betraten für den Regiepreis die Bühne. Spielberg hatte das größte Lächeln auf dem Gesicht. ®

KONZERTBÜRO
SCHONEBERG



Charlie Cunningham
01.11.25 Osnabrück
02.11.25 Düsseldorf
04.11.25 Leipzig
05.11.25 Mannheim
06.11.25 Erlangen



Too Many Zooz
07.11.25 Berlin
09.11.25 Köln



Ocie Elliott
12.11.25 Köln
16.11.25 Hamburg
25.11.25 Berlin
27.11.25 München



Bertie Newman
20.11.25 Hamburg
25.11.25 München
26.11.25 Köln



Alok
22.11.25 München
23.11.25 Frankfurt
24.11.25 Köln
25.11.25 Hamburg



Hazlett
22.11.25 Hamburg
23.11.25 Berlin
25.11.25 München
01.12.25 Köln



The Rural Alberta Advantage
02.12.25 München
06.12.25 Münster
08.12.25 Berlin
09.12.25 Hamburg
10.12.25 Köln



Caribou
04.12.25 Hamburg



Erdmöbel
21.12.25 Berlin
22.12.25 Köln



The Dream Syndicate
07.02.26 Berlin
08.02.26 Hamburg



Hayden Calnin
18.02.26 Hamburg
19.02.26 Berlin
26.02.26 München
27.02.26 Köln



Courtney Marie Andrews
08.03.26 Berlin
09.03.26 Hamburg



Jon And Roy
16.03.26 Köln
20.03.26 Berlin



HAENV
07.04.26 Köln
08.04.26 Stuttgart
09.04.26 München
17.04.26 Münster
21.09.26 Leipzig



Element Of Crime
24.05.26 Wuppertal
26.05.26 Dortmund
29.05.26 Mannheim

TICKETS & INFOS:
WWW.SCHONEBERG.DE



Gemeinsam schweigen: TORTOISE

MANCHMAL DIESELBE UMLAUFBAHN

Nach neun Jahren haben
TORTOISE eine neue Platte gemacht

Von MARC VETTER

Nein Jahre sind vergangen, seit Tortoise zuletzt ein Album veröffentlicht haben. Als „The Catastrophist“ erschien, war nur wenige Tage zuvor David Bowie verstorben, und danach ging alles bekanntlich den Bach runter. Für viele Bands wäre eine solche lange Pause gleichbedeutend mit Stillstand. „Touch“ ist nun die nächste Etappe in einer langen, ungebrochenen Bewegung. „Es ist definitiv Teil eines Kontinuums, kein Neustart“, sagt Doug McCombs. Dass es fast ein Jahrzehnt dauerte, bis sich wieder eine Platte materialisierte, hat profane Gründe: Alltag, verstreute Wohnorte, dazu die Pandemie, die jede Annäherung verlangsamte. „Wir leben an drei verschiedenen Orten im Land“, erklärt John Herndon. „Wenn wir uns treffen, dann nur für ein paar Tage. Danach vergehen oft Monate, bevor wir weitermachen können.“

Alle Mitglieder von Tortoise haben ein intensives Musikerleben neben der Band, sie sind wie fünf Planeten, die nur gelegentlich in dieselbe Umlaufbahn geraten. Im Studio herrscht seit den 90er-Jahren radikale Demokratie. Kein Kopf, der die Richtung vorgibt. „Oft sitzen wir einfach nur da, niemand will den anderen dominieren. Dann liegt ein Song manchmal jahrelang herum, bis plötzlich jemand eine Idee hat, und alles kommt in Bewegung“, erzählt Herndon. Das gemeinsame Schweigen ist genauso wichtig wie der Einfall, der schließlich den Weg weist. „Was ich mit am meisten daran liebe, mit Tortoise zu arbeiten, ist die Überraschung, wenn jemand etwas einbringt, worauf ich selbst nie gekommen wäre.“ So entstehen nach wie vor Stücke irgendwo zwischen Jazz, Krautrock und gedrosseltem Techno, die sich der Eindeutigkeit verwei-

gern. Manche wirken wie tastende Skizzen. „Alles ist eine Version von einer Million möglichen Versionen“, sagt McCombs dazu lakonisch. „Ich mag es, dass einige unserer Songs ziemlich offen sind.“ Auch weil Tortoise sich einem glatten Werkbegriff entziehen, verschwimmen für die Band die Grenzen zwischen analog und elektronisch. „Jede Musik ist elektronische Musik – und das seit mindestens 150 Jahren“, erklärt Herndon. Gitarre mit Magnetspulen, Bandmaschine, Laptop: all das sind für die Musiker nur Werkzeuge, die sich im Stromkreis der Ideen abwechseln. Dass ihr Sound oft wie ein Filmsoundtrack wirkt, überrascht die Band selbst. „Sicher ist das nicht bewusst so“, betont McCombs. Und doch klingt etwa „Oganesson“ wie der in Zeitlupe abgespielte Score eines Spionagefilm aus den Siebzigern.

Der Titel der neuen Platte klingt dagegen eher weich und fast beiläufig. Er verweist auch auf die physische Erfahrung von Musik, die sich trotz aller Abstraktion bei Tortoise einstellt. „Oft verbringen wir so viel Zeit mit den Details, dass wir den Titel fast vergessen“, sagt Herndon. Der Vorschlag kam wie nebenbei von John McEntire und passte einfach. Auch wenn sich die Musiker zwangsläufig weiterentwickelt haben – man denke nur an Jeff Parkers brillante Soloarbeiten –, bleiben ihre frühen Meilensteine, „Millions Now Living Will Never Die“ (1996) und „TNT“ (1998) Grundlage für jeden neuen Ansatz. Hier Minimal Music, Dub, Jazz und Electronica als schwebende Klangarchitektur, ohne Frontmann, ohne klassische Dramaturgie. Dort eine imaginäre Jazz-Big-Band, die ihre eigene Musik dekonstruiert.

Aber auch nach weit über 30 Jahren Karriere gibt es noch Neuland zu entdecken. In ihrer Gründungsstadt Chicago werden sie bald erstmals mit einem Orchester auftreten – eine Gelegenheit, die man „nicht ablehnen konnte“. Zuletzt erschienen zudem schillernde Remixe von „Oganesson“, entwickelt unter anderem von Label-Kollege Makaya McCraven und Broken Social Scene. Auf der Bühne sind Tortoise Perfektionisten, was auch an ihrer guten Chemie liege, wie sowohl Herndon als auch McCombs bestätigen. „Manche Konzerte sind ziemlich schlecht, das bemerkt nur offenbar keiner.“ In einer Zeit, in der politische Botschaften oft lauter sind als die Musik selbst, bewahren Tortoise ihre gut gepflegte Stille. „Es gibt keinen Trump-Moment in unserer Musik“, versichert McCombs. „Aber da ist so was wie ein Widerstand. Wir versuchen Liebe zu verbreiten.“ **R**

**„Jede Musik ist
elektronische
Musik – und das seit
150 Jahren.“**

Abschiede

Richard Davies' erste Liebe war das Schlagzeugspiel von Gene Krupa. Mit acht Jahren entdeckte er „Drummin' Man“, mit zwölf trat er einem Jugendorchester bei. Davies wurde am 22. Juli 1944 in Swindon/Wiltshire geboren – sein Vater war bei der Handels-schiffahrt, seine Mutter führte einen Friseursalon. In den 60er-Jahren wandte er sich dem Rock'n'Roll zu, gründete die Band Rick's Blues und wechselte vom Schlagzeug zum elektrischen Hohner-Klavier, das er später auch bei Supertramp spielte. Eine Weile war Gilbert O'Sullivan der Schlagzeuger der Gruppe, angeleitet von Davies.

1966 gründete Rick Davies die Lonely Ones, lebte eine Weile in der Schweiz und kehrte nach England zurück, als sein Vater erkrankte. 1969 schaltete er eine Anzeige im „Melody Maker“, um eine neue Band zu formieren. Roger Hodgson spielte und sang vor und wurde engagiert. Der Schlagzeuger Bob Siebenberg, der Bassist Dougie Thomson und der Saxofonist und Klarinettist John Helliwell kamen hinzu. Sehr kurze Zeit nannten sie sich Daddy, 1970 dann Supertramp. Die ersten beiden Platten, „Supertramp“ und „Indelibly Stamped“, fanden wenig Beachtung. Ihre Fusion von Art- und Blues-Rock war noch unausgegoren.

Das änderte sich 1974 mit „Crime Of The Century“. Davies hatte „Crime Of The Century“ und „Bloody Well Right“ geschrieben – als Autoren wurden wie stets er und Hodgson genannt – und sang die Songs auch. Von Hodgson, dem ehemaligen Internatsschüler, stammten „School“ und „Dreamer“, die er mit seiner charakteristischen Kopfstimme sang. „Asylum“ und „Rudy“ sangen sie gemeinsam. „Crisis? What Crisis?“ nahmen sie zum Teil in Los Angeles auf. Die Meinungen über das Album gingen auseinander; Hodgson war unzufrieden. Bei „Even In The Quietest Moments ...“ (1977)

FUN SONGS
„Breakfast In America“ sollte keine Satire über die USA sein.



RICK DAVIES

1944 – 2025

wechselten sich die Autoren ab, doch Hodgson hatte mit dem zehnminütigen „Fool's Overture“ den auffälligsten Song.

Ende 1978 nahmen sie ihr bekanntestes Album auf, „Breakfast In America“. Ursprünglich wollten Davies und Hodgson eine Art Dialog führen, der ihre Unterschiede herausstellen sollte. Das gaben sie zugunsten von „fun songs“ auf, so Hodgson. Die Platte sei keine Satire über die USA, obwohl Davies' „Gone Hollywood“ und Hodgsons „Breakfast In America“ so gedeutet wurden. „The Logical Song“, „Goodbye Stranger“ und „Take The Long Way Home“ wurden Hits. Der beste Song stammt von Hodgson: „Child Of Vision“, bei dem Rick Davies allerdings das fantastische Piano-Solo spielt.

Nach „.... Famous Last Words ...“ (1982) verließ Hodgson die Band. Supertramp veröffentlichten 1985 „Brother Where You Bound“ und zwei Jahre später „Free As A Bird“, zwei unterschätzte Alben, auf denen Davies seiner Neigung zum Jazz nachging. Er lebte auf Long Island und kümmerte sich bis zu ihrem Tod 2008 um seine Mutter Betty. Seit 1977 war er mit Sue verheiratet, die später auch Managerin von Supertramp wurde. Im Jahr 2015 wurde bei Davies ein Myelom, eine Erkrankung der Plasmazellen, diagnostiziert; eine Tournee musste abgesagt werden. „Slow Motion“ von 2002 blieb die letzte Platte von Supertramp.

Am 6. September starb Rick Davies im Alter von 81 Jahren in East Hampton. ARNE WILLANDER

Danny Thompson



Er war einer der bedeutendsten Bassisten: Danny Thompson prägte nachhaltig die britische Folk-Landschaft, ob als Mitglied von Pentangle, solo oder als Studiomusiker für John Martyn, Nick Drake, Richard Thompson, Bert Jansch, Donovan, aber auch Kate Bush, David Sylvian und Talk Talk. Sein unvergleichliches Standbass-Spiel ist auf unzähligen Meisterwerken zu hören. Er starb am 23. September 86-jährig in Rickmansworth.

Stephen Luscombe



Seine Karriere begann als Geiger in dem Experimental-Orchester Portsmouth Sinfonia an der

Seite von Brian Eno. Als Keyboarder der Synth-Pop-Band Blancmange gelangen Luscombe in den Achtzigern fabelhafte, zwischen Depeche Mode und Talking Heads oszillierende Platten. Seit einiger Zeit litt er an Herzproblemen. Er starb am 13. September im Alter von 70 Jahren.

Sonny Curtis



Er gehörte zwar nicht zum ursprünglichen Line-up von The Crickets, stieß jedoch 1958 als Gitarrist zu Buddy Hollys Rock'n'Roll-Band

und übernahm nach dessen Tod auch den Gesang. Zudem schrieb Curtis Hits, darunter „Walk Right Back“ für die Everly Brothers und „I Fought The Law“, das später zum Punk-Klassiker avancierte. Er starb am 19. September 88-jährig in Nashville.

Tomas Lindberg



Der schwedische Sänger entschied sich auf der Höhe der Melodic-Death-Metal-Kunst, also

nach dem At-The-Gates-Großwerk „Slaughter Of The Soul“ (1995), die Band zu verlassen und bei der Hardcore-Truppe Skitsystem einzusteigen. Lindberg sang noch in etlichen anderen Combos, ohne sich je auf einen Stil festlegen zu lassen. Er starb am 16. September mit 52 Jahren.

Mehr ausführliche Nachrufe findet Ihr immer aktuell auf rollingstone.de

Rolling Stone

GERMANY

**ROLL
WITH
US!**

JETZT INDIVIDUELLE VORTEILE SICHERN



75 JAHRE
BRUCE SPRINGSTEEN
(HANNIBAL VERLAG)



PATTI SMITH
HORSES
(50TH ANNIVERSARY)



BRUCE SPRINGSTEEN
& THE E STREET BAND 1975

PHOTOGRAPHS BY BARBARA PYLE

1 JAHR
12 AUSGABEN
1 PRÄMIE



JBL ON-EAR KOPFHÖRER



„BRUCE SPRINGSTEEN & THE E STREET BAND 1975“
BY BARBARA PYLE
(FOTOBAND)



JBL GO ESSENTIAL
BLUETOOTH BOX



EINE PRÄMIE
DEINER WAHL

EXKLUSIVE
HEFT-CD IM ABO

15 EURO ERSPARNIS BEIM
ROLLING-STONE-FESTIVAL

8% RABATT AUF
DEINEN JPC-EINKAUF

*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Dein Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

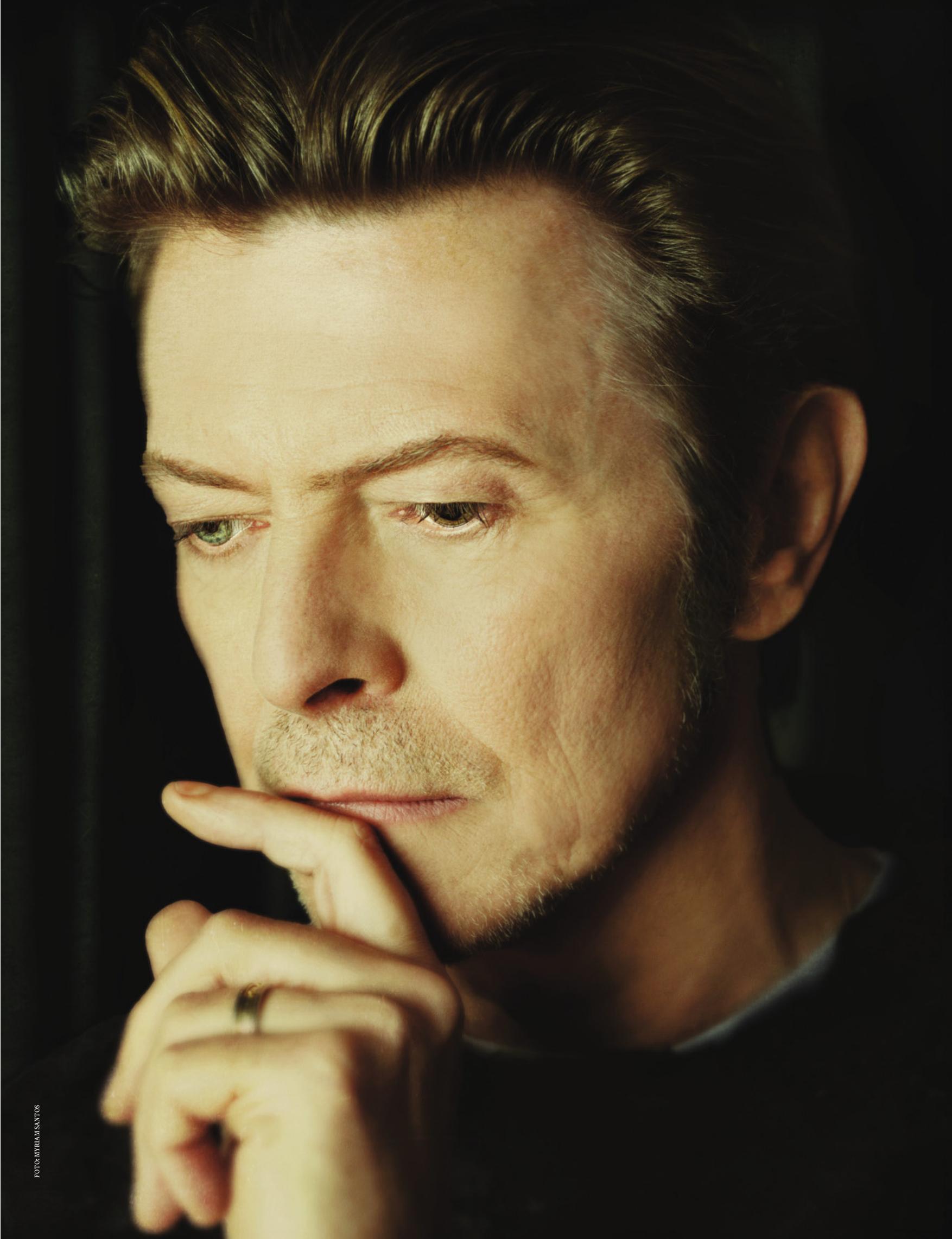
Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo

Der Weg zum schwarzen Stern

Es ist bald zehn Jahre her, dass DAVID BOWIE starb. Ein Boxset dokumentiert nun die letzten Jahre des Jahrhundertkünstlers, der selbst sein Verschwinden perfekt inszenierte

Von SASSAN NIASSERI

NEUSTART
David Bowie begann das Jahrtausend mit zwei Alben und großer Tour.



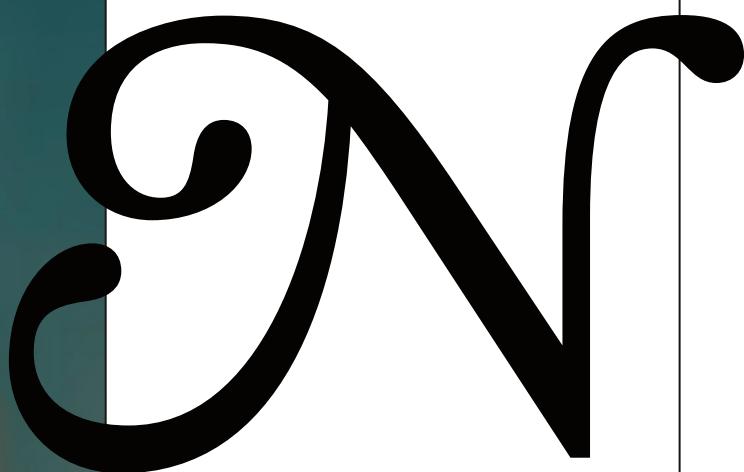
DAVID BOWIE

ZUM ABSCHIED

Bowie im Video zu seiner Single „Blackstar“, die im November 2015 erschien



DAVID BOWIE



iemand konnte schnell genug auf David Bowie reagieren, und gerade Journalisten tut es richtig weh, wenn sie eine bedeutsame Nachricht nicht mal ansatzweise rechtzeitig veröffentlichen können. „Warum steht auf unserer Startseite jetzt ausgerechnet ein historischer Abriss zu seiner Party zu seinem 50. Geburtstag? Und nicht das eigentlich wichtige Ereignis?“ Das fragte der ROLLING-STONE-Chefredakteur in die Runde.

Es war der 8. Januar 2013. Nicht dass Bowies 1997er-„Birthday Bash“ im Madison Square Garden keinen Anlass für eine Erinnerungsstory auf unserer Homepage bot. Aber der 8. Januar 2013, David Bowies 66. Geburtstag, jener Tag der Aufregung, lieferte eine Story, die viel größer war. Da war die Nachricht, da war das Video. Noch keine drei Minuten alt. Und die Welt eilte dem nun hinterher.

Er war zurück. Und keiner, der nicht bei ihm im Studio war, keiner, der nicht zum inneren Kreis seiner Familie und seines Labels gehörte, hatte das gewusst. Es gab kein Briefing. Strengste Geheimhaltung im Netzzeitalter. Bowie hatte das Internet besiegt.

„Where Are We Now?“ hieß die ohne Ankündigung auf YouTube veröffentlichte Comeback-Single, und dass sie gerade hierzulande so innig geliebt werden würde, offenbarte sich nach zwanzig Sekunden, in der zweiten Songzeile: „Had to get the train from Potsdamer Platz.“ Er sang über Berlin!

Fast zehn Jahre hatte David Bowie der Musikwelt den Rücken gekehrt. Keine Alben. Keine Tournee. Er gab auch keine Interviews. Man wusste nicht, wie es ihm geht – neun Jahre nach einem Herzinfarkt, der ihn fast das Leben gekostet hätte. Man wusste auch nicht, wie er auf seine eigene Arbeit blickte, ob er überhaupt noch Lust hatte, an der eigenen Legende zu stricken. Ob er überhaupt noch über das Gestern nachdachte.

Nun wusste man es. Seine Rückkehr befasste sich mit jener Zeit, von der niemand ahnte, dass sie seine liebste war: sein Leben in West-Berlin 1977 und 1978. Eine Hochphase des Kalten Krieges, mit einer geteilten Stadt, die sich im Auge jenes atomaren Sturms befand, den die Blockmächte zu entfachen drohten.

Bowie war der einzige ausländische Superstar, der in jenen Jahren im glamourbefreiten West-Berlin lebte (sein Freund Iggy Pop folgte ihm später nach, aber als Sänger der längst aufgelösten Stooges war er fast in Vergessenheit geraten). Bowie war dann irgendwann weitergezogen. Er hatte viele Wohnsitze. Zunächst London, natürlich, New York, Los Angeles, später die

DAVID BOWIE

Bahamas und Barbados. Aber es war Berlin, das Wehmut in ihm weckte. Das hat die Stadt ihm nie vergessen. Hätte er je davon singen können, wie er beseelt die Straßen von L.A. entlangspaziert – jener Metropole, vor der er sich im Kokainwahn derart fürchtete, dass er so gut wie nie aus seiner Limousine ausstieg?

In „Where Are We Now?“ zeichnet er das alte West-Berlin nach: „Dschungel“ (die Diskothek), „Nürnberger Straße“, „KaDeWe“, dazu die „Bösebrücke“, die beide Stadtteile verband. Wer alt genug war, erinnerte sich auch dank der in Songform gegossenen Schwelgerei dieses Briten an eine morbid-faszinierende Ära in Grautönen zurück, die durch „Christiane F.“ und Bowies Soundtrack-Beiträge geprägt war.



„Where Are We Now?“ wollte das Wo-wir-jetzt-Stehen aber gar nicht beantworten. Es war ein Innehalten. Die Freude zu leben: „As long as there's me/ As long as there's you.“

Zwei Monate später veröffentlichte David Bowie sein 25. Studioalbum: „The Next Day“. Der an dröge Arbeitsroutinen erinnernde Plattenstitel schien neugierige Hörer zu verhöhnen: Ja, Bowie schlägt einfach so ein neues Kapitel auf, ohne Verweis auf seine Nahtoderfahrung, die Rekonvaleszenz. Das Cover wiederum entsprang einer genialen Idee. Bowie entschied sich für das „Heroes“-Motiv, auf dem nun ein weißes Quadrat mit dem Albumtitel in schwarzer Doctrine-Schrift sein Gesicht verdeckt und eine Linie den ursprünglichen Albumtitel durchstreicht. Zugleich Überschreibung und Fortsetzung also eines der meistgeschätzten Bowie-Alben.

„The Next Day“ stieg in Deutschland und im UK an die Spitze der Charts, in den USA auf die Zwei. Im Jahr des Disco-Retro-Trends von Daft Punk und „Get Lucky“ erschien dieses Gitarre-Bass-Drums-Album fast schon anachronistisch. Es war sein bestes seit „Let's Dance“ aus dem Jahr 1983, und, von seiner Leadsingle abgesehen, keine Memory-Lane-Arbeit, kein Schulerblick eines Überlebenden. Die Songs behandelten die Gegenwart, die Welt, die wir unseren Kindern hinterlassen: religiöser Fundamentalismus („The Next Day“), Schulmassaker („Valentine's Day“) und junge Menschen als Kanonenfutter („I'd Rather Be High“).

Der militärisch-stoische Schlagzeugrhythmus von „You Feel So Lonely You Could Die“ mag noch an den „Ziggy Stardust“-Klassiker „Five Years“ erinnern; „If You Can See Me“ enthält eine kokette Selbsteinschätzung, auf die eine verblüffende Offenbarung folgt: „Now you can say I've got a gift of sorts/ A fear of rear windows and swinging doors.“ Es sind jedoch höchstens die B-Seiten, wie „Born In A UFO“, die auf

den eigenen Werdegang und auf Kollegen verwiesen. Sie dienen auch der Abgrenzung: Springsteen ist terrestisch, Bowie extraterrestisch. Gemeinsam haben beide, dass sie in ihren Songs die fast schon ausgestorbene Kunst des Fade-outs, anstelle einer Kadenz, perfektionierten.

In den Musikvideos zeigte Bowie sich als verstörter Bewohner eines Spukhauses, als Prediger, und er zierte mit einem imaginären Gewehr in die Kamera.

Ja, er war wieder da. „Ich freue mich schon“, sagte sein Produzent Tony Visconti, „diese Songs live zu hören.“

„Werden wir nicht“, antwortete Bowie.

Warum nicht?

Dafür muss man fast zehn Jahre zurückgehen. Der 12. Juni 2004 sollte Bowies Leben, geprägt durch Alben im Maximal-Dreijahres-Takt und stete Tourneepräsenz, schlagartig verändern. Auf der Bühne des Hurricane Festivals bekam er Brustschmerzen. Noch in derselben Nacht wurde er in Hamburg notoperiert. Neun Tage später brach er sein Konzert in Prag ab, nach dem 16. Song, der, bittere Ironie, den Titel „Changes“ trägt. Im Netz sind Aufnahmen davon, sie sind schwer zu ertragen. Bei „The Man Who Sold The World“ sitzt Bowie bereits auf einem Hocker, statt wie üblich zu stehen. Er fasst sich an die Brust, lächelt gequält, muntert das Publikum auf: „How you're doing, mate?“ Dann: „Die Schmerzen sind zu groß. Es tut mir wirklich leid.“ Er tritt ab. Es wurde sein letztes Konzert.

Die „A Reality“-Tournee 2003/04 markierte das Ende einer ersten Bowie-Renaissance. In den 90er-Jahren erarbeitete er sich den Respekt zurück, den er in den Achtzigern, der von ihm „Phil-Collins-Ära“ getauften Zeit, seiner Ansicht nach verloren hatte. Er durchpflügte nun Trends, wie er es zuletzt in seiner Hochphase der Siebziger getan hatte. Er nahm Neo-Bop mit Nile Rodgers auf, danach Industrial,

Drum'n'Bass und veröffentlichte Lieder über das noch junge Internet.

Es würde jedoch die Rückkehr Tony Viscontis, seines kongenialen Partners aus den „Space Oddity“- und „Berlin-Trilogie“-Zeiten sein, die die Wahrnehmung Bowies für das neue Jahrtausend prägen sollte. Visconti richtete alle vier letzten Studioalben ein. Bowie wollte nur noch ihn.

Er war jetzt ein Legacy-Künstler, der im Dreiteiler auf der Bühne stand und dessen Haar durch eine Windmaschine in „Cabrio-Flattern“ (wie Frank Schätzing in seinem am 6. November erscheinenden Bowie-Buch „Spaceboy“ schreibt) versetzt wurde. Das ZDF zeigte einen Berlin-Zusammenschnitt der „Heathen“-Tournee von 2002, bei der Bowie an manchen Abenden sein „Low“-Album („Weeping Wall“ wie immer ausgenommen) auf analogen Instrumenten des Jahres 1977 aufführte – wie auch bei jenem fürs Fernsehen aufgezeichneten Gig in der Max-Schmeling-Halle. Es war der Sonntag der Bundestagswahl, Schröder gegen Stoiber, die dieser König selbstverständlich nicht eines einzigen Kommentars würdigte.

Ein seltsam nahbarer König dennoch: Er tingelte Anfang der Nullerjahre für die Promo auch durch Radiosender und gab Stadtmagazinen Interviews. So bekam er für „Heathen“ (2002) und „Reality“ (2003) einige seiner besten Kritiken – Hits waren sie dennoch nicht. Experimentell auch nicht. Schlager wie „Everyone Says Hi“ oder „Never Get Old“, flankiert durch dessen Einsatz in einer Mineralwasser-Werbung, übertrafen in sich versunkene High-Art-Stücke wie „(Heathen) The Rays“ oder „Bring Me The Disco King“. Diese zwei Alben wirkten ziellos.

Anders die Tourneen. Die „Heathen“- und die „A Reality“-Konzertreisen waren unvergesslich. Backkatalog von vorne bis hinten. Ein Ironiker war Bowie schon immer, aber nie zuvor ging er derart gnadenlos mit seiner Diskografie ins Gericht. Ein Abend nur mit Ansagen, ohne Songs, wäre nicht minder großartig gewesen. „Der nächste Song heißt ‚Let's Dance‘. Mmm, die Eighties!“, sagte er, scheinbar schwärmerisch. Oder: „Jetzt kommt ‚I'm Afraid Of Americans‘, ein Stück aus den Neunzigern, das also“ – und er zeigte mit dem Finger auf mehrere Stellen im Publikum – „genau zwei, drei, vier Leute kennen.“ Zu Beginn von „Ziggy Stardust“ ahmte er die Glam-Fanboys der Siebziger nach, die ihm den Abschied von der Kunstfigur nie verziehen haben. Bowie hielt sich theatraleisch die Hände an die Wangen: „Why did you kill Ziggy?“

Momente wie diese sind festgehalten auf dem neuen Ära-Boxset, „I Can't Give Everything Away (2002–2016)“, in den Mitschnitten aus Montreux und Dublin. Darauf zu hören ist auch Mike Garson, heute 80, einer der wichtigsten Mitstreiter Bowies. Seine Spuren finden sich auf zehn Studioalben ab 1973, zuletzt auf „Reality“. Die berühmten atonalen Klavierläufe auf „The Hearts Filthy Lesson“ stammen auch von ihm, ebenso die rhythmischen Brechungen auf „Lady Grinning Soul“. Im ROLLING-STONE-Interview (ausführlich zu lesen auf rollingstone.de) streitet er nicht ab, dass der „Tod“ Ziggy Stardusts vielleicht durch sein avantgardistisches Spiel eingeleitet wurde. Als Garson Bowies Band Spiders From Mars ab 1973 als Pianist begleitete, verlor Bowie die Lust am immer abgeschmackter klingenden Glam. „Ich brachte ihm all die amerikanischen Einflüsse

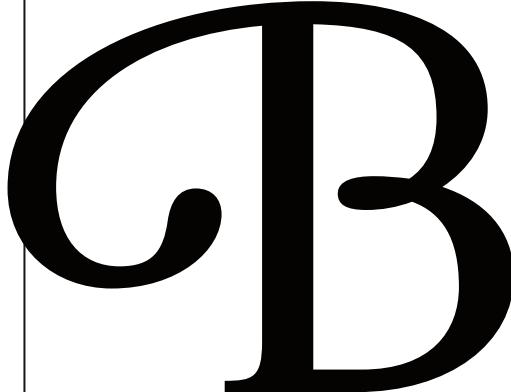
Bowie ging im Konzert gnadenlos mit seinem Werk ins Gericht.

DAVID BOWIE

nahe. Jazz, Rhythm and Blues, Black Music“, erzählt Garson. Indirekt, sagt er, gab er Bowie damit eine Möglichkeit zum Überleben als Künstler. „Aber ich möchte meine Rolle nicht überbetonen. Ich war das: der Pianist für einen Sänger.“

Sie blieben befreundet bis zu Bowies Tod. „Ich denke täglich an David“, sagt Garson. „Ich hätte auch gern auf ‚The Next Day‘ und ‚Blackstar‘ mitgewirkt. Ich höre beide Alben und weiß genau, was ich darauf gemacht hätte. Ich glaube sogar, mein Klavierspiel hätte beide Alben noch besser gemacht. Aber er wollte nicht raus aus seinem Studio in New York, ich nicht aus Los Angeles. Er hasste L.A., hasste es noch Jahrzehnte nach seinem Wegzug. (Lacht.) Er hasste die Stadt und ließ es an mir aus, weil ich hier lebte.“

Als Tony Visconti sich 2013 von Bowie eine Abfuhr für eine „The Next Day“-Tournee holte, lag das vielleicht auch an einem Gespräch, das Bowie Jahre vorher mit Garson geführt hatte. Oder, drastisch formuliert: Mike Garson ist schuld, dass Bowie nicht mit dem Material seiner zwei letzten Alben auf Tournee gegangen ist. Dabei wollte Garson nur das Beste für seinen Freund. „Mir ist wichtig, das klarzustellen. Er hat mich um meinen Rat gefragt“, sagt er. „Er hätte mich nicht zu fragen brauchen. Er fragte mich: ‚Sollen wir noch mal auf Konzertreise gehen?‘ Ich sagte: ‚Nur wenn du dich wirklich danach fühlst.‘ Und er fühlte sich nicht danach. Ich konnte in seiner Stimme auch hören, dass er sich schlecht fühlte, weil seine Band keine Arbeit hatte.“



owies Herzinfarkt mag das Studio- und Bühnenleben für viele Jahre beendet haben, gänzlich abgetaut aber war Bowie nach dem Tourneebrechung 2004 nicht. Er veröffentlichte schon ein Jahr später einen Song, eine winzige Rückkehr, die zum Glück keiner mitbekam: das alberne Electronica-Stück „(She Can) Do That“ in Zusammenarbeit mit dem Produzenten BT, für einen Film, den keiner kennt, „Stealth“. Ebenfalls 2005 trat er wieder auf, wenn auch nicht mehr für ein ganzes, eigenes Konzert. Er sang in der Radio City Music Hall drei Songs mit Arcade Fire, und hier wurde man erstmals gewahr, was die Restitution zumindest mit seinem Äußeren machte. Er war schlank, aber sein Gesicht aufgequollen, und seine Stimme klang gepresst. Nach dem 29. Mai 2006 verabschiedete Bowie sich schlussendlich vom Konzertleben: Bei einem Auftritt seines Freundes David Gilmour in der Royal Albert Hall sang er die Pink-Floyd-Klassiker „Arnold Layne“ und „Comfortably Numb“.

Im Kino und Fernsehen war Bowie noch einige Male zu sehen und zu hören, und das stets auf beeindruckende Weise. Etwa In Ricky Gervais’ Comedy-

Für zwei Tage war „Blackstar“ eine gute Platte, dann ein Vermächtnis.

Serie „Extras“, kurz nach seinem Herzinfarkt. Er setzte sich ans Klavier und unterhielt eine Kneipengesellschaft mit einem gegen Gervais gerichteten Spottlied. Gervais saß neben ihm und musste ertragen, wie Bowie ihn musterte und die Worte ihm zuflogen: „Pug Nosed Face“ – die melodische Vorlage von „Where Are We Now?“.

Aber es ist Bowies Auftritt in einem Christopher-Nolan-Film, der nicht nur als Rollendarstellung, sondern als spektakuläre Hommage an ihn selbst funktioniert. In „The Prestige“ verkörpert er den Elektrizitätspionier Nikola Tesla – und lässt sich als Rockstar mit gigantischem Auftritt inszenieren. Tesla marschiert über eine Bühne auf einen verblüfften Show-Zauberer zu, über ihm Blitze, die aus einer (Disco-)Kugel strömen. Ein Ziggy aus der Zeit des viktorianischen England.

Das war 2006, und Bowie war noch lange nicht bereit für ein neues Album. Erst als er mit „The Next Day“ zurückkam, sieben Jahre später an seine größten Chart-Erfolge anknüpfte, schien alles wieder beim Alten zu sein. Bowie war 66 und sah, wenn auch rundlicher, doch zumindest gesund aus. Bereit für die nächste Runde also – die im November 2015 eingeleitet wurde.

Denn mit „Blackstar“ wurde eine neue Single angekündigt. Dazu das gleichnamige Album. Mit 9:57 Minuten Spieldauer wurde „Blackstar“ seine längste Single ever. Ein von Fackeltempel-Gesängen getragenes Epos, das sich in der Songmitte in eine von Streichern getragene, an den Himmel gerichtete Partitur verwandelt. Bowie demonstrierte aber auch Geschäftssinn und Chart-Hunger: „Blackstar“ war nicht länger als zehn Minuten, damit es auf iTunes zum Kauf angeboten werden durfte.

Laut Pressemitteilung würde das „Blackstar“-Album nur sieben Stücke enthalten. Aber: Hauptsache, Bowie war gekommen, um zu bleiben.

Der nun wieder gewohnte Dreijahresrhythmus der Bowie-Studioalben stimmte euphorisch. Der traurige Hintergrund dieser beschleunigten Produktivität war niemandem, der am 8. Januar 2016, David Bowies 69. Geburtstag, „Blackstar“ in den Händen hielt, klar.

Zwei Tage später dürften bei unzähligen Bowie-Fans über die Messenger-Programme von Social-Media-Freunden diese zwei Worte eingetrudelt sein: „David Bowie“. Mehr braucht es bei solchen Mitteilungen heutzutage nicht, um sofort den Rechner aus dem Ruhemodus zu holen. Die offizielle Meldung stand zuerst bei Facebook. Bowie erschien wie sein eigener Vollstrecker und PR-Manager. Außerhalb seines engsten Kreises wusste niemand, dass er an Leberkrebs erkrankt war. Das Timing, man muss es so sagen, war perfekt.

Auf Facebook, zur besten Frühstückszeit: „David Bowie died peacefully today surrounded by his family after a courageous 18-month battle with cancer. While many of you will share in this loss, we ask that you respect the family’s privacy during their time of grief.“

Ein bemerkenswertes Statement – wegen des ersten Satzes. „Died peacefully today“ und „after a courageous battle“. Man hatte ihm den Kampf nicht angesehen. Und dann auch noch über einen Zeitraum von 18 Monaten? In diese Zeit fielen immerhin Dreharbeiten zu den „Blackstar“-Musikvideos, in denen er die Hauptrolle spielte.

Etwa in „Lazarus“, in dem Bowie einen Todgeweihten verkörpert: „Look up here, I’m in Heaven.“ Aber kein Hörer, der „Blackstar“ in diesen 48 Stunden zwischen Veröffentlichung und Todesnachricht hörte, hätte den Zusammenhang zum echten Leben ziehen können. Für 48 Stunden war „Blackstar“ einfach eine sehr gute Platte. Nach dem 10. Januar 2016 wurde das Album zu einem Vermächtnis.

„Blackstar“ ist vielleicht nicht besser, aber sicher mutiger als „The Next Day“. Bowie verabschiedete sich von der klassischen Strophe-Refrain-Struktur und den erfundenen Geschichten. Er berichtete von Erinnerungen aus allen Phasen seines Lebens, bis hin zu Widmungen an die größte Liebe seines Lebens, wohl nicht Iman, sondern seine Muse aus den Sechzigern, Hermione Farthingale, und zwar im Titelsong.

In „Dollar Days“ wiederum singt Bowie „If I’ll never see the English evergreens, I’m running to/ It’s nothing to me.“ Er sah sich stets als Filmstar, der er doch nie sein konnte, und hat nun seinen Frieden damit geschlossen. „Dollar Days“ schließt auch den Kreis zu seinem 1977er-Song „The Secret Life Of Arabia“, einer Valentino-Fantasie: „You must see the movie, the sand in my eyes/ I walk through a desert song when the heroine dies.“

Das vielleicht schönste Lied des Albums erwartet uns jedoch am Schluss: „I Can’t Give Everything Away“. Bowie spielt darin die Mundharmonika-Melodie eines anderen, eigenen Stücks von 1977 nach: „A New Career In A New Town“. Beide Songs vereint bieten eine perfekte Definition Bowies. Er bricht auf zu einem neuen Ort, fängt dort bei null an, und die Menschen, die er dafür verließ, hatten ihn nie recht begriffen – er konnte für sie ja „nicht alles hergeben“.

ROLLING STONE veröffentlicht „I Can’t Give Everything Away“ weltexklusiv als Vinyl-Single (zu beziehen über musik-magazine.de/rollingstone).

DAVID BOWIE

NEVER GET OLD
David Bowie auf der Bühne bei seiner „A Reality“-Tour 2003



Und die Plattenfirma gibt für ihn alles. In den vergangenen zehn Jahren, seit seinem Tod, hat sie mehr seiner Lieder (wieder-)veröffentlicht, als Bowie in den zehn Jahren davor, als sein Tod nicht absehbar war, selbst herausbrachte.

Für die „Blackstar“-Aufnahmen stellte er eine neue Band zusammen, verzichtete also auf die Hilfe von Weggefährten wie Gail Ann Dorsey, Sterling Campbell, Earl Slick und Gerry Leonard. Sein Jazzquartett, das in antisymphonischen Symphonien wie „Tis A Pity She Was A Whore“ zu rasender Höchstform aufläuft, wurde vom Saxofonisten Donny McCaslin angeführt, begleitet von Schlagzeuger Mark Guiliana, Pianist Jason Lindner und Bassist Tim LeFebvre. Man darf vermuten: Wer sich ausgerechnet mit Jazz und Art-Rock statt mit, zum Beispiel, sanfter New Age in den Tod begleiten lässt, hat alle wichtigen Dinge mit dem Leben bereits geklärt.

Am Ende blickte Bowie dem Tod ins Gesicht, aber nicht indem er dem Tod seine Karriere als Schutzheld entgegenhielt. Kein „Sieh, was ich geleistet habe! Den Starman, dann ein Leben in Berlin, dort, wo kein britischer Popstar leben wollte ...“ Bowie ver-

abschiedete sich vielmehr mit Rätseln. Sowohl in seinen Songs als auch auf dem „Blackstar“-Albumcover. Und wer sich mit Rätseln verabschiedet, sucht nicht zwangsläufig Frieden mit der Nachwelt, geschweige denn mit seinen Fans. Rätsel sind dazu da, gelöst zu werden. Wer sie lösen will, aber das nicht schafft, ist enttäuscht. Irgendwann vielleicht auch wütend auf den Künstler, der klüger sein will als man selbst.

Dieses Risiko einer Entfremdung ist Bowie eingangen. Allein wie viele Menschen sich auf die Suche begeben haben, auf der LP-Hülle oder in den CD-Booklets von „Blackstar“ die Mysterien aufzuklären, die sich in den Anordnungen von Sternen und anderen Zeichen, die das Album zieren, verbergen sollen. Rund zwanzig dieser Rätsel sind schon gelöst. Je nach Lichteinfall auf Pappe oder Papier sollen noch andere Mitteilungen Bowies zum Vorschein kommen. Daran arbeiten sich die Leute noch immer ab. Es ist, als hätte der Mann nie geplant zu gehen.

Erst im September dieses Jahres wurde bekannt, dass Bowie seine letzten Monate mit der Arbeit an einem neuen Projekt verbrachte. Handschriftliche Notizen umrissen ein „Musical aus dem 18. Jahr-

hundert“ mit dem Titel „The Spectator“. Selbst seine engsten Mitarbeiter wussten nichts von der Existenz des Projekts, bis die Notizen 2016 in seinem Arbeitszimmer gefunden wurden. Die Aufzeichnungen spiegeln Bowies Interesse an der Entwicklung von Kunst und Literatur im London des 18. Jahrhunderts wider, besonders an Geschichten über kriminelle Banden und den Dieb „Honest Jack“ Sheppard.

Geschichte war seine geheime Leidenschaft – aber wie hätte David Bowie wohl auf die Welt von heute geblickt? Im „Blackstar“-Jahr 2016 war Trump schon gewählt, aber AfD-Aufstieg, Rechtsruck in Europa, Corona und der Ukrainekrieg waren noch weit entfernt. Bowie dachte immer auch politisch. Sein letztes Polit-Statement stammt von 2014: „Scotland, stay with us.“ Es fiel in die Zeit einer Kampagne für die Unabhängigkeit Schottlands vom Vereinigten Königreich. Das größere Übel, der Brexit, war nicht absehbar.

Bowie ist der erste ab den Siebzigern groß gewordene Pop-Superstar, der in einem Alter von über 60 Jahren (ihm fehlte nur ein Jahr bis zum 70. Geburtstag) eines natürlichen Todes starb. Und er hatte, anders als Prince und George Michael, Zeit, sich

DAVID BOWIE



LAZARUS

David Bowie 2015, als er bereits an „Blackstar“ arbeitete

auf seinen Tod vorzubereiten. Jeder Mensch will für ein bestimmtes Bild in Erinnerung bleiben. Es muss nicht das letzte Bild, das letzte Foto sein, gerade dann nicht, wenn man todkrank ist. Aber David Bowie ließ sich krank fotografieren, todkrank, am 15. November 2015, etwas weniger als zwei Monate vor seinem Tod. Er sah gut aus. Aus der Ferne des Fotobetrachters: gut wie immer.

Er besuchte die Premiere des Musicals „Lazarus“ in New York City, das sein Leben feierte, mit Musical-Versionen seiner Songs. Niemand schrieb über die Fotos, die einen lächelnden, sportlich schmalen Bowie mit sanft nach links gekämmtem, ergrautem Haar zeigen, wie er sich dem Publikumsapplaus hingibt, dass es sich hierbei um einen Menschen in seinen letzten Wochen handeln müsse.

„Lazarus“ war keine große News. Es war vielmehr so, dass kaum einer diesen Fotos große Beachtung geschenkt, sie im Netz spekulativ aufgebauscht hätte. „Lazarus“ erhielt mäßige Kritiken, und nun stand ebenjener Mann auf der Bühne, der diese Lieder komponiert und der zwar seit seiner Rückkehr mit „The Next Day“ 2013 kein Interview gegeben und keinen

Live-Auftritt mehr absolviert hatte, aber nun wieder teilnahm am öffentlichen Leben. Bowie reiste auch. Er besuchte, wenn auch unter Ausschluss der Öffentlichkeit, seine „David Bowie Is ...“-Ausstellungen in London und Berlin. Die Arbeit am „Spectator“-Musical, das auf „Lazarus“ folgen sollte, dokumentierte, dass er nicht an seinen baldigen Tod geglaubt hatte.

Im handschriftlich verfassten Songtext von „Win“ schrieb Bowie Jahrzehnte vorher, 1975: „I say it's HIP, to be ALIVE“ – „hip“ und „alive“ in Versalien. Er war kokainabhängig und fand, dass sein Überleben hip, ein Statement für die Popkultur sei. Eine pervertierte Form vom „Leben für die Kunst“. Er hörte auf zu essen und nahm umso mehr Drogen.

Von dieser Hipness hatte Bowie sich 40 Jahre später als Ehemann und zweifacher Vater längst verabschiedet. Und er hatte über einen Zeitraum von zehn Jahren, zwischen „Reality“ und „The Next Day“, bewiesen, dass er auch ohne Musik leben konnte. Aber irgendwann rief die Musik ihn wieder zu sich.

Mike Garson glaubt, dass die Bedeutung David Bowies noch wachsen wird. Unsere Kindeskinder würden ihn noch kennen. „In hundert Jahren erinnern

wir uns an folgende Musiker: Bob Dylan, die Beatles, John Lennon als Solokünstler, Prince, Stevie Wonder, Ray Charles – und Bowie.“ Unter all diesen Legenden sei Bowie die Nummer eins. „Er war nicht nur Singer-Songwriter und Performer. Er war Produzent. Ein Modezar. Ein großartiger Schauspieler. Er hätte in Hollywood sein und Oscars gewinnen können. Aber das gefiel ihm nicht. Er sang lieber – aber er war auch einmal Herausgeber eines Kunstmagazins. Er hatte Installationen in Italien. Er wird derjenige sein, an den man sich als den Michelangelo, den Rembrandt oder da Vinci seiner Zeit erinnert.“ Sich seiner Einzigartigkeit bewusst, habe Bowie seinem Management aufgetragen, bloß nie ein Biopic über ihn zu autorisieren.

Zum Ende des „Blackstar“-Epos singt Bowie: „Etwas geschah an dem Tag, als er starb/ Der Geist erhob sich und machte Platz/ Jemand anderes nahm seinen Platz ein und rief mutig aus: I'm a Blackstar, ich bin der Stern der Sterne!“

Aber genau das ist es ja. Niemand traut sich zu, seinen Platz einzunehmen.

Und niemand könnte das.
Hat Bowie das nicht gewusst? 

FRANK SCHÄTZING

Where Are We Now?

Bestsellerautor Frank Schätzing über seine Inspiration David Bowie

M

ein erster Gedanke ist: Alter Titel. „Where Are We Now?“ Nie gehört. Auf welchem Album war der?

Denn sehe ich, es ist die Vorabsingle.

Vorab von was?

The Next Day.

Und endlich funk't. ES GIBT EIN NEUES BOWIE-ALBUM! Zehn Jahre nach „Reality“. Unangkündigt, ohne jede Werbung und Vorab-Promotion. „Es geheim zu halten war wirklich schwer“, erzählt Tony Visconti. „David wollte, dass es die totale Überraschung wird. Nicht mal sein Label wusste davon. Das Schwierigste war, den Leuten zwei Jahre lang weiszumachen, dass ich an einem Geheimprojekt arbeite. Alle sagten immer gleich: Ah, Bowie, was? Und ich musste die ganze Zeit über lügen: Bowie? Nein!“

Die Single „Where Are We Now?“ wird am 8. Januar 2013 ins Netz gestellt, an Bowies sechszigstem Geburtstag. Ich vergehe vor Hochachtung. Weniger wegen des schönen Songs. Aber wer so reputierlich seinen Ausstieg vollzogen hat, zehn Jahre Abstinenz, Legendenbildung, Apotheose – die wenigsten hätten es gewagt, das aufgereihte Porzellan für einen möglichen Comeback-Flop zu zertrümmern.

„Ich konnte nicht schlafen“, verrät Tony der „Times“. „Seit zwei Monaten kannte ich den Veröffentlichungstermin, der Countdown lief – am letzten Tag tauschten wir E-Mails aus. Ich schrieb: ‚Ich kaue mir die Nägel ab, noch zwei Stunden und fünfunddreißig Minuten‘, er antwortete: ‚Zwei Stunden, sechsundzwanzig Minuten.‘ Dann sah

ich kurz nach Mitternacht die ersten Posts auf Bowie Worldwide: ‚Heilige Scheiße!‘, schrieben sie, ‚oh mein Gott!‘ Alle hatten ihn schon abgeschrieben. Am nächsten Tag war er überglücklich, wie gut es aufgenommen wurde. ‚Na, was hast du denn erwartet?‘, sagte ich.“

„Where Are We Now?“ ist ein Ringen mit der Vergänglichkeit, eine schmeichelweiche Ballade, in der Bowie wehmütig, aber unverklärt auf die Berliner Jahre zurückblickt, ein Vabanquespiel: Nicht allein dass er seine Bilanz aufs Spiel setzt; er, der gefeierte Avantgardist, leitet sein Comeback zudem mit einer seufzenden Vergangenheitsbeschwörung ein, erlaubt sich dann aber die Volte eines Videos, das vielen zu avantgardistisch sein dürfte. Sein bewährter Illusionistentrick: Denk nicht, wenn ich über gestern singe, ginge es um die Vergangenheit. Bei Bowie geht es um die Zukunft, immerzu. Um die Kränkung der Natur, uns ein Ende zu setzen und es uns wissen zu lassen. Um den Hader mit Gott (so man an ihn glaubt), dass sein unergründlicher, angeblich weiser Plan vielleicht nur Ausdruck seiner Unlust oder Unfähigkeit ist, seinen Geschöpfen ewiges Leben zu geben. Spricht nicht alles dafür, dass Gott ein panschender, verantwortungsloser Wissenschaftler ist, dessen Anhänger ihn „liebevoll“ nennen, um es sich mit ihm nicht zu verscherzen? Ein genialer Bastler zwar, aber von üblem Charakter. Ein Abteilungsleiter der Ewigkeit, der Langeweile hatte. Nimmt man Gott aus dem Spiel, macht es die Sache nur noch schlimmer. Dann hat man nicht mal mehr einen, an dem man sich abarbeiten kann. So oder so endet alles Streben im Tod. Sinnlos, frustrierend! Bowie, dessen Lebenslust gegen die Endlichkeit anbrandet, versucht mit wachsender Dringlichkeit, das Paradox zu lösen (warum Zukunft erstreben, wenn wir keine haben?), und wird dabei immer fröhlicher.

Als mit „The Next Day“ das ersehnte Album erscheint, kann man ihn fast grinsen sehen ob der gelungenen Irreführung. „Where Are We Now?“ ist die Fehlfarbe. Wie auf „Reality“ kleidet er seinen Weltschmerz in kraftvolle, mitreißende Songs, singt über Verzweiflung und Vergänglichkeit mit

hörbarem Vergnügen. Jeder Versuch, ihn zu interviewen, geht indes ins Leere. Tony Visconti fällt es zu, für ihn zu sprechen. Er und die Musiker, die endlich reden dürfen, nachdem sie zwei Jahre lang bei Nacht und Nebel das Studio nur durch den Hintereingang betreten und verlassen durften, berichten, man habe eine super Zeit gehabt, lustig und ausgelassen. David gehe es blendend. Er sei glücklich mit seiner Familie und seinen Freunden, genieße jeden Schnaufer, den er tue; nur dass es enden wird, für ihn, Iman, für Lexi, für die Menschen, die er liebt, trübe seine Stimmung, aber nie sehr lange. Der da auf „The Next Day“ singe, das sei nicht er. Das sei sein wohlbekanntes lyrisches Ich. Diesmal sieht man es sogar: Im Video zu „Where Are We Now?“ mit seinen nostalgischen Schwarz-Weiß-Filmschnipseln, der geheimnisvollen zweiköpfigen Puppe und den scheinbar wahllos verstreuten Memorabilien, lehnt er unbeteiligt an der Wand des Filmstudios – einer, der sich beim Sein zuschaut. Und man denkt: Der ist mit sich im Reinen! Und was den Tod betrifft: Wer hadert nicht damit?

„The Next Day“ ist der Schubs, um endlich, endlich mein Album in Angriff zu nehmen. Bei der Arbeit an „Breaking News“, die Gitarre in Reichweite, habe ich Songs geschrieben, wann immer zwischen zwei Kapiteln Zeit war – etwa so, als entstünde eine zweite Comic-Geschichte in den Balken zwischen den Bildern. Jetzt gehe ich damit ins Studio. Vergangenes Jahr habe ich mir eines in den Keller bauen lassen – eine Nusschale der Kreativität, wenn gleich High End. Mache die Bekanntschaft Tony Levins, der überraschend Lust bekundet, auf drei, vier Songs Bass zu spielen. Ich habe Tony Levin (*Top-Bassist, u.a. King Crimson*) auf dem Album! – Und ausgerechnet jetzt stocken die Aufnahmen. Meine „Breaking News“-Tour wird gut aufgenommen, wir verlängern, besuchen Festivals, ein Roman über KI reift heran. Erst im Herbst 2015 nehmen wir meinen Gesang auf. Die Lyrics kreisen um Außenseiter und Soziopathen: Lück wie isch un du, würde der Kölner sagen. Fragt sich, wie das Ganze heißen soll. Vielleicht ratsam, die Person des Musikers von der des Schriftstellers zu trennen. Ich

DAVID BOWIE

entscheide mich für „TAXI GALAXI“, klingt schön beknackt krautrockig. Als Nächstes stünde der Final Mix an, dringlicher aber muss ich schreiben: „Die Tyrannie des Schmetterlings“, meinen Roman über künstliche Intelligenz. Die hat einen ersten Hype! Ich hasse es, zu spät zu kommen, so wie Bowie mit „Earthling“, also wird „TAXI GALAXI“ ein- und erst Ende 2015 wieder ausgemottet. Immerhin, das meiste ist im Kasten. Ein paar Overdubs noch, außerdem bedarf mein Klavierspiel der Verbesserung. Hier wäre Virtuosität gefragt. Ich bin instrumentell eher die Entsprechung eines Thermo-Mix. Das einzige Instrument, das ich gewissenhaft trainiere, ist meine Stimme. Jemand anderes muss ran, und da kommt mir eine trunksene Idee. Bowie, der nicht mehr tourt und nicht mehr spricht, werde ich wohl kaum noch kennenlernen – aber ich könnte seinen Pianisten fragen, Mike Garson, der „Aladdin Sane“ in die Kernschmelze der Avantgarde getaucht hat. Ich suche im Netz nach einer Mailadresse. Stoße auf Marc, Mikes Schwiegersohn, der ihn managt. Schreibe ihm mit flatternden Flügelchen des Selbstvertrauens, nicht wirklich in Erwartung einer Antwort. Zwei Wochen vergehen, dann schreibt Marc zurück: „Frank, sorry, dass du warten musstest. Wir waren unterwegs. Mike macht so was eigentlich nicht mehr. Schick uns die Songs trotzdem. Alles Gute, Marc.“

Noch nie habe ich so schnell Musik verschickt. „Marc“, schreibe ich, „Mein Geklimper gibt nur grob die Richtung vor. Sollte Mike interessiert sein, muss er sich an gar nichts halten. Liebe Grüße, Frank.“

Diesmal erfolgt die Antwort nach zwei Tagen.

„Frank. Hab mir deine Songs angehört. Gefallen mir. Denke, dafür nehme ich den großen Steinway, die Sachen brauchen Volumen. Klingt das gut für dich? Mike.“

Meine Flügelchen dehnen sich zu Adlerschwingen. Ich wachse drei Meter, stoße durch die Zimmerdecke, schieße hinauf ins Himmelblau, kreise über Köln, fliege in den Weltraum, umrunde den Mond, setze mich wieder an meinen Computer und versuche, mich euphorischer Geschwätzigkeit zu enthalten.

„Das ist fantastisch, Mike! Wann hast du Zeit?“

Er schickt mir seine Nummer. „Ruf mich morgen an. 10 a.m., wenn es dir passt.“

Ob es mir passt? Ich cancelle sämtliche Termine, nichts kann so wichtig sein, wie um 10 a.m. Mike anzurufen, der eine tiefe, wohltonende Stimme hat, beruhigend verlässlich. Wir reden eine Weile. Über seine Jahre mit Bowie, über meine Bücher, wohin sich der Pop entwickelt. Im Dezember wird Mike touren, Anfang Januar – kommen wir überein – telefonieren wir wieder, Ende Januar ist alles im Kasten.

So langsam schwant mir, dass „TAXI GALAXI“ mehr von Bowie haben wird als beabsichtigt. Ich ringe um einen eigenen Stil, entwickle regelrechte Paranoia im Vermeiden von Bowiesmen. Radiohead und Eno geistern durch meine Songs, die Gitarren beeinflusst von Anna Calvi, die Bläser auf den Spuren von Gil Evans. Dass ich überhaupt einen Song für Big Band arrangiert habe, entspricht

allerdings einer Kollaboration Bowies mit Maria Schneider, New Yorker Komponistin und Big-Band-Leaderin. Vergangenes Jahr haben beide einen Track herausgebracht, „Sue (Or In A Season Of Crime)“, der klingt, als habe Jean-Luc Godard, „Blade Runner“ neu verfilmt. Im Schaffensrausch hat David gleich noch ein Musical rausgehauen, „Lazarus“, das in New York Premiere feiert. Ein weiterer Song lässt aufhorchen, „Blackstar“. Selbst für Davids Verhältnisse ist „Blackstar“ abgefahren. Auf zehn Minuten Laufzeit fusioniert er Art Rock, Nu und Free Jazz, Prog, Drum'n'Bass und sogar Gregorianik. Gleich dreifach tritt er im Video auf, das anmutet wie eine Folge „Twin Peaks“, als blinder Seher, extravaganter Scharlatan und unheimlicher Prediger – sichtlich gealtert, doch mit exzen-

trischer Gravitas. Die Handlung könnte auf einem fernen Planeten spielen: eine bizarre Landschaft unter einer riesigen, unheilvoll verfinsterten Sonne, deren Korona fahl über die Ränder des davorgeschobenen Trabanten, vielleicht Schwarzen Lochs wabert, in die Felsen gestreckt ein toter Astronaut. Eine junge geschwänzte Frau beugt sich über ihn, im Innern des Helms wird ein juwelenverzierter Schädel sichtbar. Schon diese ersten paar Sekunden borden über von ikonografischen Verweisen auf Bowies Leben und Werk, auf Aleister Crowley, Stanley Kubrick, Reliquienkulte und kabbalistische Mystik. Die Frau nimmt den Schädel an sich, trägt ihn ins Innere einer zyklopischen Stadt, während das kopflose Gerippe davontreibt, der schwarzen Sonne entgegen. Kein Zweifel, Major Tom tritt seine letzte Reise an. Über die Frau wird eifrig gerätselt, das Naheliegende übersehen: Ihre Augenbrauen sind zusammengewachsen, in der mittelalterlichen Dämonologie Merkmal von Hexen, höllischen Wesen, Luzifer selbst. Sie könnte der Teufel, der Planet die Hölle sein, doch sie hat nichts Furchterregendes an sich. In einer Szene zwingt sie Bowies Blick in ihren, als wolle sie sagen: Es ist Zeit. Scheint ihm zuzuwinken: Lass uns tricksen, David. Warum so ernst? Der Tod ist eine Inszenierung. Dem Schädel wird gehuldigt, Mitglieder einer Sekte beten ihn an und rufen etwas Monströses herbei, das sich durchs Gras nähert.

17. Dezember 2015: Auch das Album nähert sich. Zu Weihnachten ein weiterer Vorgeschmack: „Lazarus“, dunkel, rätselhaft, erhaben.

6. Januar 2016: Mike schreibt, bin zurück, lass uns in der zweiten Januarwoche telefonieren. Er werde am Klavier sitzen und mir seine Ideen vorspielen.

7. Januar: Das Video zu „Lazarus“ ist online. Bowie auf dem Sterbebett, unter dem etwas lauert, das sich als Mensch tarnt. Bowie am Tisch: Fiebrig schreibt er Papier voll, so vieles, was es zu sagen gäbe, so wenig Zeit. Bowie, der in einem Schrank verschwindet.

8. Januar: Das Album erscheint. Ich erstehe die Black Edition auf Vinyl, kann es kaum erwarten, dass sie sich auf dem Plattenteller dreht – was für ein Trip! Nach fünf Dekaden setzt Bowie mit „Blackstar“ erneut Maßstäbe. Wer außer ihm hat Pop mit solcher Stetigkeit erneuert? Die Beatles: bahnbrechend für die Dauer einiger Jahre. Bob Dylan: ein Gigant, sein Einfluss kaum zu überschätzen, doch er bleibt alten Zeiten verhaftet, ein Œuvre, durch das für immer Hammondorgeln wimmern werden. Prince, Kate Bush, Michael Jackson, Peter Gabriel, Madonna, Björk: ein Olymp! In der Summe aber, wegweisend für so unterschiedliche Generationen – wer, nüchtern betrachtet, hielt Bowie stand?

11. Januar, frühmorgens, ich bin auf dem Weg ins Bad, nimmt Sabina, die schon länger auf den Beinen ist, mich betrübten Blickes in den Arm. Was ist passiert?, denke ich bang. Welche schlechte Nachricht –

„David Bowie ist gestorben.“

„Gestorben?“ Die Worte wollen nicht recht zu mir durchdringen. „Wieso gestorben?“

Er hat doch gerade „Blackstar“ rausgebracht. Ich meine, man bringt kein Meisterwerk raus und stirbt gleich danach. Oder? Das ergibt doch keinen Sinn.



FAN: FRANK SCHÄTZING 1975

„Er hat mit seiner Kunst den Tod besiegt.“

DAVID BOWIE

Im Netz überschlagen sich die Neuigkeiten. Leberkrebs. Seit anderthalb Jahren schon! Wie konnte er das geheim halten? „Blackstar“ hat die Charts gestürmt, bricht Weltrekorde, die Kritiken sind euphorisch. Alles – Album, Videos, sein Schweigen – erscheint in neuem Licht. Bowie scheint noch über sein Sterben die Kontrolle in den Händen gehalten zu haben – bis zum letzten Vorhang sein eigener Intendant. Nicht mal Molière hat das geschafft, als er auf der Bühne, in der Hauptrolle seiner Komödie „Der eingebildete Kranke“, da dieser sich tot stellen sollte, einen Blutsturz erlitt und tatsächlich starb, vor aller Augen. Ein makabrer Gag des Schicksals, über den Molière wohl selbst am lautesten gelacht hätte. Bowie hingegen hat noch seinen Tod in Kunst verwandelt, Abschluss eines Dreikäters: „Blackstar“, „Lazarus“, Weg-bin-ich. Seines Sterbens gewiss, hat er dem Ende diesen letzten Akt der Selbstbestimmung abgetrotzt.

Zwei Tage später: Wir sind zu Gast bei Freunden. Kochen, reden über kommende Projekte. Es wird spät, da schreibt Mike unerwartet eine E-Mail: „Sitze am Klavier. Ruf an, wenn es passt.“ Du lieber Himmel! Damit habe ich jetzt überhaupt nicht gerechnet, zwei, drei Gläser Sauvignon intus, vielleicht vier. Gehe ins Nebenzimmer, wo ich Ruhe habe, atme tief durch, wähle seine Nummer.

„Mike“, sage ich. „Wir können es verschieben.“

„Nein, das geht in Ordnung“, sagt er.

„Bist du sicher? Ich hätte alles Verständnis, wenn du gerade nicht in Stimmung bist.“

„Wegen David, meinst du?“

„Ich bin noch unter Schock. Wie muss es dir erst gehen?“

Ein Moment des Schweigens. „Keinem von uns geht es sonderlich gut. Aber genau darum machen wir weiter. Wir sind es ihm schuldig.“

„The show must go on?“

„The show must go on.“ Wieder eine Pause. „Weißt du, David hatte diese besondere Kraft, Frank. Diesen Lebenshunger. So viel Wärme und Zugewandtheit. Er hat uns gezeigt, wie man durchhält. Du kannst sagen, der Tod hat ihn besiegt. Ich denke eher, er hat mit seiner Kunst den Tod besiegt.“

Ich weiß, dass Mike auf Bowies letzten beiden Alben, „The Next Day“ und „Blackstar“, nicht vertreten war. Unwichtig, meinte er, als wir mal darauf zu sprechen kamen. Teil der Geschichte sein, das sei wichtig. Gewesen zu sein, muss es jetzt heißen, andererseits, die Geschichte lebt ja fort. Auch der Geschichtenerzähler lebt fort. Nur nicht mehr unter uns.

„Okay.“ Mike wird geschäftlich. „Ich spiele dir jetzt deine Songs vor, wie ich sie mir vorstelle, und du sagst, was du anders haben willst. Ich bin hier und da von deinen Vorgaben abgewichen –“

„Das hoffe ich doch.“

Er lacht. „Du musst schon sagen, ob es dir gefällt.“

„Klar wird es mir gefallen.“

„Oder auch nicht. Du bist der Boss, verstehst du? Genauso haben wir mit David gearbeitet. Ihm unsere Ideen vorgespielt, und nie, kein einziges Mal, hat er gesagt, das ist Mist. Immer erst was Positives. Dann vielleicht: Kannst du versuchen, mehr in diese oder jene Richtung zu gehen? Er hat uns alle Freiheiten gelassen, aber er wusste sehr genau, was er wollte.“

„Okay.“

„Na dann.“ Und tatsächlich habe ich Anmerkungen. Höre mich sagen, mehr so, hier bitte anders. Zu Mike Garson! Zwei Tage später schickt er seine Einspielungen. Seine E-Mail lese ich mehrmals:

„Ich hoffe, es ist, wie du es dir vorgestellt hast, Frank. Hat großen Spaß gemacht! Als ich es aufnahm, schien David kurz vorbeizuschauen, wie um zu sagen: Das hätte mir auch gefallen. Alles Gute, Mike.“

Ich bin sprachlos. Kommt nicht oft vor.

Und wieder liegt „TAXI GALAXI“ auf Eis. Ich fliege ins Silicon Valley. Treffe so spannende und kontroverse Leute wie Peter Thiel und Jaron Lanier, stürze mich gleich nach der Rückkehr in die Arbeit, ganz schön komplex: Quantencomputing, künstliche Intelligenz, Paralleluniversen. Da habe ich mir wieder mal was aufgehalst, aber ich will es ja nicht anders. Nach Bowies Tod brachten sie eine Doku nach der anderen über ihn, Konzertmitschnitte, Interviews, Woche für Woche. Jetzt, ein halbes Jahr später, erscheinen immer noch Nachrufe, doch es werden weniger. Eines späten Abends dann bringt Arte einen Live-Mitschnitt: Glastonbury 2000.

„Die Tyrannie des Schmetterlings“ hat Pause. Schau ich mir natürlich an. Über Kopfhörer. Saina schlaf.

Und plötzlich, ohne dass ich im Geringsten darauf vorbereitet wäre, holt sein Tod mich ein.

Ich dachte, das läge hinter mir.

Die Bestürzung, Ungläubigkeit. Doch während all der Monate habe ich die Bühne seines medialen Abschieds nie verlassen. Blieb Komparse seiner Inszenierung, mit der er sich die Hoheit über seinen Mythos sicherte, indem er uns die Dokumente seines Leidens vorenthielt. Wie kein Zweiter wusste Bowie um die Macht der Bilder, auch der nicht gezeigten. Der späte Elvis: hinfällig, aufgequollen, ein Mann, von dem zu viele traurige Fotos kursierten. Freddie Mercury, erfolgreich in der Wahrung seiner Würde, zuletzt ein Schat-

ten seiner selbst. Als wollten sie sagen: Wir waren Mythen zu Lebzeiten, im Verlöschen sind wir Menschen! Nichts unterscheidet uns von euch. Wir gehen, so wie jeder gehen muss, seht her, das war's! Absichtsvoll oder nicht schufen sie unserer Trauer damit einen sehr persönlichen, wenn auch desillusionierenden Zugang. David drehte die Erzählung um: Ihr kenntet mich als Menschen, doch die Wahrheit ist, ich bin ein Mythos. Habt ihr mich verfallen sehen? Sterben und gehen sehen? Nichts davon. Einen diamantbesetzten Schädel seht ihr. Einen Mann, der in einem Schrank verschwindet. Einen Schauspieler. Ihr seht, seht, seht – aber was seht ihr?

Seit er wusste, wie es um ihn stand, plante Bowie seine Wiederauferstehung in Überlebensgröße, im Vagen, allzeit Möglichen. Er, der auf die Frage, wer er sei, lebenslang damit antwortete, wer er sein könnte, schien am Ende, ganz ohne Kostüme und Make-up, fleischlich und vergänglich geworden zu sein – oder saßen wir noch immer im Theater? Im Wandschrank zu verschwinden! Allegorischer kann man Ungewissheit nicht in Szene setzen. Jetzt beginnt sein Wikipedia-Eintrag mit: „David Bowie war ...“ Die Ratio will ein Entweder-oder, aber die Ratio ist ein Kind der sichtbaren Welt. Einer Welt großer, eindeutiger Dinge, in der Anfang und Ende klar verhandelt sind. Auf der Ebene des Kleinsten hingegen, ohne das es nichts Großes gäbe, kann man alles zugleich sein, tot und lebendig – Schrödinger hätte an Bowies Wandschrank seine helle Freude. Wenn David sich in seinen Mythos zurückzieht, geschieht das keineswegs ohne Humor. Jeder, der ihn kannte, erzählt, wie witzig er gewesen sei (Tilda Swinton: „He was such a laugh!“), jederzeit bestrebt, andere aufzuheitern. Sein Abgang in „Lazarus“ ist eigentlich schon lustig, ein augenzwinkerndes Gott-ist-nicht-ganz-tot. Ich bin nur eben mal hinter die Bühne gegangen. Behaltet mich gern als göttlich, ewig, sinnstiftend in Erinnerung, aber ganz ehrlich? Besser, ihr kommt fortan ohne mich zurecht. Ihr sucht Sinn? Sucht in euch selbst.

In dieser Nacht jedoch, als ich bei Bowie in Glastonbury bin, beginnt die von ihm so kunstvoll geschaffene Illusion plötzlich zu flackern – und erlischt. Zutage tritt die rohe Wirklichkeit: dass diese Stimme nie wieder erklingen, niemand mehr in diese Augen blicken wird. Mit der Wucht einer Abrissbirne rammt mich die Erkenntnis, dass der Mann, der mich ein Leben lang begleitet hat, tot ist. Ganz banal tot.

Und mir kommen die Tränen.

Seltsam.

Dabei kannten wir uns gar nicht. 

„Die Wahrheit ist, ich bin ein Mythos.“



Der obige Text ist ein exklusiv für den ROLLING STONE vom Autor bearbeiteter Auszug aus seinem Memoir „Spaceboy. Über David Bowie. Über mich“, das am 6. November im Verlag Kiepenheuer & Witsch erscheint. Das Buch hat 400 Seiten und kostet 24 Euro



Bob Dylan Through The Open Window

The Bootleg Series
Vol. 18
1956-1963



Dieses nächste Volume der preisgekrönten Bootleg Serie

erzählt die Geschichte von Dylans Aufstieg und Reifeprozess als Songwriter und Performer, von Minnesota bis zum Bohemien-Viertel Greenwich Village in den frühen 1960er Jahren. Er enthält seltene Outtakes von Columbia Records, Aufnahmen aus Clubs, kleinen informellen Zusammenkünften, Wohnungen von Freunden und Jam-Sessions in längst verschwundenen Musiker-Treffpunkten.



2CD Die 2CD-Highlights-Edition enthält 42 Titel, von denen 18 völlig unveröffentlicht sind, sowie 9 extrem seltene Aufnahmen.



8CD Das 8CD-Deluxe-Set enthält 139 Titel – 48 bisher unveröffentlichte Aufnahmen sowie 38 extrem seltene Stücke – und ein Hardcover-Buch mit ausführlichen Liner Notes von Sean Wilentz und über 100 seltenen Fotos. Die letzten beiden CDs des Sets enthalten die unveröffentlichte Kompletaufnahme von Dylans bahnbrechendem Konzert in der Carnegie Hall aus dem Jahr 1963, gemischt aus den Originalbändern.



4LP Die 4LP-Highlights-Edition enthält 42 Titel, von denen 18 völlig unveröffentlicht sind, sowie 9 extrem seltene Aufnahmen.



Jetzt
vorbestellen



Rock

RUTSCH



HELE ZUKUNFT
Geeze 2025:
Bassin, Green,
Winter, DiGesu (v.l.)

BEET

RÜBER,

HOVEN!

GEESE

Nach dem eigentlich unwahrscheinlichen Erfolg des Solodebütts ihres Sängers Cameron Winter ist die New Yorker Rockband Geese plötzlich in aller Munde. Mit „Getting Killed“ haben sie nun ihr bestes Album gemacht

D

Die Mitglieder von Geese sitzen um einen Hibachi-Grill in einem Restaurant in Brooklyn herum und erzählen davon, wie sie einen ganzen Tag im Studio damit verbracht haben, sich Händeklatschen anzuhören. Während der Arbeit an ihrem neuen Album „Getting Killed“ sollte es Teil eines Tracks werden. Also öffnete ihr Produzent Kenneth Blume (besser bekannt als Kenny Beats) prompt einen Ordner mit Sample-Dateien. „Er hat 7000 Händeklatsch-Samples herausgesucht“, erinnert sich Sänger Cameron Winter. „Wir haben den ganzen Tag damit verbracht, eines auszuwählen.“

Selbst Monate später können Winter, Schlagzeuger Max Bassin, Gitarristin Emily Green und Bassist

Dominic DiGesu es immer noch nicht glauben, wenn sie sich an die Intensität erinnern, mit der sie diese Suche verfolgt haben. Und an deren letztendliche Sinnlosigkeit. „Das war einer der Tage, an denen wir traurig nach Hause gegangen sind“, sagt Green. Warum? „Wir haben uns zu lange mit Händeklatschen beschäftigt!“, antwortet sie. „Wir haben vergessen, den Song zu machen“, sagt Winter. „Man denkt, man würde einen Song schreiben, und dann ist der Tag vorbei und man sagt: Hören wir mal, was wir haben“, sagt Bassin. „Und es ist ein Klatschen.“

Das Restaurant in der gehobenen, heimeligen Nachbarschaft Park Slope liegt nicht weit von dem Ort entfernt, wo mehrere Mitglieder von Geese aufgewachsen sind und in einem Rock-Projekt nach der Schule zum ersten Mal gemeinsam Musik gemacht haben. Jetzt alle Anfang zwanzig, haben sie die Band bereits 2016 gegründet, als sie noch zur Highschool gingen. Der Collegebesuch wurde verschoben, nachdem ihre ersten Demos einen Bieterkrieg unter mehreren hochkarätigen Indie-Labels ausgelöst hatten. Geese wurden schnell als Wunderkinder von NYC bezeichnet und haben sich seitdem einen Ruf als eine der originellsten jungen Bands überhaupt erworben.

Ihr Labeldebüt, „Projector“ aus dem Jahr 2021, war eine viel beachtete Sammlung von Post-Punk-Pastiche. „3D Country“ zwei Jahre später war ein selbstbewusster Schwenk hin zu innovativem und doch vertrautem Rock'n'Roll. Auftritte als Vorgruppe für King Gizzard & The Wizard Lizard, Greta Van Fleet und Vampire Weekend erweiterten die Fangemeinde. Ebenso wie der überraschende Erfolg von Winters phänomenalem Solodebüt, „Heavy Metal“, das Ende vergangenen Jahres veröffentlicht wurde.

„Getting Killed“ ist das bisher beeindruckendste Album von Geese. DiGesu und Bassin spielen tiefere, rauere Grooves. Green schwingt ihre Gitarre zwischen heiter und chaotisch, und Winter singt – er singt einfach, ein gewandter und mächtiger Vokal-Akrobat mit einer der zurzeit markantesten Stimmen.

„Sie wurden in diese Jam-Band-Schublade gesteckt. Sie wurden in diese Schublade der ‚klugen Kids aus New York, die ihre Instrumente beherrschen‘ gesteckt“, sagt Blume. „Sie wurden auf all diese verschiedenen Arten gebrandet. Aber sie wollten mit ihrer Musik jetzt was ganz anderes ausdrücken.“

Doch so selbstbewusst diese Platte auch oft klingt, die leere Plackerei des Handklatsch-Tags zeigt, wie anders alles war, als Geese Anfang Januar nach Los Angeles flogen, um mit Blume aufzunehmen, der mehrere Rockalben produziert hat, aber immer noch am besten für seine Arbeit mit Rappern wie Vince Staples, Denzel Curry und Rico Nasty bekannt ist. Die Band kam mit etwa 20 Demos in sein Studio, aber nur wenige davon ähnelten vollständigen Songs. Blume sagt, er habe in ihnen eine „enorme Veränderung in Textur, Atmosphäre und Zweck“ gehört, aber es war alles andere als klar, wie sie das alles umsetzen könnten. Geese fühlten sich völlig unvorbereitet. Völlig orientierungslos. Außerdem brannte Los Angeles.

Einen ganzen Monat lang pendelten Geese zwischen ihrer gemeinsamen Wohnung in Mid City und Blumes Studio in der Nähe der University of Southern California hin und her. Es gab wenig zu tun, außer zu arbeiten. Sie waren nicht besonders nah an den Bränden, aber der Rauch erstickte den Himmel, und das offene Atrium, das Blume in das Studio eingebaut hatte, war mit Staub und Asche bedeckt.

Echte New Yorker, die sie nun mal sind, hat niemand bei Geese einen Führerschein. Und L.A. ist nicht gerade eine Fußgängerfreundliche Stadt, wie viele gestrandete Ostküstenbewohner bereits erfahren mussten. „Die Anzahl meiner täglichen Schritte war grauenhaft“, sagt Green trocken. „Oh Kumpel, es war großartig!“, sagt Bassin. „Ich liebe Über!“

Wenn Winter früh ins Studio wollte, nahm er den Bus und entwickelte sogar eine Vorliebe für den viel geshmähten öffentlichen Nahverkehr von L.A. „Er war besser als der Bus in New York“, erklärt er, „weil es an den Haltestellen kleine Bildschirme gibt, die einem sagen, wann der nächste Bus kommt.“

Bassin und Winter sind in der Regel die gesprächigsten, der Schlagzeuger ist direkt und ausgelassen, der Sänger eher zurückhaltend, sowohl in seiner Aufrichtigkeit als auch in seinem Sarkasmus. DiGesu ist ruhig, aber scharfsinnig, wenn er spricht, und Green gleicht ihre Offenheit mit einer ironischen Zurückhaltung aus.

„Getting Killed“ zu produzieren war nicht einfach, gibt Winter zu. „Ich war bis zum letzten Moment unzufrieden“, sagt er. „Vielleicht bin ich es sogar immer noch. Der gesamte Prozess – vielleicht ist das einfach unsere Art, Alben zu produzieren –, aber es ist alles wie ein Albtraum, bis es fertig ist.“

„Es fühlt sich bis zum Schluss wie eine brutale Anstrengung an“, fügt Green hinzu.

Von JON BLISTEIN • Fotos von LEWIS EVANS

GEESE

Und dann, ein paar Minuten später, scherzt Winter darüber, dass sie, wenn sie jemals ein triumphales Comeback-Album machen wollen, „schnell damit anfangen“ müssen, „richtigen Mist zu machen“. Er fügt hinzu: „Wir machen das nur wegen dem Teil ‚Kritische Rezeption‘ im Wikipedia-Artikel.“

„Dafür und für die verdammten Snacks, Alter“, sagt Bassin.

Geese wurden schon mit Television und Led Zeppelin, den Strokes und den Rolling Stones, Deep Purple und Gang Of Four verglichen – um nur einige zu nennen. Aber wie die besten Grabräuber des Rock sind sie ziemlich gut darin, kleine Spuren zu hinterlassen und am Ende doch allen Vergleichen zu entkommen. „Für eine Band, die die Leute an so viele andere Acts erinnert, haben sie sich wirklich bemüht, Nostalgie zu vermeiden“, erzählt mir Blume.

Loren Humphrey, ein enger Studiomitarbeiter von Geese, der Winters Soloalbum mit produziert hat, teilt diese Meinung. „Sie sind wirklich leidenschaftlich dabei, etwas Neues zu versuchen“, sagt er. „Viele der Künstler, mit denen ich gearbeitet habe, und auch viele der Sessions, bei denen ich dabei war, scheinen sich in ihrer Produktion stark auf Referenzen zu stützen. Zum Beispiel: ‚Lasst uns den Drum-Sound genauso machen wie ...‘ Es war cool zu sehen, wie diese Kids kamen und genau das Gegenteil machten. Sie wollen sich auf nichts beziehen.“

Auch Blume erwähnt die Abneigung von Geese gegen Nostalgie, während er darüber spricht, wie sie Samples in „Getting Killed“ integriert haben, wie zum Beispiel die zusätzlichen Parts, die in „Taxes“ von Bassins Schlagzeug hallen, und den zerhackten Loop eines ukrainischen Chors, der über knackige Gitarrenriffs in „Getting Killed“ heult (leider jetzt ohne Händeklatschen). „Sie wollten, dass diese Samples die bereits vorhandene Musik nicht noch verstärken“, sagt Blume. „Es war fast so, als sollten sie dagegen ankämpfen.“

Die Faszination für die Avantgarde scheint mit der Art und Weise zusammenzuhängen, wie Geese in New York City entstanden sind. Alle Bandmitglieder besuchten progressive Schulen wie Brooklyn Friends und Little Red School House, und viele wuchsen in musikbegeisterten Familien auf. Winter hat mal darüber gesprochen, wie sein Vater – ein professioneller Komponist, der eine Produktionsmusikkbibliothek leitet – ihm als Kind alte Aufnahmegeräte zum Spielen überließ und ihm „brutale“, aber konstruktive Kritik zu den Songs gab, die er damals schrieb.

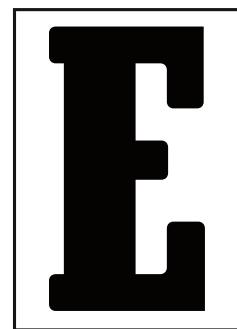
Als Teenager nahmen sie alle an außerschulischen Musikprogrammen teil, wo sie in den Rockklassikern unterrichtet und ermutigt wurden, ihre eigenen Songs zu schreiben. Die ersten Proben und Aufnahmesessions von Geese fanden in Bassins Keller statt. Zwischen 2018 und 2019 veröffentlichten sie ein Album und zwei EPs in Eigenregie, die zwar inzwischen alle aus dem Internet entfernt worden sind, aber dennoch von einer für Highschool-Schüler beeindruckenden Entschlossenheit und Tatkraft zeugen.

Geese selbst erinnern sich allerdings ganz anders an diese Zeit. Sie sagen, sie hätten langsam gearbeitet, in einer Wolke aus Marihuanarauch und „Mario Party“-Marathons. Sie gaben etwas Geld für einen Projektor aus und schlossen ihn an eine Wii-Konsole

an. Hätten sie das nicht getan, scherzt Winter, hätten sie „wahrscheinlich drei Alben gemacht“. Dennoch, fügt er hinzu, habe die Band „viel gelernt“, und als sie mit der Arbeit an „Projector“ begannen, produzierten Geese fast einen Song pro Woche.

Tim Putnam, Präsident und Mitbegründer von Partisan Records, dem Label, das Geese 2020 unter Vertrag nahm, erinnert sich an sie in dieser Zeit als „jung, aber entschlossen“.

„Es war offensichtlich, wie schnell sie sich künstlerisch weiterentwickeln würden, sobald wir anfangen zusammenzuarbeiten. Allerdings war mir noch nicht klar, wie produktiv Cameron, der immer weit voraus schreibt, als Songwriter ist“, erklärt er per E-Mail. „Der kreative Sprung von ‚Projector‘ zu ‚3D Country‘ (der sich auf ‚Getting Killed‘ fortsetzt) war ziemlich atemberaubend.“



s ist zwar nicht so, dass Geese auf ihrem ersten groß veröffentlichten Album nicht wie Geese klingen, aber es ist auffällig, wie sehr es sich von allem unterscheidet, was sie seitdem gemacht haben. „Wir dachten nicht, dass jemand es hören würde“, sagt Winter, „also haben wir uns richtig in Post-Punk-Sprechgesang reingehängt, was schon eine Kopie von The Fall und so was ist. Nicht dass das schlecht wäre. Aber wir haben einfach eine verdammte Kopie einer verdammten Kopie gemacht.“

Als ich sie nach ihrer Abneigung frage, ihre Quellen so deutlich zu nennen, wirft Bassin die Hände hoch. „Jeder sagt uns, wir seien ‚Greta Van Fleet, wenn sie es richtig gemacht hätten‘. Und wir denken nur: Ey, was hört ihr denn da?“

„Ein Großteil von ‚3D Country‘ war weit entfernt von dem, was wir zuvor gemacht hatten, weil wir von uns selbst angewidert waren“, fügt Winter hinzu und führt den Gedanken weiter. „Wir haben beschlossen: Das geht so nicht, wir müssen andere Musik kopieren!“ Wen haben sie also auf „Getting Killed“ am meisten kopiert? Bassin hält inne: „Ähm, hauptsächlich Beethoven.“

„Ravel“, sagt Winter.

„Ich habe in letzter Zeit viel Goose gehört“, witzelt Bassin. (Ein scherhafter Seitenhieb auf die beliebte Jam-Band mit dem verwirrend ähnlichen Namen.)

Winter nennt zur Sicherheit noch ein paar fiktive Acts – Cheese Boys, Cornbread Sally –, aber mittendrin im Geplänkel gibt Green eine ehrliche Antwort: „Heavy Metal“.

Winter begann im Juli 2023 mit der Arbeit an seinem Solodebüt, nur einen Monat nach der Veröffentlichung von „3D Country“, aber auch mitten in einer langen Durststrecke für die Band. „Unser verlorenes Wochenende“, scherzt er.

Den größten Teil von „3D Country“ hatten sie in der ersten Hälfte des Jahres 2022 aufgenommen. Nachdem das Album fertig war, tourten Geese viel, verbrachten aber auch viel Zeit zu Hause. Bassin spielte Videospiele. DiGesu arbeitete in einem

Restaurant. Green belegte ein paar Kurse an der Columbia University. Winter begann seine Solosongs zu schreiben.

„Ich war deprimiert“, sagt er. „Es war einfach nicht viel los. ‚3D Country‘ war noch nicht erschienen, also interessierten sich nur sehr wenige Leute für die Band. Wir hatten nichts vorzuweisen für die vielen Tourneen, die wir gemacht hatten. Oder zumindest in meinen Augen nicht genug. Ich versuchte mich darauf zu konzentrieren, Songs zu schreiben.“

Er arbeitete den ganzen Sommer 2023 an dem Album und traf sich in den folgenden Monaten wieder mit Humphrey, um es zwischen den Tourtermi-nen fertigzustellen. Winter hat kleine Legenden um „Heavy Metal“ gesponnen und behauptet, es sei teilweise in Guitar Centers in New York City mit einem fünfjährigen Bassisten und einem Stahlarbeiter aus Boston am Cello aufgenommen worden. Tatsächlich entstand ein Großteil davon in Humphreys Studio, das sich im Gästehaus eines ehemaligen Anwesens in Tuxedo/New York befindet, wo während des Zweiten Weltkriegs heimlich neue Radartechnologien entwickelt wurden.

Mit seinen einladenden, aber ungewöhnlichen Klängen von Klavier, Akustikgitarre, Holzbläsern und Hörnern war „Heavy Metal“ weit entfernt vom lebhaften Geese-Rock. Es war auch nicht, wie Humphrey meint, das „traditionelle Singer-Songwriter“-Material, das Winters Label erwartet hatte. Winter hat offen darüber gesprochen, wie negativ die Reaktionen auf „Heavy Metal“ waren, nachdem er es abgegeben hatte. Er hat zuvor bestätigt, dass ein Zitat in einer frühen Pressemitteilung – „Ich bin jung und habe keine Angst davor, bei meinen Eltern zu leben“ – eine Antwort auf die Aussage eines Vorgesetzten des Labels war, der ihm gesagt hatte, „Heavy Metal“ sei nicht „das Album, mit dem du aus dem Haus deiner Eltern ausziehen kannst.“

Humphrey bestätigt Winters Darstellung: „Was er sagt, ist wahr, und wahrscheinlich war es noch zehnmal schlimmer. Es war wirklich übel.“

Putnam seinerseits bezeichnet „Heavy Metal“ nun als „einen weiteren Evolutionsschritt“ für Winter und fügt hinzu: „Er hatte sich kreativ auf dünnes Eis beggeben, was eine gefährliche Situation sein kann, und als er begann, die Musik mit Menschen in seinem engen Umfeld zu teilen, bekam er das von allen Seiten zu spüren.“

Der Präsident von Partisan räumt ein, dass das Album, wie immer bei einem Plattenlabel, unter den komplizierten Gesichtspunkten von Kunst und Kommerz diskutiert wurde. Und er klingt reumüdig wegen einer unbedachten Bemerkung, die möglicherweise in diesem Gewirr hängen geblieben ist.

„Als Cameron und ich nach der Abgabe der endgültigen Masterbänder über ‚Heavy Metal‘ sprachen, machte ich die scherhafte Bemerkung, dass ich rein kommerziell gesehen nicht sicher sei, ob dieses Album ihn aus dem Elternhaus herausholen würde“, schreibt Putnam. „Daraufhin sagte Cameron: ‚Ich habe diese Platte nicht mit Blick auf ihre Kommerzialität gemacht. Die Leute wollen das echte Zeug.‘ Jetzt lebt er in seiner neuen Wohnung. Cameron hatte recht, die Leute wollen das echte Zeug. Wie bei all seiner Musik hat er sich voll und ganz in die Platte gestürzt, sich selbst ins Zeug gelegt und acht Monate



„Jedes Mal wenn wir ein
Album gemacht haben,
bekamen wir einen Anruf:
„Macht es noch mal!““



SMOKING HOT
DiGesu, Green, Winter
und Bassin (v.l.) in
Los Angeles

GEESE

später die Carnegie Hall ausverkauft. Es war einfach unglaublich, die Reaktionen zu sehen!“

Winter sagt, dass seine Bandkollegen ihn während dieser ganzen Erfahrung „immer unterstützt haben. Das war sehr wichtig.“ Bassin sagt über „Heavy Metal“: „Ich glaube, es hat ein Bedürfnis gestillt, das schon immer da war.“

Dennoch waren die ersten Wochen nach der Veröffentlichung des Albums Anfang Dezember 2024, als Geese sich auf den Weg nach L.A. machten, „nicht gut“, sagt Winter. „Es war Weihnachtszeit, niemand interessierte sich dafür. Es gab keine Rezensionen. Ehrlich gesagt war das alles eine ziemlich große Enttäuschung. Ich ging in die Geese-Sessions mit der Einstellung: Okay, zumindest habe ich jetzt die Chance, Dinge zu korrigieren und so weit wie möglich in die andere Richtung zu laufen.“

Doch dann kamen bald die ersten Kritiken zu „Heavy Metal“ – und sie waren überwiegend begeistert. Blume erinnert sich, wie die Band gemeinsam feierte: „Sie standen in einer Traube zusammen und sagten: „Auf geht's, verdammt noch mal!“ Es gibt so viel Liebe zwischen ihnen.“

Seit seiner Veröffentlichung hat „Heavy Metal“ laut Daten von Luminate bis zum 21. August mehr als 14 Millionen Streams erzielt. Aber erst Anfang April erreichte es seinen wöchentlichen Spitzenwert (fast 556.000). Winter hat auch zahlreiche Solo-Shows und immer größere Veranstaltungsorte ausverkauft, darunter die bereits erwähnte Carnegie Hall, wo er im Dezember auftreten wird.

Das Album wurde zu einem solchen Mundpropaganda-Hit, dass sich laut Blume am Ende der „Getting Killed“-Sessions bestimmte Leute aus der Branche an ihn wandten. „Ich merkte, dass es nicht nur daran lag, dass sie mich vermissten“, sagt er lachend. „Ich meine damit nicht Freunde oder Kollegen, die ich respektiere – ich meine große Führungskräfte, die sagten: „Wir wollen Geese hören.“ Und ich dachte: Cool! Während der Aufnahmen schien sich alles zu verändern.“

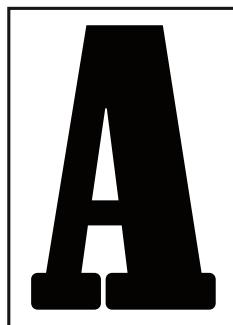
Als sie „Heavy Metal“ aufnahmen, wollten Humphrey und Winter laut eigener Aussage, dass es „wirklich zufällig klingt, als würden eine Menge Leute live in einem Raum spielen“, auch wenn oft nur sie beide dabei waren. „Wir hatten das Gefühl, dass was Besonderes passieren würde, wenn wir einfach was versuchen würden, das unmöglich so sein konnte“, fügt er hinzu. Bei „Getting Killed“ waren tatsächlich eine Menge Leute im Raum, und sie haben das Beste daraus gemacht. „Viele Teile sind in 30-minütigen Jams entstanden“, sagt DiGesu.

Winter, der seit dem Ausscheiden von Foster Hudson Ende 2023 mehr Gitarrenarbeit übernommen hat, möchte die ungewöhnliche instrumentale Balance, die sie auf diesem Album erreicht haben. Weil Green als Gitarrist so „treffsicher“ ist, sagt er halb im Scherz, gibt ihm das „viel Spielraum, wirklich unprofessionell zu sein“. Winter ist nicht daran interessiert, darüber zu sprechen, was er von „Heavy Metal“ zu „Getting Killed“ mitgebracht hat.

Glücklicherweise sind Bassin und Green bereit, näher darauf einzugehen. Das Soloalbum habe Winter geholfen herauszufinden, was im Studio funktioniert und was nicht, sagt der Schlagzeuger. Es habe ihn zu einem besseren Sänger gemacht, fügt der Gitarrist hinzu. „Ja, hat es“, bestätigt Winter.

Aber viele Leute mögen da auch ganz anderer Meinung sein.“

Winter hat eine dieser Stimmen, über die die Meinungen wirklich auseinandergehen. Sie ist fantastisch wandlungsfähig, resonant und verwirrt, runzlig und verspielt, fähig, durch weiche Falsett wolken zu schweben oder rau über den Kies zu laufen. Sie hat eine ganz eigene rohe Kraft, aber Humphrey bemerkte auch Winters Fähigkeit, mit seiner Stimme etwas „wirklich Künstliches“ zu machen, das dennoch „auf lange Sicht emotionaler“ klingt. Wie im neuen Song „Long Island City Here I Come“, wenn er in nur zwei Zeilen ein Heulen in ein Grinsen und dann in eine Klage verwandelt.



Is ich Geese das nächste Mal sehe, bestellen sie Sandwiches, PBRs und ihr Lieblingsgetränk, Shirley Temples, in einer Kneipe in Brooklyn und sind begeistert von der Anzahl der Streaming-Playlists, die ihre neueste Single „Trinidad“ aufgenommen haben. „Das ist in der Vergangenheit noch nie passiert“, sagt DiGesu. Nach einem anstrengenden Konzertwochenende ist das eine schöne Belohnung. Ihr Auftritt beim Newport Folk Festival wurde wegen schlechtem Wetter nach drei Songs abgebrochen. Anschließend flogen sie nach Virginia, um auf einem anderen Festival zu spielen. Es war sengend heiß, und ihr Auftritt kam nicht gut an. „Ich glaube, wir wurden mit einer Band mit ähnlichem Namen verwechselt“, sagt Winter diplomatisch. „Es war eine Art Jam-Festival.“

In ein paar Wochen kehren Geese nach Los Angeles zurück, um weitere Sessions mit Blume aufzunehmen. Ob es sich dabei um Stücke für eine Deluxe-Edition von „Getting Killed“ oder um ein ganz neues Album handelt, verraten sie nicht. Auch sind diese neuen Sessions nicht unbedingt ein Zeichen für eine fruchtbare kreative Phase von Geese imminente des Erfolgs von „Heavy Metal“ und der wachsenden Vorfreude auf „Getting Killed“.

„Es ist eher so, dass wir nach dem ersten Durchgang Korrekturen machen“, sagt Winter. „Jedes Mal wenn wir in der Vergangenheit ein Album fertiggestellt haben, bekamen wir einen Anruf mit der Aufforderung: „Macht das Album noch einmal!“ Aber dieses Mal sagten alle: „Es ist fantastisch! Bringt es raus!“ Deshalb waren wir etwas misstrauisch. Wir dachten: Mann, wir sind wirklich mies geworden. Früher waren wir cool, jetzt machen wir nur noch Produkte!“

Als Blume sich an sein erstes Treffen mit Geese im letzten Herbst erinnert – hinter der Bühne beim ACL Festival in einem mit Bong-Rauch gefüllten Greenroom –, macht der Produzent eine Bemerkung, die ihm vielleicht geholfen hat, die Band davon zu überzeugen, mit ihm zu arbeiten: „Ich bin total scharf auf Fehler.“ Winter meint trocken, dass Blume einfach hätte sagen können: „Lasst die Unvollkommenheiten drin“, räumt aber ein: „Die Geste wurde geschätzt.“

Auf „Getting Killed“ wimmelt es nur so von Fehlern, von kakofonischen Gitarrenklängen bis hin zu

stolpernden Hi-Hat-Schlägen, die den Rhythmus eines Songs völlig aus dem Takt bringen. Geese wollten, dass ihre Songs „unvorhersehbar wirken“, wie Bassin sagt. Aber um das zu erreichen, waren akribischer Perfektionismus und häufige 16-Stunden-Tage erforderlich. Erst nach zwei Wochen Aufnahmezeit hatte Blume das Gefühl, dass Geese Spaß daran hatten.

Auch nachdem die Band L.A. verlassen hatte, ging die Arbeit weiter. Eines Tages, so Blume, rief er Winter an, um nach ihm zu sehen, und der Frontmann erzählte ihm, dass er gerade nach einer Panikattacke aus dem Krankenhaus entlassen worden war. „Ich sagte: „Bruder, du musst eine Pause machen!““, erzählt Blume. „Aber dieser Mann machte keine einzige Pause, bis alles fertig gemastert war. Und dann schickte er vier Tage lang Master-Notizen.“

Als ich Winter fragte, ob er mehr dazu sagen möchte, lehnt er ab und sagt nur: „Iss dein Gemüse. Nimm deine Multivitamine.“ Bassin, der seinen Freund unterstützt, fügt hinzu: „Diese Flintstones-Gummibärchen sind gut für dich. Aber nimm nicht zu viele.“

Eine der leidenschaftlichsten Diskussionen, die Geese in meiner Gegenwart führen, dreht sich um den Interborough Express, eine geplante Stadtbahn, die bis Anfang der 2030er-Jahre die Außenbezirke von Brooklyn und Queens verbinden soll. Die andere leidenschaftliche Diskussion, die Geese in meiner Gegenwart führen, kann ich nicht wiedergeben. Wir sitzen im Hinterhof der Bar, die Nachmittagssonne steht hoch am Himmel, Kondenswasser tropft von den Shirley-Temple-Gläsern, Bassin und DiGesu reichen sich einen Joint hin und her, und Winter beginnt eine Idee zu erzählen, die er für eine neue Live-Anlage für seine Gitarre hat. „Hört auf, hört auf!“, sagt er. „Ich will nicht, dass mir jemand diese Idee klaut.“

Die Details waren für mich ohnehin zu nerdig, um ihnen folgen zu können. Während Winter seine Idee erläutert, hören Green, DiGesu und Bassin aufmerksam zu und reagieren mit „Wow!“, „Heilige Scheiße!“ und zusätzlichen eigenen Ideen.

Geese machen seit fast zehn Jahren gemeinsam Musik. Sie wissen, wie man mit Meinungsverschiedenheiten umgeht und zwei Monate lang zusammen in einem Van verbringt. Sie haben sich auch über die Stadt verteilt. DiGesu wohnt immer noch in Manhattan's Upper West Side, wo er aufgewachsen ist, Winter ist in Bed-Stuy gelandet, und Bassin und Green haben sich in Ridgewood/Queens niedergelassen. Sie sehen sich bei Konzerten und natürlich beim Proben, aber sie treffen sich seltener als früher.

„Es gibt so viele Bereiche in meinem Leben, die Anforderungen erfüllen, die diese drei Menschen nicht erfüllen können“, sagt Green. „Genau“, fügt Bassin hinzu. „Es hilft, dass wir uns weiterhin nahestehen, aber es fühlt sich definitiv wie eine Trennung zwischen Arbeit und Freizeit an.“

Dies wird vielleicht am deutlichsten angesichts von Winters eigenem Durchbruch. Es gibt keine klassische Rock'n'Roll-Geschichte als die eines Frontmanns, der sich selbstständig macht, aber Geese scheinen das nur als Erfolg für alle zu betrachten. „Ich glaube nicht, dass dies eine dieser Zufallssituationen ist, in denen der Frontmann unglaublich ist und alle anderen cool“, sagt Blume. „Alle vier sind verdammt geniale Freaks, und ich kann es kaum erwarten, dass alle anderen das auch erkennen.“ ®

50 JAHRE CELEBRATION!

Queen's legendäres Album „A Night At The Opera“ mit der Single „Bohemian Rhapsody“ exklusiv auf Vinyl neu aufgelegt.



A Night At The Opera
Limitierte transparente Vinyl mit goldenen Etiketten

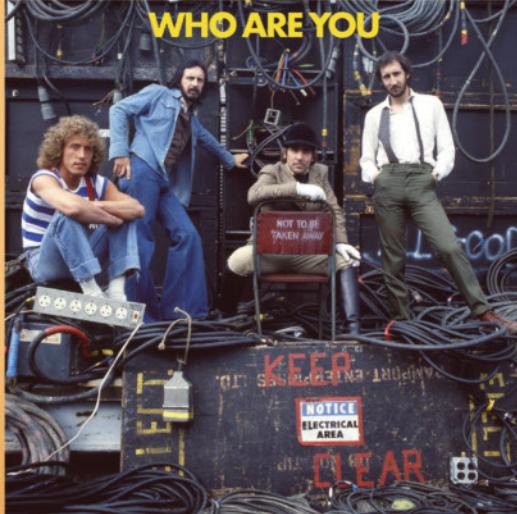


Bohemian Rhapsody
Limitierte 7" und 12" Vinyl in Blau und Picture Disc Vinyl

Freddie Mercurys sechsmaliges
Kombiniert mit Roger Taylor's Fan
Favoriten „I'm In Love With My Car“
Erhältlich ab 31.10.

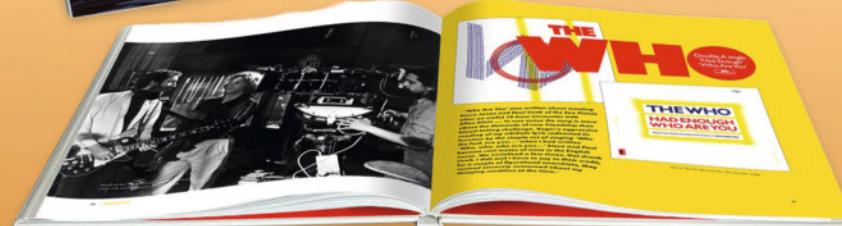


Ihr erster Nummer-1-Hit in Großbritannien
und ihre erste Platin-Schallplatte in den USA
Erhältlich ab 17.10.



Mit über 70
unveröffentlichten
Tracks
& dem ersten Konzert
ohne Keith Moon

Erhältlich als
7CD + Blu Ray
4LP Box Set
Ltd. 1LP Colored
1LP Half Speed Master
2CD
Ab 31.10.



UNIVERSAL
MUSIC



KEVIN KÜHNERT

SÖDERS WURST- FALLE

Der bayerische Ministerpräsident zeigt seit Längerem lieber seine Liebe zu Jause und Blasmusik als politische Inhalte. Oder *sind* das seine politischen Inhalte?

Zu meinen lässlichen Gewohnheiten gehört, dass ich morgens von Zeit zu Zeit den Fernseher anschalte, um mich im BR-Fernsehen von den Panoramabildern berieseln zu lassen. Neuschnee auf dem Grünten, der Viktualienmarkt im Morgennebel oder der glitzernde Königssee im Sonnenaufgang lösen in mir eine vertraute Behaglichkeit aus. Im Hintergrund begrüßt eine Zither beschwingt den neuen Tag. So weit, so bayerisch-kitschig.

Ich wäre vermutlich nie auf die Idee gekommen, diesen Spleen weiter zu hinterfragen, wäre da nicht Robert Habecks viel zi-

tiertes Interview in der „taz“ gewesen. Von diesem blieb, mehr noch als die Begründung seines Rückzugs aus dem Deutschen Bundestag, ein emotionaler Ausbruch in Richtung des bayerischen Ministerpräsidenten in Erinnerung. „Dieses fetischhafte Wurstgefresse von Markus Söder ist ja keine Politik“, platzte es aus dem Ex-Vizekanzler heraus.

Und während ihm die einen anschließend Weinerlichkeit und schlechten Stil attestierten, derweil die anderen das nachamtliche Klartextsprechen feierten, blieb eine viel wichtigere Frage ungestellt: Stimmt die Behauptung denn eigentlich, dass fetischhaftes Wurstgefresse keine Politik sei?

Wie vieles, was mit Essen zu tun hat, so wird auch diese Frage leichter verdaulich,

wenn man sie ein wenig abkühlen lässt. Die Zwischenzeit kann zu Recherchezwecken genutzt werden, beginnend auf dem beliebten Instagram-Account des kommunationsfreudigen CSU-Chefs.

Dort fallen die gleichermaßen zahl- wie kalorienreichen Einsprengsel kulinarischer Art schon längere Zeit ins Auge. Im Vergleich zu anderen Politiker-Accounts drängt sich zwischen Würsten, Blaskapelle, Brotzeit und Tracht geradezu die Frage auf, ob es sich hier nicht vielmehr um eine Art Tourismusmarketing, versetzt mit gelegentlichen politischen Inhalten, handelt.

Phasenweise finden sich auf Söders Account neun Beiträge hintereinander, die sich irgendwo im Bermudadreieck aus

Text: KEVIN KÜHNERT • Illustration: ANDREI COJOCARU

KÜHNERT ÜBER SÖDER

„HERZLICHKEIT, SO ECHT WIE DIE KULISSEN DER BAVARIA-FILMSTUDIOS“

Volksfesten, bayerischem Brauchtum und Essen bewegen.

Doch wenn einer seit drei Jahrzehnten Politiker und im achten Jahr Ministerpräsident seines Bundeslandes ist, sich derweil zu einer bundesweiten Marke entwickelt hat und im Netz Millionen erreicht, dann macht man es sich mit der Behauptung, das Markenzeichen dieses Politikers habe gar nichts mit Politik zu tun, vielleicht doch etwas einfach.

Zugegeben, das Präsentieren von Essgewohnheiten und der Besuch von Bierzelten finden im Grundgesetz keine Erwähnung. Und im Sozialkundeunterricht werden auch weiterhin die Massenmedien als Vierte Gewalt bezeichnet – nicht das Münchener Oktoberfest. Und doch greift Habecks Befund zu kurz. Denn auch Talkshows, politische Bücher und Küchentischgespräche sind nirgendwo als heilige Dreifaltigkeit des politischen Diskurses festgeschrieben.

„Politik gründet im Zwischen, das zwischen den Menschen entsteht, sobald sie handeln und sprechen“, so formulierte es Hannah Arendt in einer posthum veröffentlichten Vorlesungsnotiz. Politik ist nach Arendt also nicht an bestimmte Orte, Medien oder Inhalte geknüpft. Vielmehr umfasst sie den Prozess, in dem wir Menschen als Individuen unsere Unterschiedlichkeit bearbeiten. Jeder, der schon mal eine Familienfeier besucht hat, weiß, was Hannah Arendt meint.

Man muss Markus Söder wahrlich nicht zum Genie erklären. Aber man sollte zur Kenntnis nehmen, dass er wie viele andere Politiker offenkundig nach Wegen sucht, in einer sich rasant verändernden Welt politische Zustimmung neu zu organisieren. Wo Individualisierung vormals vertraute Milieus aufbricht, Globalisierung die Zumutungen der Welt zu unseren Zumutungen macht und Digitalisierung als permanente Reizüberflutung über unsere Köpfe schwappat, da gehen alte Bindungen und Gewissheiten verloren. Jede traditionelle Organisation kennt diese Herausforderung, Parteien erleben sie als innere und äußere Sinnkrise. Der CSU-Chef weiß das von Hause aus.

Gleichzeitig gibt es auf Rechtsaußen jedoch eine gegenteilige Entwicklung. Egal ob die jeweiligen Kräfte der radikalen Rech-

ten autoritär, libertär oder autoritär-libertär daherkommen, sie alle sind durch zwei Merkmale verbunden: Personalisierung und Emotionalisierung, wobei insbesondere negative Emotionen wie Angst und Hass zur Geltung kommen.

Gegen eine tief verinnerlichte politische Verachtung kommen nachweislich weder Talkshowauftritte noch Steuererleichterungen, Faktenchecks oder andere Maßnahmen aus dem traditionellen Instrumentenkasten der Politik an. Die Bedeutung von Sachpolitik mag für unser aller Alltag ungebrochen sein. Doch im parteipolitischen Wettbewerb und im Kampf um die Köpfe nimmt ihre Bedeutung zuletzt rapide ab. Manches spricht dafür, dass demokratische Kräfte selbst Wege finden müssen, Personalisierung und Emotionalisierung auch für ihre Politik nutzbar zu machen.

Habeck gibt mit seinem Bonmot vom fetischhaften Wurstgefresse denjenigen eine Stimme, die von der bloßen Banalisierung politischer Debatten frustriert sind; die sich Argumente anstelle von Posen und Parolen wünschen. Für diesen Wunsch empfinde ich großes Verständnis. Und doch müssen wir mit der Wirklichkeit arbeiten, die wir vorfinden, und Antworten geben, die dazu passen.

Markus Söder hat sich zunutze gemacht, dass der von ihm regierte Freistaat Bayern unter allen sechzehn Bundesländern vermutlich die besten Voraussetzungen bietet, um selbst auf der Klaviatur der Emotionen und lokalen Identitäten groß aufzuspielen. Das Potpourri aus Wurstspezialitäten und Mehlspeisen, aus Zugspitze und Bayerischem Wald, aus FC Bayern und Adidas, Frankenwein und Hellem, Oktoberfest und Bayreuther Festspielen, Viehscheid und IAA, es funktioniert in den Freistaat hinein als wärmendes Lagerfeuer. Nach außen hin dient es als Projektionsfläche für eine Lebensweise, auf die man sich wenigstens für die Dauer eines Urlaubs gut einigen kann.

Das passende Vokabular gibt es vom Ministerpräsidenten kostenlos dazu. Hier

ein Ausflug in die Begriffswelt eines einzigen (!) Söder-Posts auf Instagram, der sich mit der sogenannten „Bauernmarktmile“ in München befasst: Bayern, Bauern, Blasmusik, Heimat, Gastlichkeit, Gemütlichkeit, regionale Lebensmittel, Familienbetriebe, Spitzenqualität, Exportschlager, Heimatgefühl, Vielfalt, Unabhängigkeit, Landwirte, Appetit. Eine Wortwolke wie ein Heuhaufen: Man will direkt reinspringen. Blöderweise merkt man dabei gar nicht, dass der Landesvater uns hier anderer Leute Heu als sein politisches Machwerk unterjubeln will.

Der frühere TV-Redakteur Söder schafft es, eine Brettljause zu präsentieren, als handle es sich dabei um ein milliardenschweres Investitionspaket. Im Kreise der Kolleginnen und Kollegen wird er dafür belächelt. Doch im Festzelt ist die Brettljause nicht nur der kleinste gemeinsame kulinarische Nenner. Sie ist aktuell auch greifbarer, identitätsstifter und unumstrittener als jedes staatliche Ausgabenprogramm. Dass die Brettljause neben der Bekämpfung akuten Hungers kein Problem zu lösen vermag, fällt nicht weiter ins Gewicht. Wenn alle Anwesenden sowieso kaum mehr daran glauben, irgendeine Partei oder Institution könne ein Problem lösen, dann ist eine esskulturelle Übereinstimmung immerhin mal ein Anfang. Darauf ein Prost der Gemütlichkeit!

Übrigens, für den Fall, dass er doch noch mal in die Verlegenheit einer Kanzlerkandidatur kommen sollte, baut Söder bereits vor und passt sein Politikmodell an: Er bereist die Republik wie ein Kanzler auf Sommertour. Wo immer er auftaucht, werden mehr oder weniger garstige Spitzen gegen die dortige Landespolitik verteilt (Länderfinanzausgleich! Ferientermine!), und ansonsten wird das örtliche Lebensgefühl umschmeichelt. Fischbrötchen auf Helgoland, Döner in Berlin und Grillschürze in NRW.

Der Politiker Söder funktioniert in der Öffentlichkeit wie das Large Language Model von ChatGPT: Auf Grundlage von Berechnungen wird ermittelt, wie sich ein Mensch zu einer Frage oder einem Sachverhalt vermutlich verhalten würde. Und auf dieser Grundlage erfolgt dann die Reaktion. Mit so

KÜHNERT ÜBER SÖDER



RS-KOLUMNIST
Kevin Kühnert
im September
2025 in Berlin-
Schöneberg

KEVIN KÜHNERT

TEILNEHMENDE BEOBEACHTUNG

Die neue Kolumne auf [rollingstone.de](https://www.rollingstone.de)

Als Kevin Kühnert im Oktober 2024 seinen sofortigen Rücktritt als SPD-Generalsekretär und seinen Rückzug aus der Politik für das Ende der Legislaturperiode verkündete, waren nicht wenige bestürzt. Mit seinem Abgang verstummte eine eloquente, kluge und streitbare Stimme, die für gesellschaftlichen Zusammenhalt und nachhaltige Sozialpolitik kämpfte und deutlich gegen Rechtsextremismus und spaltende politische Strömungen Stellung bezog.

Kühnert ging im Sommer erst mal auf eine lange Wanderung durch die Alpen. Doch nun ist er zurück. Mit dem nebenstehenden Beitrag startet er seine Kolumne „Teilnehmende Beobachtung“, die Ihr ab jetzt alle zwei Wochen auf [rollingstone.de](https://www.rollingstone.de) lesen könnt. Dort werden wir ihn als kritischen Beobachter gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen erleben, als Kommentator, der zwischen Analyse, Reflexion und persönlicher Einschätzung vermittelt.

Wir freuen uns drauf!

emotional für die Politik anzugreifen, die er tatsächlich persönlich verantwortet. Warum soll es trotz Klimawandel in Bayern einfacher werden, neue Pisten, Lift- und Beschneiungsanlagen zu bauen? Warum wurden unter Söder Tausende öffentliche Wohnungen verkauft, die heute gebraucht würden? Warum liegen sechs der zehn am schlechtesten mit dem ÖPNV erschlossenen Landkreise Deutschlands in Bayern? Und warum trommelt ausgerechnet jener Mann für eine niedrigere Erbschaftsteuer, dessen Ehefrau mit der Baumüller Holding ein multimillionenschweres Unternehmensgeflecht besitzt?

Mit diesen kämpferischen Fragen geht der Autor heute ins Bett, nur um morgen früh beim fetischhaften Panoramabilderschauen wieder geprüft zu werden, ob er sich nicht doch manipulieren lässt. Dann wird die Kamera gefällig über das Oberstdorfer Skisprungstadion gleiten und mir glauben machen wollen, ich blätterte in einer Bilanzbroschüre der CSU. A Hund bist fei scho, Markus – aber das ist ja nun wirklich keine Politik! ☺

etwas wie einer eigenen Überzeugung sollte diese jedoch nicht verwechselt werden. #Söderist demnach nicht nur, was die meisten essen. Sondern #Söderist auch so, wie die meisten sind – jedoch nur in seiner öffentlichen Verkleidung. Denn wer Markus Söder mal im Real Life getroffen hat, der merkt schnell, dass Herzlichkeit und Gemütlichkeit hier ungefähr so echt sind wie die Kulissen der Bavaria-Filmstudios.

Man kann Markus Söder leidenschaftlich dafür kritisieren, dass er sein Publikum nachhäfft, um sich anschließend mit ihm gegen den eigenen Berufsstand zu fraternisieren. Es ist jedoch unzutreffend zu behaupten, das sei keine Politik. Söder inszeniert sich als Lordsiegelbewahrer einer bayerischen Lebensweise, die er selbst sorgsam kuratiert. Das Kalkül: Wer ihn bei seinem Kammerpiel politisch angreift, der greift angeblich die bayerische Identität an. Das ist billige Identitätspolitik, und niemand sollte mehr in diese Wurstfalle tappen.

Jedes Ernährungsscharmüzel mit Markus Söder ist eine vertane Chance, ihn durchaus



AUSGEGLICHEN
Das Talent sei ihr
nie eine Bürde ge-
wesen, sagt Tanita
Tikaram.

ZU HAUSE IM MATSEN HERZEN

Es scheint ewig her, dass Tanita Tikaram mit „Twist In My Sobriety“ einen Riesenhit landete. Nun ist sie wieder da, nach langer Pause. Aber wie gut ist sie heute? Und ist ihr neues Album tatsächlich die Fortsetzung ihres erfolgreichen Debüts?

Von JÖRG FEYER

TANITA TIKARAM

Tan muss doch noch mal erklären, wie das war im Herbst 1988. Es ist nicht so, dass eine Welt, die das Attribut „sozial“ damals kaum mit Medien in Verbindung gebracht hätte, komplett unvorbereitet war. Im Jahr zuvor hatte Suzanne Vega ihren „Luka“ in die Charts gesungen: Zerstörung hinter zarter Folk-Pop-Kulisse. Mutmaßlich Kindesmissbrauch im zweiten Stock. Dass da nun junge Frauen mit Akustikgitarre behutsam, aber zu vielem entschlossen daherkamen (vielleicht sogar zu einer Revolution?), war also keine News. Aber diese dunkle Stimme, die so cool ihren „Twist

In My Sobriety“ offenlegte, sanft umarmt von Oboenklängen, hatte man sich trotzdem kaum träumen lassen. „Look my eyes are just holograms“, raunte Tanita Tikaram, damals gerade 19 geworden. Es war, als wäre noch eine bisher unbekannte Tochter von Leonard Cohen aufgetaucht, fröhreif, mit einem „ancient heart“. Dabei war sie das Kind eines britischen Army-Angehörigen, abkommandiert nach Münster/Westfalen, wo Tikaram „eine wirklich glückliche Kindheit mit großer Freiheit“ genoss, wie sie heute sagt. Neigung zum persönlichen Melodrama? Kaum. Oder anders gesagt: „Manche Künstler tragen ihr Talent wie eine Bürde. Aber das entspricht nicht meinem Charakter.“

„LIAR“, das neue Album von Tanita Tikaram nach neunjähriger Pause, wird nun als Nachfolger des Debütwerks angepriesen, das 1988 tatsächlich „Ancient Heart“ betitelt war. Als lägen nicht 37 Jahre dazwischen und obendrein ein paar andere Platten, auch wenn die Welt von diesen zunehmend weniger Notiz nahm. Wie das geht? Tanita Tikaram sitzt daheim und

erklärt sich. „Für mich gibt es schon diese Verbindung“, sagt sie, darauf verweisend, dass eine Frau mit 18 wie mit Mitte 50 „pivot years“ erlebe. „Beide Alben adressieren Fragen von Identität und Zugehörigkeit, die das jeweils aufwirft, nur auf andere Art und Weise. Die Veränderungen damals hatten viel mit meinem Gefühl von Fremdsein als junge Frau zu tun. Heute habe ich natürlich viel mehr Grund unter mir, aber das Gefühl, dass die Gesellschaft um mich herum sich so stark verändert hat. Meine Zugehörigkeit ist auf eine Gesellschaft gebaut, die sich selbst viele Fragen über ihre Identität stellt. Sie schaut in den Spiegel, so wie ich damals in den Spiegel geschaut habe.“

Die Frau, die sich einst fremd in ihrer eigenen Haut war, fremdelt heute also mit der Welt. Weniger mit der direkt um sich. Ihr Domizil in Primrose Hill liebt sie immer noch, so grün mit dem Regent's Park gleich nebenan und doch so zentral in London. Und die Community sei „manchmal wie eine Seifenoper“, lacht sie. Wenn Tikaram heute in den Spiegel schaut, ist sie in „Sailboats“ nicht mehr ganz so entsetzt

davon, da jetzt diese Mittfünfzigerin zu sehen. Doch wenn die Gesellschaft jetzt in den Spiegel schaut, von Tikaram reflektiert in Songs wie dem Auftakt-Hangover „Turn The Lights Down Low“ oder „Fear And Chills“, sieht sie durchaus Beunruhigendes.

Fragt man, ob es eine faire Einschätzung sei, „LIAR“ als Album zu bezeichnen, dass seine, nun ja, „politische“ Agenda in Beziehungsgeschichten verstecke, muss sie nicht lange überlegen. „Ich glaube nicht mal, dass ich das groß verberge. Ich wollte einfach ein Album schreiben, das auf diese Zeit antwortet und deshalb nach einer Sprache dafür sucht, die auch politische Umstände ausdrücken kann. Man muss doch was sagen heute! Man kann sich doch nicht vormachen, dass das alles normal ist. Denn das ist es nicht.“ Nicht dass Tikaram sich dabei auch nur entfernt auf eine Höhe mit ihm stellen wollte. Aber auf der Suche nach der richtigen Sprache „hat James Baldwin für mich ungeheure Bedeutung gewonnen. Auf der Suche nach Antworten für diese Zeit großer Teilung sieht man, dass

Menschen schon mal an solchen Punkten waren. Baldwin schreibt natürlich aus der Perspektive eines Menschen, der schreckliche Dinge, Diskriminierung und Bigotterie erfahren musste. Zugleich schreibt er so viel über Liebe, als fundamentale Angelegenheit. Diese Grundhaltung hat mich sehr beeinflusst.“

Zudem landete Tanita Tikaram bei einer Quelle, die man zwar unbedingt mit Poesie, aber kaum mit Politik assoziieren würde. „Ich wollte eigentlich ein Coveralbum machen. Mit Songs von weniger bekannten Frauen. Bis ich Molly Drake entdeckte und dachte: Wow, wundervoll! Sie hat dieselbe einzigartige Qualität, die man auch bei ihrem Sohn hören kann.“ Ja, Molly ist die Mutter von Nick Drake. Ihre Songs landeten ab 2007 erst posthum in einer Öffentlichkeit, für die sie nicht bestimmt waren. Weshalb sich die Autorin größte Freiheit und Klarheit erlauben konnte.

„Sie musste sich keine Gedanken darüber machen, was Leute twittern, wenn sie irgendwas missverstehen wollen. Das waren Songs vom Küchentisch! Und als ich „Love Isn't A Right“ am Wickel hatte, dachte ich: Na, ein bisschen Barock könnte hier nicht schaden. Helen machte mich dann darauf aufmerksam, dass der Songtitel als Akronym LIAR ergibt. „Das ist jetzt echt tiefssinnig!“, meinte sie. Wir lachten. Aber von da an hieß das Album nur noch „LIAR“ – und gab ihm seine ganze Ausrichtung.“

„Helen“ ist Helen O'Hara und auf „LIAR“ das personelle Bindeglied zum Debütalbum. Natürlich kennt man die Geigerin auch an der Seite von Kevin Rowland als Dexys Midnight Runner. Aber es ist auch schön, sie noch mal durchs Video zu Tikarams „Good Tradition“ tanzeln zu sehen, damals die erste Single aus „Ancient Heart“, vor dem großen Hit. „Helen hatte zwanzig Jahre lang keine Geige mehr angerührt, kann man sich das vorstellen?!“, staunt Tikaram immer noch. O'Hara bekam Kinder, wurde Gärtnerin und suchte schon vor ein paar Jahren wieder Kontakt zu ihr. „Sie erzählte, dass sie wieder

TANITA TIKARAM

angefangen habe zu spielen. Ich schlug gleich eine Session vor, und da spielte sie wieder wie die alte Helen! Verrückt! Ich habe immer noch nicht ganz verstanden, wie das physisch geht: ein Instrument so lange liegen zu lassen, und dann ist es wieder ganz da. Klar, sie hat viel geübt.“ Tikaram hofft, „dass die Leute auf diesem Album eine neue Helen entdecken, jenseits von „Good Tradition“ oder „Come On Eileen“. Man hört jetzt diesen Zorn in ihrer Geige, auf „Wild Is The Wind“ oder „Sweet Feather & The Storm“. All diese Farben, mit denen sie das Zentrum ausfüllt, mit Cello und Akkordeon. Manchmal sind sie allein schon die Stimme des Songs und eröffnen den Raum, um die Geschichte zu erzählen.“

„Wild Is The Wind“? Genau. Diese wie von Michelangelo gemeißelte Song-Statue, geschrieben 1957 von Dimitri Tiomkin und Ned Washington für den gleichnamigen Film mit Anna Magnani und Anthony Quinn. Viele (der Autor inklusive) hörten wohl zunächst die Interpretation von David Bowie, 1976 auf „Station To Station“, bevor sie die anderen, nicht minder großartigen Versionen entdeckten. Kann frau so was heute überhaupt singen, ohne die immer mitzuhören? „Gute Frage“, antwortet Tanita Tikaram, hält kurz inne, nennt dann Nina Simone als ihre Lieblingsinterpretation, „knapp gefolgt vom Original von Johnny Mathis. Man muss sich dabei selbst das Gefühl geben können, dass man in der eigenen Interpretation etwas sagen kann, das die anderen so noch nicht gesagt haben. Für mich ist das diese Ambiguität. Dass man Liebe nie wirklich einfangen kann. Will ich, dass du kommst, oder doch lieber, dass du gehst? Dieses Gefühl transportiert unsere Version. Auch wenn viele Leute vielleicht sagen werden: Warum nur muss sie diesen Song singen?“ Tikaram lacht.

„Wild Is The Wind“ passe zudem „perfekt zum Thema des Albums. Weil ich daraus immer das Gefühl mitnehme, dass Liebe und Hass so nah beieinanderliegen können. Weil man sich nie sicher sein kann, was die andere

Person betrifft. Weil man sich selbst nicht vertrauen kann. Dieses Gefühl ergab auf dieser Platte sehr viel Sinn. Zumal es mit diesem Barock-Ansatz von Helen auch musikalisch sehr gut passt.“ Wenn auch nicht in eine Landschaft, in der Ambiguität für viele immer schwerer aushaltbar scheint. „Ja, auch die Politik ist schwarz oder weiß, es gibt kaum noch den Versuch, einen Common Ground zu finden. Was ich furchterregend finde. Das Schöne an Musik ist ja, dass wir eigentlich nichts wissen und versuchen zu verstehen, und das mit Großzügigkeit und Mitgefühl. Und nicht: Oh, wenn du das hier denkst oder schreibst, bist du gleich der Antichrist! Musik scheint einer der letzten Zufluchtsorte für Ambivalenz zu sein. Für Gefühle, die man nicht erklären kann. Am Ende stehen oft mehr Fragen als Antworten. Genau das mag ich.“

In einer Zeit, in der alles transparent sein soll, nicht zuletzt der künstlerische Prozess, zitiert Tanita Tikaram lieber „diesen wunderbaren Song von Iris DeMent: „Let The Mystery Be.“ Die Begleitdoku zum Album, inszeniert zudem von ihrer Lebenspartnerin Natacha Horn, ist so gesehen ein Balanceakt, den sie irgendwann, über den Song „This Perfect Friend“ sprechend, einbrems mit der

schönen Bemerkung: „Nobody needs to know that, it's just me when I'm writing ...“ – „Ja, die Leute müssen keine Details aus meinem Leben kennen. Oder ob mir das widerfahren ist oder einem Freund, oder ob ich mir das nur vorstelle. Aber heute ist halt vieles anti-mystery.“

Weniger mysteriös ist, was Tikaram in der langen Pause seit dem letzten Album, „Closer To The People“, gemacht hat, außer auf der Biennale in Venedig auf Einladung von Sonia Boyce ein paar Stegreif-Songs aufzuführen, was „sehr befreidend“ gewesen sei, oder sich von David Bennett in der National Portrait Gallery fotografieren zu lassen. Sonst „nichts Sensationelles. Ich hab einfach gelebt und rumgehängen. Ich bin heute auch nicht mehr die härteste Arbeiterin.“ Vielleicht verständlich, wenn sich als dominante Erinnerung an die große Erfolgszeit „hart zu arbeiten“ gehalten hat, während viele Details längst nur noch „neblig und verschwommen“ präsent sind. „Wenn Leute mich heute an diese Zeit erinnern, versuche ich immer dankbar zu sein und erzähle, wie aufregend alles war. Aber eigentlich habe ich nur wie verrückt gearbeitet.“ Was nicht bedeutet, dass sie gleich erleichtert war, als das Interesse an ihren Songs nachließ. „Nein, das nicht. Aber als Song-

schreiberin muss einem einfach klar sein, dass manche Songs irgendwo ankommen werden und andere nicht. Die Motivation, weiterzumachen, liegt eher darin, vielleicht mit Leuten zu arbeiten, die man bewundert, oder einen Sound für sich zu etablieren. Anders gesagt: Das, was einen selbst motiviert, ist nicht unbedingt das, von dem andere Leute glauben, dass es einen motiviert. Man versucht eine bessere Musikerin und Sängerin zu werden. Was mich beschäftigt, sind Sachen wie: Oh, ist meine Band gerade happy? Ist meine Stimme okay für heute Abend? Ganz praktische Dinge.“

Überlegt Tikaram also vielleicht, gerade auf Tour, ob sie als Präsent fürs hiesige Publikum wieder „In dieser Stadt“ von Hildegard Knef singt? „Oh yeah!“ Das amüsiert sie. „Ihre Stimme ist einfach großartig, oder? Wenn die Leute in Deutschland in meine Konzerte kommen, müssen sie sich durch diese ganzen englischen Songs sitzen. Da kann ich wenigstens mal einen auf Deutsch singen. Die Knef hat so tolle Sachen gemacht, die wirklich gut reisen können, auch zu Angloamerikanern. So wie Songs von Marlene Dietrich. Es ist ja immer interessant, was aus anderen Sprachen für englische Ohren funktioniert. Und Hildegard Knef ist definitiv gut für einen Transfer. Auch wenn man die Worte im Einzelnen gar nicht versteht. Dazu ihre Stimme, nicht perfekt, aber voller Charakter. Ich liebe sie!“

Und wie lange werden wir aufs nächste Album warten müssen? Tanita Tikaram antwortet: „Ich schreibe immer phasenweise, und wenn ich schreibe, kommt meist alles auf einmal. Ich brauche das Gefühl, eine Idee zu haben, die der Schlüssel zu allen Songs sein könnte. Jetzt bei diesem Album war eben der Schlüssel, dass ich explizit auf die Zeit antworten wollte, in der ich lebe. Mit diesem politischen Subtext. Jetzt brauche ich halt wieder eine andere Idee. Die wird auch irgendwann kommen. Und dann kann ich sagen: Wie konntet ihr nur an mir zweifeln?“ Sie lacht noch mal in die Zoom-Kamera. Und sagt schließlich: „Irgendwas kommt immer. Irgendwann.“ ®

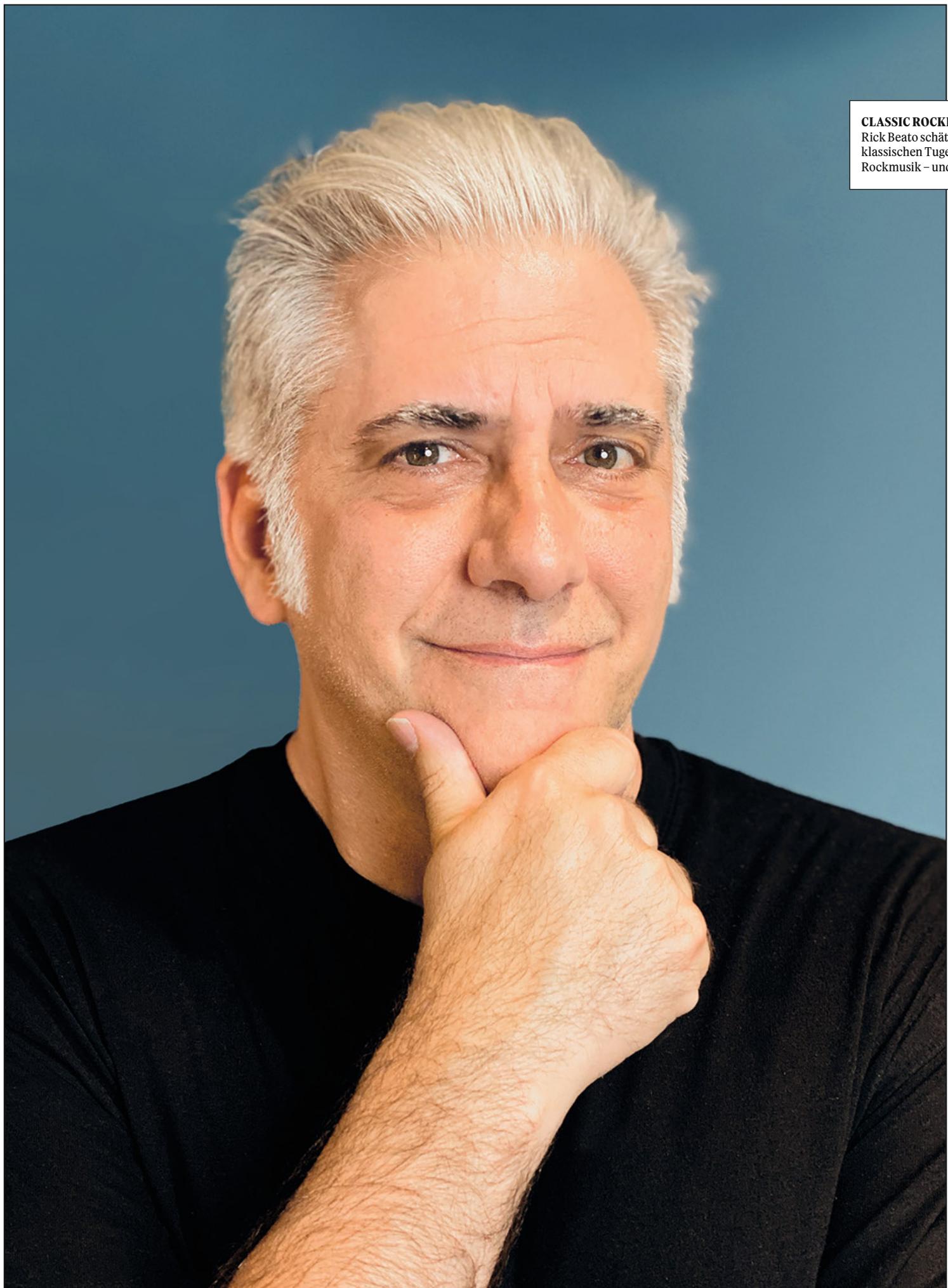
„ICH WOLTE
EIN ALBUM
MACHEN,
DAS AUF
DIESE ZEIT
ANTWORTET.“

RICK BEATO

„MAN KOMMT AN MIR EIGENTLICH NICHT VORBEI.“

Der YouTuber Rick Beato schaut kritisch auf die gegenwärtige Musikindustrie und liebt klassische Popmelodien. Damit ist er zum Star geworden, und die alten Helden rennen ihm die Bude ein

Von SASSAN NIASSERI



CLASSIC ROCKER
Rick Beato schätzt die klassischen Tugenden der Rockmusik – und Bach.

RICK BEATO

Wenn Sabrina Carpenter ihre Songs wirklich selbst schreibt“, sagt Rick Beato, „warum schreibt sie dann keine Songs für andere Leute?“ Er hält sein Gesicht näher in die Zoom-Kamera – und grinst.

Ein klassischer Rick-Beato-Satz. Er deutet eine Wahrheit an – und beinhaltet eine bewusste Vereinfachung. Beato, Jahrgang 1962, hat mehr als fünf Millionen YouTube-Abonenten. Die meisten von ihnen würden sein Urteil über Sabrina Carpenter, die er als Musikerin nicht ernst nimmt, unterschreiben. Er formuliert diese Kritik nicht, aber sie klingt zwischen den Zeilen durch: Sie ist keine Songwriterin, auch wenn sie als eine gilt.

Das dazugehörige Video heißt „How Do People NOT Know This About Pop Music?“. Allein der Titel ist eine Provokation, weil Beato bei Carpenter-Fans großes Unwissen über das Musikgeschäft voraussetzt. Der Clip verzeichnet seit Juni mehr als 3,5 Millionen Aufrufe, hat Apologeten befriedigt und Beato-Hater, die meisten von ihnen selbst YouTuber und höchstens halb so alt, derart erzürnt, dass sie flugs Reaktionsvideos produzierten.

Ein Generationenkonflikt, wie es ihn oft zum leidigen „Früher war alles besser“-Thema gibt. Sehr oft. Viele haben sicher „Genau!“ gerufen, als Pet-Shop-Boys-Sänger Neil Tennant mitten im fieberigen „Eras“-Tour Sommer 2024 eine rhetorische Frage stellte: „Schön und gut, aber wo ist das ‚Billie Jean‘ von Taylor Swift?“

Nun aber: Was genau wissen die Leute denn NICHT über Popmusik? „Carpenter-Fans lieben Sabrina Carpenter für ihre Lyrics“, sagt Beato. „Aber was sie nicht wissen: Sie hat ein Team von 15 Songwritern. Also: Wenn sie eine solche Hitfabrikantin ist, warum schreibt sie nicht für andere? Hat McCartney doch auch getan.“

Die häufigsten Vorbehalte gegen Rick Beato lauten: Boomer, „alter weißer Mann“, manche werfen ihm auch, wie im Fall Carpenter, Sexismus vor. Das würde er nicht gelten lassen wollen. „Elvis, ein Mann, war doch auch als Performer bekannt, nicht als Komponist. Das würde ich auch nie bestreiten.“

Wer auf YouTube nach Musikvideos sucht, und, sagen wir, älter als 20 Jahre ist, bekommt irgendwann ein Beato-Video in den Algorith-

mus gespült, oder, wie er sagt: „Man kommt an mir eigentlich nicht vorbei.“ Seine ersten Clips zeigten noch seinen kleinen Sohn, wie er ein absolutes Gehör demonstriert. Mit knapp 2000 Videos seit 2011, überwiegend Interviews, Song-Breakdowns, Chart-Analysen und Listen, ist Beato, den man leider „Bee-Äi-Doh“ und nicht „BEAT-o“ ausspricht, inzwischen zu einer Größe unter Musik-Analytikern geworden.

Für Ende Oktober dieses Jahres hat Beato seinen ersten Berlin-Auftritt seit 2019 angekündigt, er diskutiert über Musikgeschichte im Allgemeinen und große Kompositionen im Speziellen. Über seine YouTube-Seite bietet er gebührenpflichtige Tutorials und Bücher zum Kauf an.

Seine Videos sind aus zwei Gründen populär. Erstens, er doziert nicht. Er schreit nicht. Er ist ein Kumpeltyp, ein Dad Joker. Weil er ein leicht fliehendes Kinn hat, seine weißen Haare hoch und nach hinten gegelt trägt und das süffisante Lächeln sein natürlicher Gesichtsausdruck zu sein scheint, erinnert er an eine gut gealterte Version von Bart Simpson. Allein sein Kopf ist eine Marke.

Er macht Menschen nicht klein, er kritisiert das System. Seine Missbilligung etwa des Modebegriffs „Interpolation“ ist großartig, weil Beato Interpolation als das entlarvt, was es ist: ein schicker Begriff, aber kein Beweis einer besonderen Leistung. In der Interpolation spielen Musiker Passagen aus Hits für ihre eigenen Songs nach, um daraus Kapital schlagen zu können, ohne Lizenzgebühren zahlen zu müssen. In der Popmusik ist das heute Standard. Klar, dass Dua-Lipa-Fans sich über Ol' Beatos Interpolations-Schmährede aufregen.

Zweiter Grund für seine Popularität: Beato ist ein hoch kompetenter Instrumentalist, also nicht nur Theoretiker. Er kann alles, worüber er redet, nachspielen. Beato veröffentlichte – wenn auch erfolglos – ab den 90er-Jahren in unbekannteren Bands mit Namen wie Billionaire Alben und arbeitete als Studioproduzent. In seinem meistgeklickten Video, „Die 20 besten Akustikgitarren-Intros aller Zeiten“ (21 Millionen Aufrufe) wechselt er mühelos von Chris Cornell's „Seasons“ zu „Stairway To Heaven“ von Led Zeppelin.

Seine Story ist auch deshalb so sympathisch, weil Beato zuerst den typischen Weg zum Ruhm in der Musikbranche einschlagen

wollte – Bandgründung, Plattenvertrag – und nach dem Scheitern dieser Karriere zur Self-made-Internetpersönlichkeit wurde. Ein Influencer, der weniger Neues anpreist, als die Dinge von hinten aufzurollen, einer, der die Klasse der Klassiker herausstellt.

In Stone Mountain/Georgia produziert der gebürtige New Yorker seine Clips, aufgenommen im eigenen Tonstudio, das im YouTube-Bildhintergrund, eingerahmt von Vintage-Instrumenten, in besänftigenden Brauntönen schimmert. Die Stars lieben ihn. Sting besuchte ihn in seinen Black Dog Sound Studios, David Gilmour, Rick Rubin. Keith Jarrett lud ihn zu sich nach Hause ein. Die Gespräche gehen über Stunden.

Eines der lustigsten Interviews fand mit Justin Hawkins statt, Sänger der Novelty-Glam-Band The Darkness, die für zwei Jahre (2003/04) als heißester Act Großbritanniens galt. Im Gespräch mit Beato war Hawkins der Fanboy, nicht umgekehrt. Aber wie Beato hat Hawkins eine YouTube-Zweitkarriere eingeschlagen, er analysiert Songs der Kollegen. Und das äußerst uneitel: Als er „Alone“ von The Cure auf der Gitarre anschlägt, den Comeback-Song von Robert Smith, schickt er seiner Lobeshymne voran, dass der Cure-Chef ihn eigentlich nicht mag.

„Die Stars, die in mein Studio kommen“, sagt Beato, „mögen mich, weil ich sie nicht zu ihrem Privatleben befrage. Ihr Privatleben interessiert mich nicht.“ Beato sagt, dass er kaum noch Interviewanfragen rauschickt, auch keinen echten Booker habe – die Promis melden sich bei ihm und wünschen sich dann Long-form-Gespräche. „Sie kennen meine Song-Breakdowns ihres Katalogs. Sie wissen, dass ich Fan bin. Sie spüren die Verbindung. Wir spielen gemeinsam auf Instrumenten.“ Wer ihm vorwirft, mangelnde Distanz zu den Musikern aufgebaut zu haben, verkennt, dass Beato sich nicht als Journalist definiert. „Manche bezeichnen mich als Podcaster, aber ich weiß selbst nicht, wie ich mein Format bezeichnen würde.“

Bei juristischen Auseinandersetzungen bestimmter Künstler, denen er sich zugewandt fühlt, ist Beato erstaunlich wortkarg. Zum aktuellen Streit zwischen den Police-Mitgliedern über Tantiemen zu „Every Breath You Take“ sagt ausgerechnet er, der das Musikbusiness mit Expertise erklären kann, dass ihm die nötigen

„Die Stars, die in mein Studio kommen, mögen mich, weil ich sie nicht zu ihrem Privatleben befrage. Ihr Privatleben interessiert mich nicht.“

RICK BEATO

Informationen zum Gerichtsprozess, die überall im Netz zu finden sind, fehlen.

Die zwei häufigsten Vorwürfe gegen Rick Beato allerdings sind nicht sehr stark. Zum einen hält man ihm vor, in zu vielen Videos über Abmahnungen der Plattenfirmen zu klagen, weil er in seinen Clips Musik einspielt. „An einem Video mit einer Reichweite von 250.000 Views verdiene ich vielleicht 30 Dollar“, sagt er. „Also was soll das? Bislang haben meine Anwälte jede einzelne Klage abgeschmettert.“ Man kann diese Abmahnungen als Luxusproblem eines Mannes abtun, der definitiv von seinen Videos leben kann. Letztlich liefert Beato jedoch Einblicke in Geschäftspraktiken von Konzernen, die ihre Rechte bedroht sehen.

Und dann ist da noch der Vorwurf des Gatekeeping, weil Beato seinen Millionen Followern suggeriert, dass heutige Songs schwächer seien als Evergreens. „Ich mache Videos über Dinge, die mich interessieren“, entgegnet er. „Das soll Gatekeeping sein?“

Und hält eine Lobrede auf Billie Eilish. „Sie und ihr Bruder komponieren und produzieren selbst. Taylor Swift schreibt ihre Songs selbst. Darüber spreche ich. Es stimmt einfach nicht, dass ich auf ältere Musik fixiert bin.“

Die Auseinandersetzung mit Rick Beato wirft Fragen auf, die ROLLING STONE nicht fremd sind. Welche Art von Konkurrenz stellt ein Digital-Influencer mit Millionenreichweite für eine Musikmarke, gegründet als Magazin, dar? Beato entdeckt Gemeinsamkeiten. „Die größte Altersgruppe in meinem Kanal ist die der 25- bis 34-Jährigen. Als ich mit dem ROLLING STONE aufwuchs, war das auch die dominierende Altersgruppe eures Magazins.“ Im Zeitalter der Aufmerksamkeitsökonomie erkennt er, wie er sagt, allerdings seinen Vorteil darin, dass Musikinteresse zunehmend durch Algorithmen gesteuert wird, nicht durch den Antrieb, Musikzeitschriften in Geschäften durchzublättern. Und Algorithmen bieten eine größere stilistische Auswahl als ein Heft. „Ich assoziiere den ROLLING STONE mit Rock. Und Rock hat es heute schwerer als früher.“

Die Balance zwischen Würdigung von Musikhistorie und Anerkennung neuer Acts, über die die Geschichte noch entscheiden muss, ist für jeden Meinungsmacher, jede Musikmarke, wie auch ROLLING STONE, eine Herausforderung. Wer gewichtet, wertet auch. Wenn die Beatles über allem stehen – welche Chance haben Turnstile dann?

„Ich bin nicht sicher, wie viele der heute gegründeten Bands noch in 20 Jahren existieren werden“, sagt Beato. Er misst deren jeweilige Bedeutung an der Größe ihrer Auftrittsorte, was natürlich ein fairer Indikator für Bedeutung sein kann – solange man nicht The Velvet Underground oder Nick Drake als Vergleiche heranzieht. „Wer sind die nächsten Rolling

Stones?“, fragt Beato, „Es gibt auch keine neuen Metallica. Große Metal-Bands, das schon, aber keine, die seit Metallica derart groß geworden sind.“ Beato wirkt fast schon resigniert. „Taylor Swift ist der einzige Superstar der vergangenen 20 Jahre, der in Stadien auftreten kann. Wird Sabrina Carpenter das jemals schaffen?“ Zumindest Ed Sheeran hat es geschafft.

Aber auch der ROLLING STONE wurde schon von Rick Beato attackiert. Er drehte ein Rant-Video zu einer der bekanntesten Listen der US-amerikanischen Kollegen. „Rolling Stones’ Idiotic Top 250 Guitar Players List“ hieß der sechseinhalbminütige Clip. Er wurde bislang 1,4 Millionen Mal aufgerufen und versammelt rund 18.000 Kommentare, die ins selbe Horn blasen. Die Aktualisierung des 2011 erstmals veröffentlichten Gitarristen-Rankings hat ihn aufgeregt. „Andy Summers auf der 250? Hallo?“ Noch schlimmer fand Beato nur die Auslassungen. „Allan Holdsworth war der größte Einfluss auf Eddie Van Halen.“ Um seine Enttäuschung zu untermauern, blendet er in sein Video das Gitarrenspiel von George Benson ein – der fehlt nämlich auch.

Ohne das letzte Wort haben zu wollen: Beatos Wut und Enttäuschung dokumentieren auch, wie einflussreich das Urteil des ROLLING STONE ist. Beato hat die lebhafte Diskussion um die „250 Gitarristen“, der nun deutlich mehr Gitarristinnen angehören als 2011, damit noch verstärkt.

Rick Beato ist Bach-Fan. Bei seinem letzten Deutschlandbesuch machte er einen Abstecher nach Leipzig, besichtigte Thomaskirche und Bach-Museum. Auf seiner Wunschliste an Studiogästen stehen Paul McCartney, Jimmy Page und Keith Richards, aber er will künftig mehr Klassik-Content produzieren. In dem kontraintuitiv betitelten Video „Am I The Only One Who Gives A Sh*t?“ spricht er über den Einfluss, den Johann Sebastian Bach auf die heutige Rockmusik ausübt. Beato kennt das Spiel: Headlines müssen einen reinziehen.

Nostalgie ist natürlich auch ein Antrieb. Hinter alarmistischen Titeln wie „Why Gen Z Doesn't Care About Music“ oder „Why Are Bands Mysteriously Disappearing?“ stecken kluge Chart-Betrachtungen, die viel über Hörgewohnheiten, Musikproduktionsentwicklung, aber auch über Karrierechancen verraten.

Die Frage „Why Are Bands Mysteriously Disappearing?“ wäre ein Fall für ein Kneipenquiz: Wie viele Wochen lang hatten britische Bands und nicht Solokünstler in den Jahren 2020 bis 2025 einen Nummer-eins-Hit in den UK Singles Charts? In den Jahren 1980 bis 1985 waren das 146 Wochen, das macht einen Band-Anteil von 47 Prozent gegenüber den Solokünstlern. In den ersten fünf Jahren dieses Jahrzehnts waren das: drei. Drei von 313 Wochen. Das sind 0,96 Prozent.

Daran anknüpfend stellt Beato grobe Zusammenhänge her – aber man erkennt den Faden, der Fragen miteinander verbindet:

Produzenten haben heute oftmals das Sagen, und die haben es mit Solokünstlern leichter als mit Kollektiven, deren Mitglieder sich untereinander in die Haare kriegen oder Allianzen bilden könnten. Und wenn Bands gegenüber Solokünstlern keine Chance mehr in den Charts haben, warum sollte man dann überhaupt noch eine Band gründen? Die einzelnen Mitglieder können davon doch kaum leben.

Rick Beato Schwarzmalerei zu unterstellen wäre aber zu einfach gedacht. Aus einer Vielzahl seiner Videos schwingt zwar die Anklage gegen den vorgeblichen Feind der Musik mit: der Produzent als Hitmacher hinter dem Künstler; der Produzent, der mittels Trendanalyse unkomplizierte Tracks zur Aufnahme empfiehlt, die dann auf TikTok als Hintergrundmusik laufen. So wurden auch die vier Songwriter-Freunde von Coldplay im Laufe der Jahrzehnte zu Angestellten ihrer eigenen Content-Fabrik, in der allein für das aktuelle Album „Moon Music“ acht Produzenten und 32 Komponisten beteiligt waren.

Doch Beato glaubt an bessere Zeiten. „Alle sprechen vom Tod der Melodie“, sagt er. „Aber sie ist nicht tot. Es kümmert sich nur keiner um sie.“ Seit den 2000er-Jahren, befindet Beato, steht Melodie nicht mehr im Fokus. Man braucht sie nicht mehr für einen Hit. „Es sind die Harmonien dahinter, die wichtig sind, die Akkordfolgen. Seit etwa dem Jahr 2000 hat es keinen Nummer-eins-Hit in den USA mehr gegeben, der eine Modulation enthält.“

Regelmäßig diskutiert er in seinen Videos die Spotify-Ranglisten. „Selten gibt es darin einen Akkord, der außerhalb einer Tonart liegt. Es sind alles sogenannte diatonische Songs, also alle in einer Tonart. Dann ist man auf vier bis fünf Akkorde festgelegt.“

Eine Besinnung auf die Vergangenheit – auch wenn seine Hater das nicht hören wollen – könnte die Lösung bieten. Man müsse Bands wie die Beatles betrachten, um auf komplexere Harmonien mit Tonartwechseln zu stoßen. Auch Nirvana zieht Beato als Beispiel heran. „Strawberry Fields Forever“ wechselt ständig die Tonart, „I Am The Walrus“ auch, oder Kurt Cobains „In Bloom“. So erhält man raffinierte Melodien, weil eine wirklich breit gefächerte Akkordfolge vorliegt, man Noten verwenden kann, die nicht Teil der Tonart sind.“ Kids, sagt er, spüren diesen Unterschied. „Deshalb tragen auch heute noch Zwölfjährige Nirvana-Shirts.“

Zum Schluss der Vorschlag eines neuen Ranking-Videos: Wie wäre es mal mit „großartigen Bands, die dennoch überschätzt sind“? Doch bevor man den Namen Oasis aussprechen kann, lacht Rick Beato und winkt ab. „Ich müsste da ja auf mindestens zehn Bands kommen. Schwierig.“

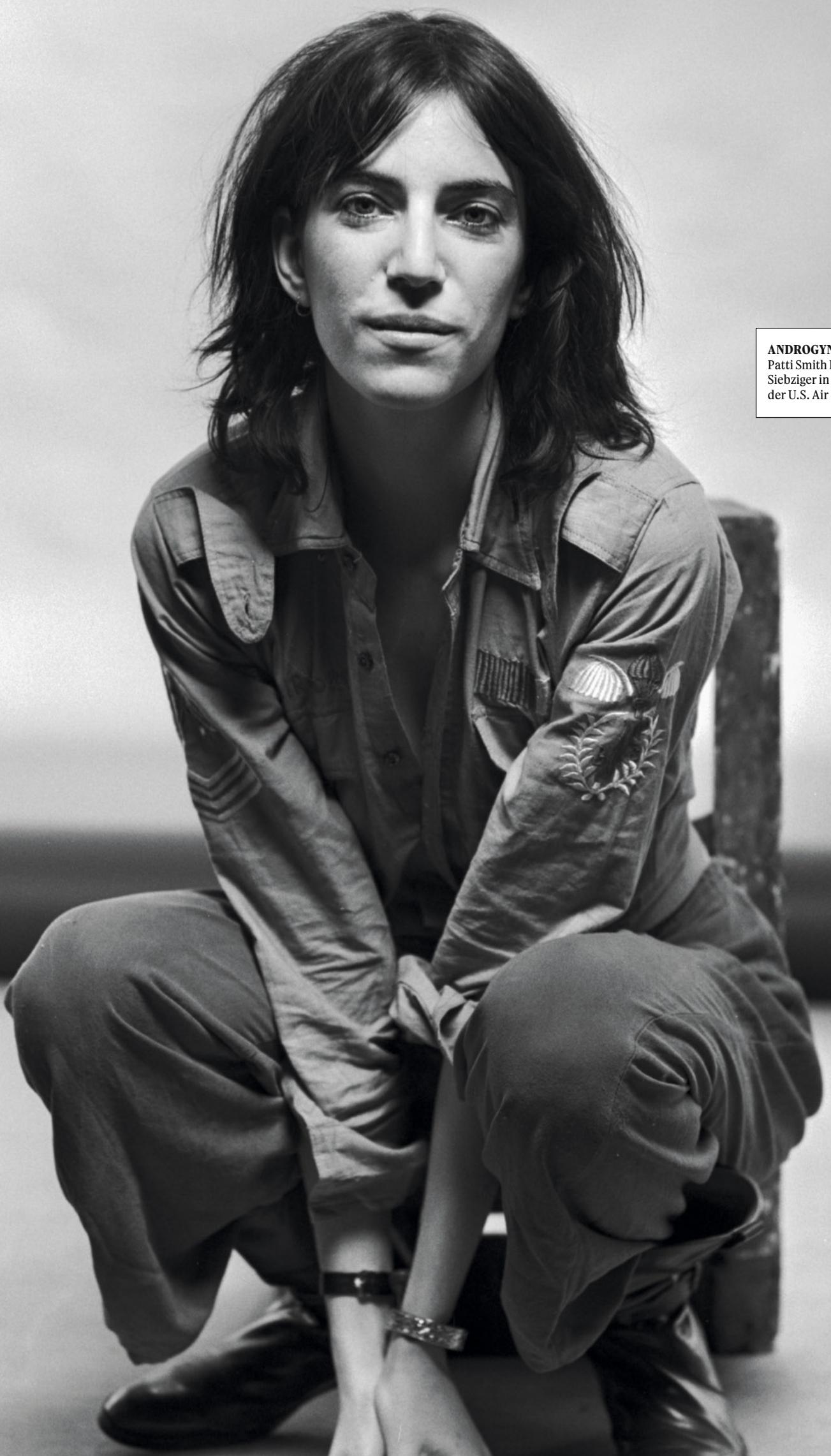
Er überlegt. „Mal schauen. Ich hätte mehr Lust, das Gegenteil zu verkünden.“ Er will ja positiv bleiben. Er faltet die Hände. „Ich küre Bands, die sträflich unterschätzt sind.“ ☀

PATTI SMITH

DIE WILDE POETIN DES ROCK

Im November 1975 veröffentlichte sie mit „*Horses*“ eines der besten Debütalben aller Zeiten. Ein halbes Jahrhundert später ist Patti Smith noch immer eine inspirierte und engagierte Dichterin. Ein Treffen in Stuttgart, featuring Rimbaud

Von GUNTHER REINHARDT • Fotos von GIJSBERT HANEKROOT



ANDROGYNE IKONE
Patti Smith Mitte der
Siebziger in einem Hemd
der U.S. Air Force

PATTI SMITH

Patti Smith lacht. „Normalerweise bin ich doch immer diejenige, die star-struck ist!“, sagt sie in so einem herzlich-verblüfften Ton, dass man ihr das fast glauben will. Auslöser für dieses Lachen, das nichts von dieser aufgesetzten „Ach, hör doch auf!“-Koketterie hat, ist der etwas unbeholfene Versuch des Interviewers, zu Beginn des Gesprächs seine Wertschätzung für Patti Smiths Musik und ihre Poesie zum Ausdruck zu bringen. Das muss sich wie der schwärmerische Monolog eines Fanboys angehört haben. Und vielleicht war es das ja auch. Schließlich gibt es nur wenige, die die Rockmusik so geprägt haben, wie Patti Smith, deren Album „Horses“ aus dem Jahr 1975 immer noch eines der besten Debüts in der Popgeschichte ist.

Patti Smith star-struck? Das war sie selbst wahrscheinlich nicht einmal Ende der 60er-Jahre, als sie über Umwege aus einem Provinzkaff in New Jersey mitten hinein in den Großstadtmoloch New York flieht und dort im – wo sonst? – Chelsea Hotel einzieht. Hier lernt sie die Beat-Generation-Dichter-Stars Gregory Corso, Allen Ginsberg und William Burroughs kennen, haust

„Rimbaud und Dylan liebten die Poesie und hatten eine Arroganz.“

irgendwann mit Robert Mapplethorpe im kleinsten Zimmer des Künstlerhotels.

Von ihrer Freundschaft mit Mapplethorpe, mit dem sie fünf Jahre zusammenlebt, den sie finanziell unterstützt, damit er sich aufs Fotografieren konzentrieren kann, der dann selbst zu einem Star wird und 1989 an den Folgen einer Aids-Erkrankung stirbt, erzählt Patti Smith im Jahr 2010 in dem Erinnerungsband „Just Kids“ – einem Buch, über das Dua Lipa gerade erst gesagt

hat, dass es mehr als jedes andre ihr Songwriting und ihre Karriere beeinflusst habe.

Zum 50. Jubiläum des Albums „Horses“ hat Patti Smith ein neues Buch geschrieben: Am 6. November erscheint „Bread Of Angels. Die Geschichte meines Lebens“. Vielleicht will Patti Smith während unseres Gesprächs deshalb so wenig über sich selbst und „Horses“ sprechen, weil sie nicht alles vorwegnehmen möchte, was sie in dem Buch schreibt. Vielleicht ist sie aber auch einfach nur bescheiden und redet lieber über andere Menschen, die ihr wichtig sind. Sie wird von Arthur Rimbaud schwärmen, den über Trump schimpfenden Bruce Springsteen, über Bob Dylan, den sie nie um etwas bitten würde, oder ihren Sohn Jackson, der im Patti Smith Quartet Gitarre spielt. Mit ihm ist sie gerade auf Tour, als das Interview stattfindet. Jacksons Vater war Fred „Sonic“ Smith, der Gitarrist der legendären Detroiter Protopunk-Band MC5, mit dem Patti Smith von 1980 bis zu seinem Tod im Jahr 1994 verheiratet war, dem sie die Songs „Dancing Barefoot“ und „Frederick“ widmete.

Patti Smith ist in der Rolle der stolzen Mutter inzwischen ebenso gut wie in der coolen Rock-Ikone. Jackson sei nicht nur ein großartiger, talentierter Gitarrist, er habe als Musiker auch viel Ähnlichkeit mit seinem Vater: „Wenn ich ihn auf der Bühne spielen höre, ist das unglaublich für mich, denn sein Klang erinnert mich oft an seinen Vater. Jackson kennt das gar nicht, weil er zu jung ist, als dass er seinen Vater noch hätte spielen hören können, aber er hat seine Kreativität geerbt.“ Sie gibt dann aber zu, dass sie Jackson, der 1982 geboren wurde, nicht nur auf Tour dabeihat, weil er ein guter Gitarrist ist: „Es ist wunderbar, ihn an meiner Seite zu haben, meinen versierten und aufmerksamen Sohn. Wir stehen früh auf, trinken Kaffee und gehen gemeinsam durch die Stadt spazieren.“

Es ist schwer, diese Frau, die so bescheiden-glückselig wirkt, in Einklang zu bringen mit der, die vor 50 Jahren verstörend-betörend den Rock'n'Roll rettet. „Jesus died for somebody's sins, but not mine!“, verkündet sie damals in der Eröffnungsnummer ihres

Debütalbums, „Horses“, während ein Klavier dumpf wieder und wieder drei Akkorde spielt. Trotzig behauptet sie, dass ihre Sünden nur ihr allein gehören. Und als sich erst zögerlich, dann immer fordernder die Gitarren in diese knurrige Akkordfolge einmischen, übersetzt



Plattencover, das Robert Mapplethorpe gemacht hat, von dem wir damals auch nicht wissen, wer das ist, schaut sie einen herablassend enigmatisch an, wie die Mona Lisa Manhattans, trägt ein weißes Hemd und einen Männeranzug, dessen Jackett sie locker über die Schulter geworfen hat: Ein Foto, das zur Ikone des Rock'n'Roll werden wird.

Schon bevor Patti Smiths Debütalbum „Horses“ am 10. November erscheint, ist 1975 bereits ein gutes Jahr für die Rockmusik. Es hat im Januar mit Bob Dylans „Blood On The Tracks“ begonnen. Im Februar



folgt Led Zeppelins „Physical Graffiti“, im August Bruce Springsteens „Born To Run“ und im September Pink Floyds „Wish You Were Here“. Als „Horses“ dann in die Läden ausgeliefert wird, dudeln sich zwar gerade in den Singlecharts Disco-Hits wie Penny McLeans „Lady Bump“, Van McCoys „The Hustle“ oder „That's The Way (I Like It)“ von KC And The Sunshine Band abwechselnd an die Spitzenposition, doch Patti Smith kommt aus einer anderen Welt. Selbst im Rock'n'Roll-Universum, das sie durcheinanderbringen wird, fühlt sie sich nicht wirklich zu Hause. Sie ist als Lyrikerin nur zur Musik gekommen, weil ihr normale Lesungen zu langweilig sind – und plant eigentlich, nach „Horses“ mit dem Musikhachen wieder aufzuhören, weil sie auf keine Kunstform festgelegt werden will – schließlich haben das da Vinci, William Blake oder Jean Cocteau auch nicht getan.

„Horses“ ist zwar vom Garagenrock der 60er-Jahre, von Bands wie The Velvet Underground und The Doors und von Bob Dylan geprägt, aber noch mehr von literarischen Einflüssen – von der Beat

PATTI SMITH

Generation und von dem französischen Dichter Arthur Rimbaud (1854–1891), den sie bereits als Teenager entdeckt und seither verehrt: „Arthur war mein Vorbild in jungen Jahren, denn er hatte ein starkes Temperament und war eine Art früher Bob Dylan“, erinnert sie sich. „Mit 15, 16 Jahren war Rimbaud mein Wegweiser. Später kam Bob Dylan hinzu. Beide liebten die Poesie und hatten eine gewisse Arroganz. Ich habe mich in meiner Jugend an ihnen orientiert.“

Wenige Tage nach unserem Gespräch wird sie in Stuttgart auftreten. Und wenn man sie darauf anspricht, dass Rimbaud dort einige Zeit lebte, verwandelt sie sich in ein Rimbaud-Fangirl und erzählt eine Geschichte, die davon handelt, dass Rimbaud in Stuttgart versuchte, Arbeit als Übersetzer zu finden, weil er nichts zu essen hatte; davon, dass er sich deshalb Visitenkarten drucken ließ, um seriöser zu wirken, aber nur zehn Karten in einer Druckerei ausgehändigt bekam, weil er sie nicht bezahlen konnte. „Eine, vermutlich seine letzte, trug er in der Ho-

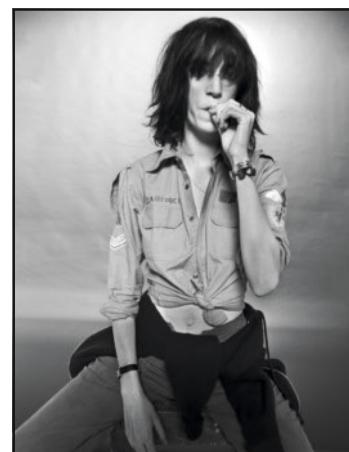
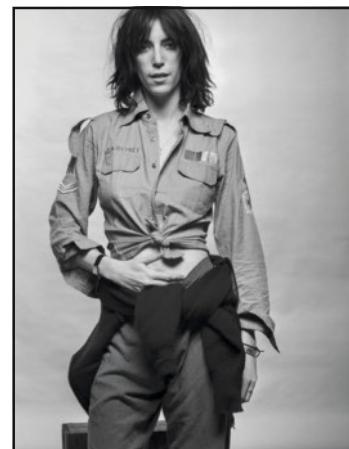


sentasche, als er von Stuttgart nach Mailand lief, wo er, als er auf dem Domplatz ankam, so hungrig und durstig war, dass er ohnmächtig wurde“, erzählt Smith. Die Visitenkarte ist eine der Stuttgarter Visitenkarten, die noch erhalten sind. „Und jetzt besitze ich die Karte!“, sagt Smith stolz. „Ich besitze die Karte, die Rimbaud in der Tasche hatte, als er von Stuttgart nach Mailand lief!“

Und weil sie Angst hat, dass man ihr die Geschichte nicht glaubt, verspricht sie, gleich nach dem Gespräch mit ihrem Handy ein Beweisfoto aufzunehmen. Und sie hält Wort: Fünf Minuten nach dem

Interview wird eine Nachricht auftauchen, ein Foto, auf dem sie Rimbauds laminierte Stuttgarter Visitenkarte in der Hand hält. Zwar weiß man, weil sie sich gern wie Dylan auf Walt Whitmans Satz „I contain multitudes“ beruft, dass sie sich als einen Menschen versteht, der vieles sein kann, vieles sein will. Aber zu den Dingen, die man bisher noch nicht über Patti Smith wusste, könnte zählen, dass sie offensichtlich auch ein Nerd ist.

Und weil sie gerade Lust auf Abschweifungen hat, geht es in dem Gespräch noch ein bisschen mehr um Stuttgart – eine Stadt, die früher ziemlich cool gewesen sein muss, denn dort traf Rimbaud vor 150 Jahren auch zum letzten Mal Paul Verlaine (nicht zu verwechseln mit Tom Verlaine von Television, mit dem Patti Smith zusam-



men „Break It Up“ schrieb). Auch diese hochkomplexe künstlerisch-romantische Beziehung hält Smith für etwas, das sie bei ihrer Arbeit mit anderen Künstlerinnen und Künstlern geprägt hat: „Es war eine schwierige Verbindung, die viel Ärger verursachte, aber auch große Kunst hervorbrachte“, sagt sie. Die Freundschaft zwischen

Rimbaud und Verlaine inspirierte zum Beispiel Rimbauds Textsammlung „Eine Zeit in der Hölle“. Bei ihrer letzten Begegnung in Stuttgart gab Rimbaud Verlaine die Manuskripte für seine „Illuminationen“, lose Prosa gedichte, die er in den letzten Jahren geschrieben hatte. Weil er Angst hatte, sie zu verlieren, vertraute er sie Verlaine an. Und das, obwohl sie zuvor eine furchterliche Auseinandersetzung hatten: Verlaine hatte in Brüssel zwei Jahre zuvor auf Rimbaud geschossen und musste deshalb ins Gefängnis. „Verlaine hätte die Manuskripte aus Rache wegwerfen können, aber stattdessen bewahrte und veröffentlichte er sie. Ohne Verlaine gäbe es die ‚Illuminationen‘ nicht. In Stuttgart spielten sich 1875 also einige entscheidende Dinge ab“, sagt Smith. „Als ich jung war, las ich von Verlaine und Rimbaud in Stuttgart, und seitdem hat diese Stadt für mich eine romantische Aura.“ Die meisten Menschen denken bei Stuttgart nicht an Romantik, sondern an Mercedes und Porsche. „Ich weiß, aber das ist meine eigene Sichtweise, und die behalte ich bei.“

Und da ist sie dann doch wieder diese trotzige Frau, die sie vor 50 Jahren war, die sich von niemandem vorschreiben lässt, was sie zu denken hat, die lieber unberechenbar als bequem ist. Das wird sie dann auch wenige Tage später in einem ganz anderen Zusammenhang bei einem ihrer Konzerte beweisen: Als jemand zwischen zwei Songs „Free Palestine!“ ruft, ruft sie zurück: „Free everyone!“ Und das, obwohl sie zu den prominentesten Stimmen zählt, die sich für die Rechte der Palästinenser einsetzen: „Was in Palästina geschieht, ist unvertretbar und verfolgt mich“, sagt sie im Interview. Und natürlich macht sie sich als Aktivistin Sorgen um eine Welt, in der Menschen wie Trump an der Macht sind, der, als das Gespräch stattfindet, gerade, um Israel zu unterstützen, der US-Armee den Befehl gegeben hat, iranische Atomanlagen zu bombardieren: „Das ist unentschuldbar. Ich mache mir wegen der Strahlung Sorgen um die Zivilbevölkerung“, sagt sie.

Der Krieg ist aber nicht das Einzige, was Smith gerade Angst macht: „Ich sorge mich zu dem um unsere Umwelt. Trump glaubt nicht an den Klimawan-

del und kümmert sich nicht um den Schutz des Landes. Er sieht in unberührter Natur nur Orte zum Bohren und Bauen. Ich sorge mich um das globale Bewusstsein. Es gibt viele Gründe zur Sorge.“ Und Hoffnung? „Hoffnung finde ich in uns selbst, in der Jugend, in Wählern, in Greta Thunberg, in meiner Tochter. Ich habe Hoffnung in die jungen Generationen, aber wir richten irreparablen Schaden an. Es sollte nicht die Hauptaufgabe zukünftiger Generationen sein, unsere Fehler zu beheben, sondern auf unseren guten Taten aufzubauen.“

Als sie vor 50 Jahren „Horses“ veröffentlicht, will sie zwar auch einige Fehler beheben, allerdings

„Ich habe Hoffnung in die jungen Generationen.“

geht es ihr da erst einmal nicht um die Rettung der Welt, sondern nur darum, den Rock'n'Roll, der irgendwann falsch in Richtung Stadien abgebogen ist, zu retten. Und nirgendwo anders hätte sie diese Mission besser antreten können als im New York der 70er-Jahre, einer Stadt, die damals sowieso in ständigem Aufruhr ist. Patti Smith versucht sich als Musikerin, Künstlerin und Poetin, tritt mal mit der Drag-Performerin Jayne County auf, spielt mal in Off-Off-Broadway-Produktionen wie Jackie Curtis’ „Femme Fatale“ mit oder schreibt gemeinsam mit Sam Shepard, mit dem sie eine Zeit lang zusammen ist, das Stück „Cowboy Mouth“.

Und schon bevor sie eine Band hat, sind ihre Lyriklesungen keine Lesungen, sondern Performances. Im CBGB an der Bowery, einer miefigen Spelunke in der finstersten Ecke der Stadt, spielt sich Debbie Harry am Flipper die Finger wund, während Williams S. Burroughs aufmunternd nickend auf seinem Stammplatz gleich vor der Bühne sitzt, wenn Patti Smith auf Gitarrensaiten einhaut und frei assoziierend Gedichte erfindet, die sie sogleich scheppernd vertont. Im CBGB beginnen Mitte der 70er-Jahre



PUNK VOR PUNK

Smith schlug die Brücke zwischen Beat Poetry und Seventies-Gegenwart.

PATTI SMITH

nicht nur die Karrieren der Ramones, der Dead Boys, von Television oder Blondie, hier findet auch die Band zusammen, mit der Patti Smith „Horses“ aufnimmt. Und als der Club am 15. Oktober 2006 schließen muss, ist es Patti Smith, die zusammen mit ihrem langjährigen Gitarristen Lenny Kaye das allerletzte Konzert gibt.

Neben Lenny Kaye spielen 1974 Richard Sohl (Piano), Ivan Král (Gitarre und Bass) und Jay Dee Daugherty (Schlagzeug) in ihrer Band. Und zusammen mit Television treten sie fast zwei Monate lang an vier Abenden in der Woche im CBGB auf, werden zu Underground-Stars – und der Hype lockt schließlich auch den Musikmanager Clive Davis, der bisher beim Columbia war, an, der die Band bei seinem neuen Label Arista Records unter Vertrag nimmt.

Das Album entsteht dann – auch als Hommage an Jimi Hendrix – im September 1975 in den Electric Lady Studios in Greenwich Village. „Elegie“ nimmt die Band sogar am 18. September auf, Hendrix’ fünftem Todestag. Als Produzent wird John Cale von Velvet Underground geholt, der am ersten Tag findet, dass die Band „awful“ klingt.

Smith und Cale haben sowieso ziemlich unterschiedliche Vorstellungen davon, wie und was dieses Album sein soll. Immer wieder kracht es zwischen den beiden: Cale will Arrangements, Smith Direktheit, er will Multitracking, sie Improvisation. Zwar können sich beide teilweise durchsetzen, und was das Album ausmacht, ist vielleicht genau dieser Balanceakt zwischen diesen beiden Ansätzen – die Streicher, die Cale gern auf der Platte haben will, lehnt Smith dann aber doch rigoros ab. Stress gibt es jedoch nicht nur zwischen Smith und Cale, sondern auch zwischen Allen Lanier von Blue Öyster Cult (mit dem Smith damals zusammen ist) und Tom Verlaine (ihrem Ex), die beide an den Aufnahmen beteiligt sind.

Doch all das schadet dem Album kein bisschen, auf dem Punk, Garagenrock und ein bisschen Avantgarde aufeinandertreffen und das von der Vielfalt der New Yorker Kulturszene geprägt ist – zusammengehalten von einer Poesie, bei der Erzählungen, die auf persönlichen Erfahrungen beruhen („Redondo Beach“,

„Kimberly“, „Free Money“), auf verworrener Collage-Epen voller traumhaft-surrealer Bilder („Birdland“, „Land“) treffen. Überall laufen Anspielungen und Bezüge auf den Kulturkanon, der Patti Smith geprägt hat. Etwa wenn man in „Land“ Johnny aus William Burroughs’ queerem Roman „The Wild Boys“ begegnet und sich Smith die Poesie Rimbauds aneignet. Selten zuvor gingen Literatur und Rockmusik so selbstverständlich ineinander über.

Und so neu und aufregend diese Lieder damals klingen, so sehr sehen sie sich doch als Teil einer langen lebendigen Rock’n’-Roll-Tradition, die immer wieder kenntlich gemacht wird: hier das Cover des Themklassikers „Gloria“ aus dem Jahr 1964, da Chris Kenners „Land Of 1000 Dances“ aus dem 1962, das

inszenierte, wirkt inzwischen altersmilde, sanftmütig. Und ihr sind nicht nur Komplimente von Interviewern peinlich, sondern sie schämt sich fast schon dafür, dass sie im März in New York City bei dem Event „People Have The Power: A Celebration Of Patti Smith“ geehrt wurde. „Es war ein berührender Abend in der wunderschönen Carnegie Hall. Ich selbst wollte eigentlich nicht geehrt werden und fühlte mich etwas unwohl“, erinnert sie sich. Es habe aber auch viele Dinge gegeben, die ihr gefallen und sie überraschten. Etwa dass Scarlett Johansson zwei Stücke vortrug, die Patti Smith für Robert Mapplethorpe geschrieben hat. Es sei schön gewesen, mit ihrer Band und ihren Kindern die Lieder „Peaceable Kingdom“ und „People Have The Power“ zu singen. „Es war schön, Freunde zu sehen, von denen ich nicht erwartet hätte, dass sie kommen, wie

cause The Night“ geschrieben hat, schwärmt sie nicht nur, weil er an dem Abend dabei war, sondern weil er bei seinen Konzerten immer wieder sehr deutlich Kritik an Donald Trump übt und sich nicht unterkriegen lässt.

Ob Künstlerinnen und Künstler eine Verantwortung haben, sich zu solchen Themen zu äußern? „Ich denke, jeder Mensch hat eine Verantwortung und Verpflichtung, das zu tun“, so Smith. „Nicht nur Künstler. Künstler können Menschen inspirieren, aber am Ende hat jeder nur eine Stimme. Wenn ein Künstler Hundertausende dazu inspiriert, gegen Ungerechtigkeit zu stimmen, ist das gut. Aber es ist die Verantwortung aller. Es ist wichtig, dass jemand wie Bruce Springsteen sich zu Wort meldet, denn er hat großen Einfluss, besonders in Amerika.“ Viel mehr als sie selbst jedenfalls, behauptet sie. „Ich habe ihn deshalb angerufen, um ihm zu sagen, wie gut ich finde, dass er das macht.“

Und dann ist da natürlich noch die Sache mit Bob Dylan, für den sie 2016 dem Nobelpreis für Literatur entgegennimmt, bei der Preisverleihung in Stockholm seinen Song „A Hard Rain’s A-Gonna Fall“ singt, aber mitten drin ins Stocken kommt, weil sie so nervös ist. Falls das Nobelpreiskomitee irgendwann mal wieder eine Musikerin oder einen Musiker auszeichnen will, wäre Patti Smith eine sehr gute Kandidatin.

Über die Frage, ob sie eigentlich eine Vereinbarung mit Bob Dylan getroffen hat, dass er im Gegenzug ihren Preis entgegen nimmt, wenn sie gewinnt, lacht sie wieder so amüsiert wie zu Beginn des Gesprächs: „Das wird nicht passieren – Bob ist sehr scheu. Es war gut, dass ich für ihn bei der Preisverleihung war, da Bob nicht sehr gesellig ist. Ich konnte ihn zwar nicht wirklich ersetzen, aber ich konnte beobachten, mit Leuten sprechen und mein Bestes geben. Bob hat uns sein Werk geschenkt, mehr erwarte ich nicht. Er hat mich in jungen Jahren gefördert und mir geholfen, nach dem Tod meines Mannes wieder auf die Beine zu kommen. Ich erwarte nichts von ihm und würde ihn nie um etwas bitten.“ **®**

„Es ist wichtig, dass Springsteen sich zu Wort meldet. Er hat großen Einfluss.“

sich Smith in „Land“ einverleibt. „Break It Up“ ist letztlich eine Jim-Morrison-Hommage und „Elegie“ ein Requiem für Jimi Hendrix, aber auch all die anderen viel zu früh Verstorbenen: Morrison, Brian Jones, Janis Joplin. Rückwärts ist 1975 das neue Vorwärts. Und das Album „Horses“ steht am Anfang einer Kulturrevolution, die in New York City ihren Anfang nimmt, für einen Zeitgeist, den neben Patti Smith auch Debbie Harry, Richard Hell oder Tom Verlaine repräsentieren, für eine Bewegung, die Punk nicht als Musik versteht, sondern als die Idee von Freiheit.

Die Frau, die sich auf Fotos früher eher mürrisch und schroff

Bruce Springsteen und Johnny Depp. Und es ist toll, wenn Freunde deine Songs spielen.“ Michael Stipe, Kim Gordon oder Flea sind dabei, Johnny Depp singt „Dancing Barefoot“, Karen O „Gloria“, Ben Harper „Ghost Dance“: „Susanna Hoffs von den Bangles sang ‚Kimberly‘ mit so viel Freude!“, schwärmt Smith, „Courtney Barnett überraschte mich mit ihrer Interpretation von ‚Redondo Beach‘. Sie machte aus der Reggae-Nummer einen edgy Rock-song. Ich mag ihre Version sogar mehr als meine eigene“, sagt sie und seufzt: „Es war wirklich ein toller Abend!“

Und von Bruce Springsteen, mit dem sie zusammen einst „Be-

Reviews

★★★★★ INKOMMENSURABEL ★★★ FORMIDABEL
 ★★★ DELEKTABEL ★★ AKZEPTABEL ★ MISERABEL

Betörendes Kunstwerk

Der Berliner Singer-Songwriter beendet seine Albumtrilogie grandios – mit hinreißenden Chansons. Von Ina Simone Mautz

Der dänische Philosoph Søren Kierkegaard schrieb 1843 in sein Tagebuch, dass das Leben zwar vorwärts gelebt werden muss, aber nur in der Rückschau verstanden werden kann. In diesem Sinne hat Singer-Songwriter Tristan Brusch nun seine rückwärts erzählte, dunkel-romantische Albumtrilogie komplettiert. Aufgenommen in einem alten Kinderheim, ausgerechnet an der dänischen Grenze, mit Produzent Olaf Opal und den exzellenten Komplizen Felix Weigt (Bass) und Timon Schempp (Schlagzeug).

Dass „Am Anfang“ mit einer Person beginnt, die am Ende zu sein scheint, entspricht der feinsinnigen Dramaturgie, wie man sie bereits von den Trilogieteilen „Am Rest“ (2021) und „Am Wahn“ (2023) kennt. „Grundsolider Schläger“ ist mit dem österreichischen Musiker Ariel Oehl entstanden, und das titelgebende Motiv der Gegenpole zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Album. Es geht in jener ersten Single um jemanden, der sich immer weiter selbst verliert, aber seine desolate Lage negiert: „Mach dir um mich bloß keine Sorgen, Tristan/ Ich bin an vielen Wochentagen nüchtern.“ Die Musik kontrastiert die Verwahrlosung mit bedin-

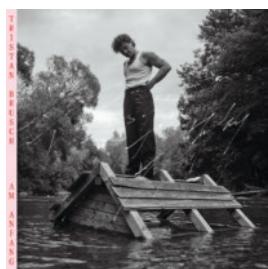
gungsloser Schönheit: himmelhohe Melodien und nostalgisch-elegante Streicher, arrangiert von Friedrich Paravicini (Tocotronic, Annett Louisan). Die welke Würde blüht in der Musik wieder auf, während sie im echten Leben nur noch kleingeschrieben existiert: im Konjunktiv II. Das Stück kulminiert in einer Beinahe-Transformation zum rauschhaften „Wicked Game“ von Chris Isaak, in dem es ebenso um verheerende Verlockungen und Kontrollverlust geht.

Das tägliche Duell zwischen (verpasster) Selbstwirksamkeit und Ohnmacht wird auch im aznavouresken „Haifisch“ verhandelt, mit der unheilvoll gezupften Lagerfeuer-Gitarre am Entree des internen Infernos: „Jede Seele

ist ein Taucher/ Ein Haifisch die Gedanken.“ Die Coming-of-Age-Hymne „Vierzehn“ transportiert den jugendlichen (Über-)Mut in pulsierendem New-Wave-Sound, liefert ein Polaroid der Endstation Erwachsenenleben aber direkt mit: „So leicht fängt man tausend Träume ein/ Die werden später erst zu Blei.“

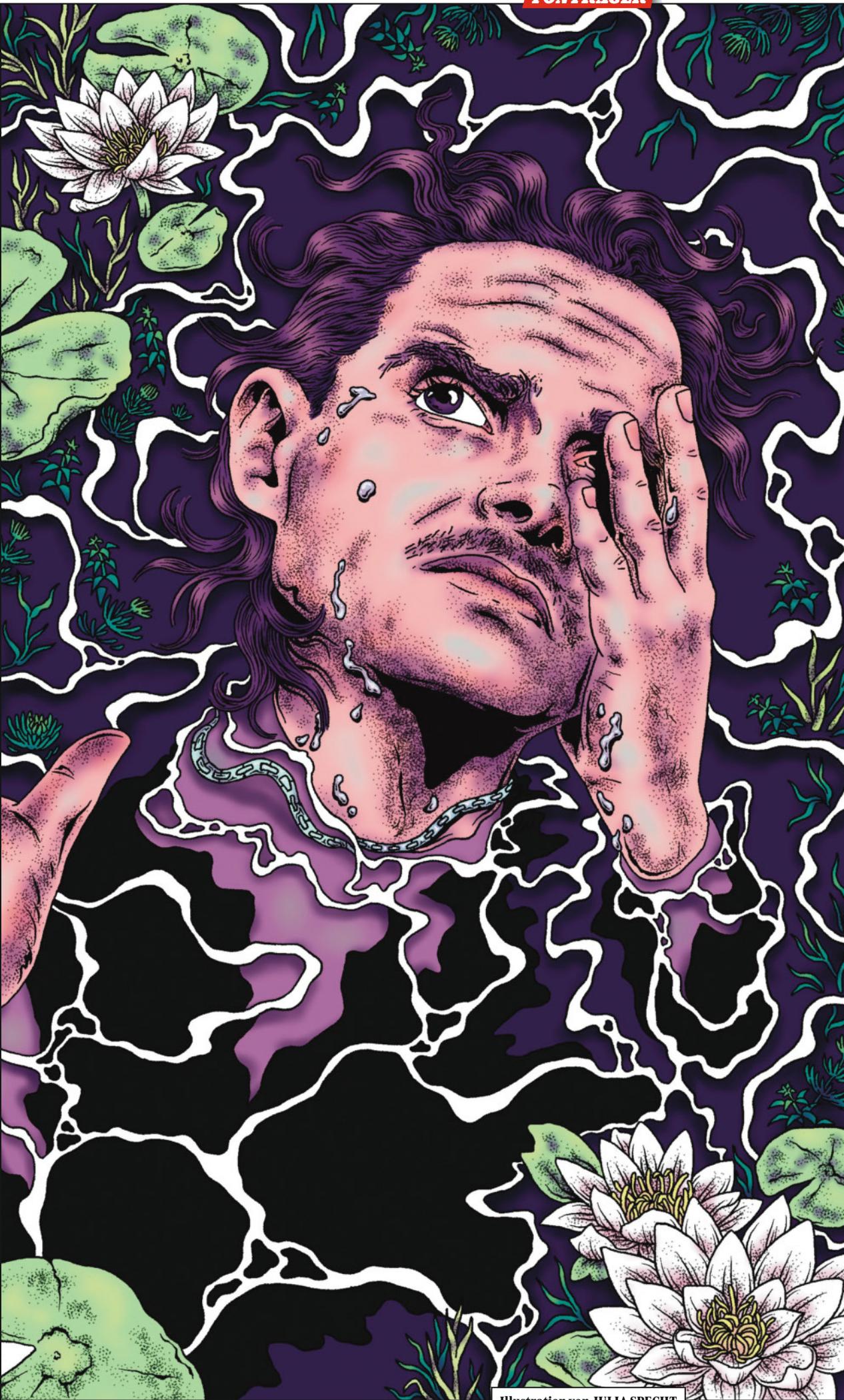
Fragmente, Zeilen und Bilder aus den beiden anderen Trilogie-teilen erscheinen, etwa die am Ufer stehende Zeit aus „Baggersee“ oder die zermürbende emotionale Dysbalance zwischen zwei Liebenden. Die hinreißend orchestrierte Klavierballade „Geboren um zu sterben“ ist das Herzstück einer Platte, die oft näher am Chanson als am Pop verweilt. „Es gibt auf dieser Erde/ Genau zwei Dinge zu lernen:/ Lieben und geliebt zu werden“, heißt es darin. Und zwei Lieder später im nonchalanten Knef-Modus: „Für die Liebe in Maßen habe ich kein Talent.“

Tristan Brusch pflückt Poesie im Hochseilgarten, wagt sich ungesichert und mit offenem Visier in jede Schlucht, geht nie Umwege. Die Unmittelbarkeit und Dringlichkeit machen seine Lieder so betörend, so exzessiv und speziell. Und diese Albumtrilogie zu einem erhabenen Gesamtkunstwerk. ®



★★★★★
TRISTAN BRUSCH
Am Anfang
 WASSER & LICHT/SONY




BRANDI CARLILE

Returning To Myself

Die bislang intime Platte
der großen Songschreiberin

UNIVERSAL

Dass uns Brandi Carlile in diesem Jahr bewiesen hat, dass die Kooperation mit einem Idol kein peinlicher Kniefall sein muss, wäre schon Leistung genug gewesen. „Who Believes In Angels?“ ist so viel mehr als eine typische Duettpalte, aber sie enthält trotz einiger kompositorischen Ergänzungen vor allem Elton-John-Songs, zu denen Carlile sehr gut singt. Das volle Spektrum ihrer Talente konnte sie an der Seite von Captain Fantastic nicht abrufen. „Returning To Myself“ wirkt daher gleich in doppelter Hinsicht wie eine Rückbesinnung auf eigene Stärken.

Die Kunst, die Carlile wie keine andere Künstlerin ihrer Generation beherrscht, besteht darin, klassisches Songwriting in moderne Klanggewänder zu kleiden. Deshalb wird sie von Miranda-Lambert-Fans ebenso gemocht wie von grauhaarigen Männern in Pavement-T-Shirts. Mit dem im besten Sinne formradiotauglichen „Human“ fliegt sie nur eine Mainstream-Ebene unter Taylor Swift. Premium-Country-Pop-Hymnen solcher Art mögen manchen zugleich poliert sein, aber Carliles wahrhaftiges Pathos röhrt noch den griesgrämigsten Alt-Hippie. Außerdem kann sie ja auch die R&B-Sirene in der Tradition von Minnie Riperton bis Solange („A Woman Oversees“) und die berückende Folk-Elegie im Stil der frühen Joni Mitchell („Anniversary“). Letzterer huldigt sie noch einmal ganz unverhohlen in „Joni“ samt „Hejira“-Klarinette und Jaco-Pastorius-Gedächtnisbass. Noch verblüffender: Das furiös wütende, rauschhaft rockende „Church & State“ ist der beste U2-Song, den diese seit zwanzig Jahren nicht gebacken kriegen.

Der Titel der Platte klingt wie ein Bestseller aus dem Ratgeber-Regal vom Bahnhofskiosk, aber er trifft den Kern der Lieder. So tief hat uns diese Songschreiberin bislang noch nicht in ihr Herz schauen lassen.
MAX GÖSCHE


THORSTEN NAGELSMIDT & LAMBERT

★★★

Nur für Mitglieder
Das Album zum großartigen
Anti-Weihnachts-Buch
CLOUDS HILL

Hier kommt ein vertontes Buch. Kann es reichen, alle Staffeln der „Sopranos“ in einem All-inclusive-Hotel auf Gran Canaria zu bingen, um Weihnachten zu überstehen? Möglicherweise. Thorsten Nagelschmidt lässt uns mit experimenteller Begleitung durch den Pianisten Lambert am Sujet „Ich hasse Weihnachten“ teilhaben. In rauschhaftem Sprechgesang erzählt der Muff-Potter-Kopf von einer verzwickten, tendenziell depressiven Gemengelage Mitte Dezember, die ihn zu Oden an Nick Cave, Erinnerungen an den Anschlag am Breitscheidplatz 2016 und einem Abstecher ins Berghain führen. Irrwitzig und stark. SWANTJE KUBILLUS


LAURA-MARY CARTER

★★★

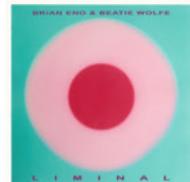
Bye Bye Jackie
Verträumter Softrock
mit Retro-Glanz
V2/BERTUS

Laura-Mary Carter, sonst die zweite Hälfte von Blood Red Shoes, klingt auf ihrem Solodebüt so soft wie nie. Verträumte Vocals, ein Hauch Seventies, Indie-Pop statt Alternative Rock. Die Songs wirken homogen, Carters Stimme bleibt in einem schmalen Register – doch gerade diese Gleichförmigkeit macht das Album erstaunlich angenehm. Wie ein leichter Soundtrack zum Alltag, melancholisch, nie anstrengend. Lyrisch kreist Carter um Liebe, Verlust und Neuanfang. Der Vintage-Charme von Mellotron, Farfisa und Omnichord verstärkt den Retro-Vibe. Ein schlicht schönes Debüt, das eher fließt als kämpft. LISA LÜTTICKE

ELECTRO

Von JÜRGEN ZIEMER

BRIAN ENO & BEATIE WOLFE


BRIAN ENO & BEATIE WOLFE LIMINAL


Gut möglich, dass „Liminal“ dabei hilft, Stress abzubauen, wenn die rosa Klangwölkchen, die Brian Eno gewohnt routiniert ausschüttelt, sich mit dem sphärischen Nichtgesang der bildenden Künstlerin Beatie Wolfe verbinden. Doch weder eindeutig Ambient noch Song, oszillieren die Stücke dieses letzten Teils der gemeinsamen Trilogie durch ein weitgehend egales Niemandsland. Es gibt keinen Grund, dieses Album zu hören – aber auch keinen, es nicht zu tun. (VERVE)

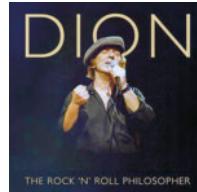
TORTOISE TOUCH


Vor gut dreißig Jahren etablierte sich die Band aus Chicago mit einer Neuerfindung von Rockmusik als intellektuelles, kopfstarke Vergnügen abseits von Genre-Schlagbäumen. Post-Rock nannten das die Kritiker damals. Mit „TNT“ erreichten Tortoise 1998 einen ersten Höhepunkt. Nach einer neunjährigen, nun ja, Pause sind die Musiker um John McEntire jetzt zurück, mit einem grandiosen Ritt durch abstrakte Klanglandschaften zwischen Krautrock, Jazz und elektronisch-progressiven Klingeleien. „Vexations“ schüttelt eine Spaghettiwestern-Melodie aus dem Ärmel, auf die selbst Sergio Leone stolz wäre.

„Promenade à deux“ ist ein impressionistisches Stimmungsbild zwischen Melancholie und Hoffnung. Alles sehr reif und gekonnt gespielt, passend zum superben neuen Label, auf dem Gitarrist Jeff Parker schon länger veröffentlicht. (INTERNATIONAL ANTHEM)

DOMINIK EULBERG LEPIDOPTERA


Er ist der Ökologe und Naturforscher unter den deutschen Techno-DJs. Egal ob Dominik Eulberg Bücher schreibt, Naturfilme vertont oder Platten auflegt, immer möchte er zum kindlichen Staunen über die Natur anregen. Das gelingt auf „Lepidoptera“ (der wissenschaftliche Ordnungsname für Schmetterlinge) wieder gut. Jeder Track ist einem Falter gewidmet: „Kleines Nachtpfauenauge“ klingt somnambul und ätherisch, „Brauner Bär“ drückt sich minimalistisch, aber kraftvoll durch blühende Klanglandschaften. So entsteht eine pulsierende, schwelgerische Vielfalt, die jeden Club mit Leben gefüllt. Selbst der „TrauermanTEL“ ist ein überraschend vitaler Tänzer. (!K7) ®


DION

★★★

The Rock'n'Roll Philosopher

Die Platte zur Biografie des New Yorker Giganten
KTBA

Zu seinen Anfang 2025 veröffentlichten Memoiren „The Rock'n'Roll Philosopher“ reicht der Maestro jetzt dieses Album nach, das Belmonts-Klassiker, alte Aufnahmen und neu Eingespieltes versammelt. Für letztere Kategorie packen Eric Clapton, Mark Knopfler, Sonny Landreth und Joe Bonamassa noch einmal ihre schönsten Saitenkünste aus. Dass die Platte nicht wie eine lieblose Karriere-rückschau klingt, liegt daran, dass Dion DiMucci seit Jahrzehnten keine Zutat in seinem aus Rock'n'Roll, Blues, Doo Wop und Teen-Pop bestehenden Rezept verändert hat. Mit 86 muss er damit auch nicht mehr anfangen. MAX GÖSCHE


MARCUS KING & BAND

★★★

Darling Blue

Die Metamorphose geht mit Heimweh und Band weiter
UNIVERSAL

Es wäre schade um diese (Falsett-)Stimme gewesen, hätte sich der Mann aus South Carolina nicht vom Gitarrenhelden zum America-Singer-Songwriter von Format weiterentwickelt. Nach drei Soloalben kann King diese Metamorphose nun auch mit seiner alten Band umsetzen. Im dichten Netz aus Country, Soul, Folk und Rock, das den US-Süden musikalisch stets ausgezeichnet hat. „Carolina Honey“ verströmt sogar Curtis-Mayfield-Vibes, derweil Fans der ersten Stunde mit den Twin Guitars in „Levi's & Goodbyes“ oder im stürmischen Intro zu „No Room For Blue“ Futter finden. Billy Strings gastiert in „Dirt“. JÖRG FEYER

**JOSI MILLER**

★★★★★

4 Stages Of SleepTolles Debütalbum zwischen Breakbeat und Dream-Pop
GRÖNLAND

In einer Phase mentaler Krisen verarbeitete die vormalige DJ Josi Miller auf ihrem Debütalbum *Schlafmangel, Traum und Therapie* in einer progressiven Klangwelt. Sie singt variantenreich, sogar der Schmuseklassiker „Dreams Are My Reality“ ist im Angebot. Es folgen Breakbeats, Electronica oder auch der zackige Techno-Track „You Have A Drug Problem“. Tracks wie „I Could Sleep All Day“ und „Flames Rise High“ verbinden melancholische Melodien mit Beat-Switches und Sample-Ästhetik. Ein Konzeptalbum mit zig Varianten. Jedes Stück eine Überraschung. Emotional, somnambul und auf den Punkt produziert. RALF NIEMCZYK

**SUDAN ARCHIVES**

★★★★★

The BPMPop und Experiment, perfekt balanciert
STONES THROW

Bis zu ihrem Album „Natural Brown Prom Queen“ (2022) war die Sängerin, Songwriterin und Violinistin Brittney Denisse Parks nur eine von vielen spannenden Newcomerinnen zwischen HipHop, R&B und experimenteller Elektronik. Nun verfeinert die 29-Jährige ihren musikalischen Kurs weiter und schafft das Kunststück, Pop ins klangliche Extrem zu treiben, ohne dass die Musik ihre Leichtigkeit verliert. „The BPM“ beschreibt eine schillernde, chromglänzende Zukunft, in deren überraschend vielseitigen Rhythmen wir alle schaukeln. Ein bisschen wie bei Janelle Monáe, nur risikofreudiger – und immer geht es um Selbstermächtigung. JÜRGEN ZIEMER

**JOAN SHELLEY**

★★★★★

Real WarmthRoots-Folk-Songs in üppigen Arrangements
NO QUARTER/CARGO

Beweglich bleiben: Für ihr neues Album reiste Joan Shelley von Kentucky nach Toronto, wo Ben Whiteley (The Weather Station) den warmen Sound produzierte, der im Titel anklängt. Shelley verbindet in ihren Liedern das britische Folk-Revival mit Southern Roots – diese feingliedrig-erdige Musik ist zwischen den Welten in Kanada gut aufgestellt. Die Arrangements sind hier voller, tiefe Drums legen das Fundament, dazu spielen Gitarren und Orgeln, und Jazz-Saxofonistin Karen Ng addiert etwas Freies, Malerisches. Es ist, als würde Shelley alles zeigen, was in ihren Liedern sonst unter der Oberfläche bleibt. Gut so! Es ist ihr bisher bestes Album. JÖRN SCHLÜTER

**BON JOVI**

★★★★★

Forever (Legendary Edition)Bekannte Songs, noch viel bekanntere Gäste
ISLAND/UNIVERSAL

Vor einem Jahr hat Jon Bon Jovi trotz seiner Stimmbandprobleme die Freude an großen Hymnen wiedergefunden, doch die Resonanz auf das solide Album „Forever“ war ihm zu mau. Bon Jovi haben mehr verdient, nach vier Jahrzehnten im Dienste des Stadionrock! Schaut mal, sagt die „Legendary Edition“, wer uns alles schätzt! Die Gästelisten wertet die Stücke wirklich auf – vor allem die ohnehin guten: Robbie Williams singt „We Made It Look Easy“ mit, Jason Isbell „Waves“, Lainey Wilson „I Wrote You A Song“, Bruce Springsteen „Hollow Man“. Und das neue „Red, White And Jersey“ ist kein Patriotismus-Kracher, sondern ein Liebeslied. BIRGIT FUSS

SHORT CUTS

Von MARC VETTER

**JUST MUSTARD
WE WERE JUST
HERE ★★★**

Viel euphorischer als bei den ruppig-düsteren Vorgängern gehen die Iren nun zu Werke. „Polyanna“ ist Fröhlichkeit in Cringe-Form, „Dreamer“ eine Nu-Gaze-Hymne und das Titellied stampfender, glimmerner Lärm. (PARTISAN)

**MILITARIE GUN
LIFE UNDER
THE GUN ★★★★**

Die fast manisch anmutenden Gitarrenbretter bilden einen bewegenden Kreislauf aus schlechten Entscheidungen und Missbehandlungen ab. Es geht zwischen rüdem Punk und Jangle-Pop um Kontrolllo-

sigkeit und Verzweiflung, Suizid und Sucht. (LOMA VISTA/UNIVERSAL)

**CIEL
CALL ME SILENT ★★**

Ist das schon Goth oder noch melancholischer Indie-Rock? Michelle Hindriks und Tim Spencer wandeln mit schrägen Melodien auf den Spuren von Blood Red Shoes und The Cure. Leider ohne große Ideen. (V2)

**WICCA PHASE
SPRINGS ETERNAL**

Adam Andrzejewski lässt HipHop, Goth und Extravaganz weit hinter sich und hat ein staubtrockenes, aber

anmutiges Akustik-Folk-Album mit Richard-Thompson-Vibes aufgenommen, das sich als Soundtrack für einen Film von Kelly Reichardt bewirbt. (CARGO)

**JOHN LEES'
BARCLAY JAMES
HARVEST**

Etwas viel kosmische Esoterik und notorisches Überlänge prägen die neuen Songs der in Deutschland geliebten Prog-Band. Ein Lied heißt augenzwinkernd „Heard It All Before“. Dennoch: Mit Seelenruhe werden Vergangenheit und Gegenwart verbunden. (CHERRY RED)

**MONOLINK
THE BEAUTY
OF IT ALL**

In „Perfect World“ sucht Steffen Link das Schöne im Unperfekten. Der Rest ist gefühliger Techno-Pop, der auch mal mutig den House-Highway befährt („Phoenix“), zumeist aber wie in „Powerful Play“ allzu stilsichere Dancefloor-Weltflucht bietet. (EMBASSY ONE)

**EA OTHILDE
I WILL NOT
BE LIKE**

Von krachen-dem Noise-Rock vorwärts gedrägt,

wirft einem die Norwegerin ungeschliffen-spätjugendliche Weisheiten entgegen. Zwischen zitterigen Experimentalklängen finden sich so manche Songwriting-Entblößungen, die an die junge PJ Harvey erinnern. (KOKE PLATE)

**FUNNY WEATHER
FUNNY WEATHER**

Manchmal muss man nur eine Hellseherin auf einer einsamen Insel besuchen. Solche und mehr Geschichten der Flucht vor dem Wahnsinn erzählt Fredrik Wallin von Little Dragon mit seinem stilistisch ausgefeilten Electrosoul-Art-pop-Soloprojekt. (FUNNY WEATHER/THE ORCHARD) R

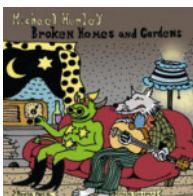


EA OTHILDE

Kicks – Favoriten auf 33 und 45

AUF DEN ZEITGEIST GEPIFFEN

Das postume Farewell eines chronisch Unangepassten, moderner Aussie-Folk & das Revival des Modpop-Revivals.
Von Wolfgang Doebling



MICHAEL HURLEY BROKEN HOMES AND GARDENS

★★★

Poet, Maverick, Troubadour, Grantler, Schrat. Michael Hurley war

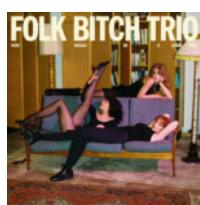
das alles und mehr. Vor allem aber blieb er sein Leben lang mit Bedacht unangepasst und seinem so ingeniosen wie idiosynkratischen Ausdruck treu, in seiner schrulligen Musik, seinen Weirdo-Gemälden und Crackpot-Grotesken, 83 Jahre lang, unbearrirt. Man kann sich sein Entsetzen vorstellen, als ihn jugendliche Verehrer davon zu überzeugen suchten, dass sein alter Song „Indian Chiefs And Hula Girls“ heute nicht mehr in die ideologische Landschaft passe. „Native American Leaders And Young Hawaiian Dancing Women“ heiße das nun korrekt. Mike Hurleys Neuaufnahme auf seiner finalen LP, fertiggestellt nur Tage vor seinem Tod, pfiff auf derlei Blödsinn. Ein wenig erinnert die neue Version an Leon Redbone mit ihrem Tenorsax-Comment und gemütvoll brummelnden Vocals. „This“, der folgende Track, kommt gar ohne Worte aus, überlässt der Bassklarinette das Fabulieren. Ein würdiges Album zum Abschied von einem, der es vorzog, dem Zeitgeist nicht zu gehorchen. (NO QUARTER)

ANNA TIVEL ANIMAL POEM

★★★

Jedes ihrer Alben sei eine Momentaufnahme, sagt die Songstress aus Portland/Oregon.

Auf „Animal Poem“ sind es Schnappschüsse, die sich aus memorablen Situationen ergeben, zumeist unterwegs, immer auf der Suche. In „Paradise“ etwa nach ebendem: „I can't find it, paradise, is in the mind, I just know it is/ But I've been searching for a lifetime.“ In „Hough Ave, 1966“ sind es Versteckspiele mit der musikalischen Sozialisation, zwischen Soul und Rock'n'Roll, voller Anspielungen und Innuendos. Nicht Annas beste LP, das bleibt „Small Believer“, aber auch sehr hörenswert. (FLUFF & GRAVY)



FOLK BITCH TRIO NOW WOULD BE A GOOD TIME

★★★

Heide, Jeanie und Gracie fanden einander an der Highschool

in Melbourne/Australien und formierten sich zum Folk-Trio aufgrund gemeinsamer musikalischer Vorlieben und „a shared sense of humour“. Nur in Sachen Pronomen sind sie uneins: Während sich Gracie und Jeanie noch mit she/her identifizieren, firmiert Heide als they/them. Whatever that means. Ihre Songs haben oft einen neurotischen Dreh und evozierten dann die Roches. (JAGJAGUWAR)



THE CHORDS UK TWO WEEKS IN HEAVEN

★★★★

In den euphorischen Zeiten des Modpop-Revivals, in den späten Seventies und frühen Eighties mithin, hatten The Chords nur The Jam vor sich, knapp. Rund 45 Jahre danach hätte das

Revival vom Revival leicht peinlich ausfallen können, zumal Chris Pope noch immer Mastermind der Band ist, entsprechend ältlich mittlerweile. Aber „Two Weeks In Heaven“ begeistert, indem der Song detailliert, mit Schmackes und nicht ohne Selbstironie jene himmlischen Urlaubsfreuden an britischen Küsten hochleben lässt, von denen ein Leben lang zehrt, wer dabei sein durfte: Who needs the Med indeed. Toskana? Frühestens mit 64! 7-inch. (HEAVY SOUL)



THE MOLOTOVS RHYTHM OF YOURSELF

★★★

Das Duo aus London, bestehend aus Issey und Mathew Cartlidge, fühlt sich im Spannungsfeld zwischen Modpop und Punk heimisch. Da ihre Anfänge in die Zeit des Lockdowns fielen, machten sie erste öffentliche Gehversuche an Straßencken bei Wind und Wetter, inzwischen treten sie behaust auf, etwa im Vorprogramm der Libertines. Die dritte Molotovs-Single, wieder auf 7-inch, ist eine Ode an Individualität und unbedingte Stiltreue. (MARSHALL) ®

**STEINER & MADLAINA****Nah dran**

Reife Leistung der nachdenklichen Schweizerinnen
GLITTERHOUSE

Nora Steiner und Madlaina Pollina feiern mit ihrem vierten Studioalbum eine Art Karrierejubiläum. Seit zehn Jahren sind die beiden Um-die-30-Jährigen aus Zürich nun dabei. Sie haben in dieser Zeit das praktiziert, was alte Rocker einst „sich den Arsch abspielen“ nannten. Von den kleinsten Clubs bis in mittelformatige Hallen sind sie stets auf Achse geblieben. Dabei bleiben S&M vergleichsweise „resilient“, was die Untiefen des Rock-business anbetrifft.

In diesem Parforceritt sind die wechselseitig singenden und musizierenden Musikerinnen auch im Studio kontinuierlich aktiv geblieben und haben sich innerhalb ihrer Band und auch in Sonderprojekten weiterentwickelt. Ihre Affinität zu italienischem Liedgut verlieh dem Ganzen ein zusätzliches Aroma. Das zeigt sich etwa im Mundart-Folk-Track „Hend mir nur wele glücklich si?“, der eine reife Gitarrenkomposition darstellt, die sich zu einem barocken Chorus hochschraubt. Waren sie ihren Anfangsjahren gern mal stürmisch, loten sie nun verstärkt Leonard-Cohen-Momente aus.

Lieder wie „Leon“ oder das streicherunterstützte „Mama, ich bin ein reicher Mann“ künden von ihrem Händchen für komplexe Kompositionen, ohne dabei beflissen zu wirken. Letzterer Song hat die bemerkenswerten Textzeilen: „Born, gelegt, noch ist nicht alles gesagt/ Und doch ist das, was bleibt: Wir haben versagt.“ Kunstvoll verrätselt und dabei auch weise. Auch als Lyrikerinnen machen sie bella figura.

Insgesamt hat „Nah dran“ keine wohlfeilen Antworten auf der Pfanne. Es stellt Fragen in einer Welt, die knallige Weisheiten raushaut. Ein Plädioyer für das Aushalten von Ambivalenz. Haltung ohne Eindeutigkeitsgepolter. Ansonsten Pop, Rock, Jazz und orchestrale Einheiten – mit Streichern, Kinderchor und Klavier. RALF NIEMCZYK

**MAVIS STAPLES****Sad And Beautiful World**

Eine Messe voller Liebe und Widerstandsgeist
ANTI

In Zeiten, in denen Chicago im Zentrum neofaschistischer Drohungen steht, wirkt die Stimme der 86-jährigen US-Ikone aus der Windy City wie ein Fixstern in einem von bösen Mächten entfachten Höllensturm. The Gospel according to Mavis Staples wird diesmal begleitet von Produzent Brad Cook und einigen Kolleg:innen, darunter Bonnie Raitt, Jeff Tweedy, Derek Trucks und Justin Vernon. Von Kevin Morbys „Beautiful Strangers“ über die Sparklehorse-Ballade, die der Platte ihren Titel gibt, bis zum Eddie-Hinton-Klassiker „Everybody Needs Love“ ist das noch einmal eine erhebende Messe, die die Kraft der Liebe und des Widerstands feiert. MAX GÖSCHE

**GEESE****Getting Killed**

Fragmentierter Post-Punk der New Yorker Durchstarter
PIAS

Hurra, die Welt geht unter! Die Indie-Querköpfe von Geese ließen sich für ihren ruppigen Art-Punk schon immer von Apokalyptischem inspirieren. Auf ihrem dritten Album manifestiert sich das in wutdurchtränktem Chaos. In „Bow Down“ schrubbt eine schludrige Gitarre zu Cameron Winters nöldem Sprechgesang, als sänge Mick Jagger bei The Fall. „Au Pays du Cocaine“ ist ein spleeniger Soundtrack fürs Fegefeuer, „100 Horses“ galoppiert mit hektischer Percussion und hämmern dem Klavier los und proklamiert: „There is only dance music in times of war.“ Zum mindesten Geese zum Tanz bitten. FABIAN BROICHER

**ED SHEERAN****Play**

Folkpop-Festival der kulturellen Aneignung
WARNER

Eben noch hat Ed Sheeran intime Bekenntnisse in Folkharmonien, Pop-Melodien und Loops verpackt („I have cried tears at my brother’s grave/ I have shaken hands with my wife’s surgeon“). Gerade noch hat er mit Kopfstimme davon gesungen, dass man sich manchmal Zeit zum Weinen nehmen muss, da verwandelt sich „Opening“ in einen elektrifizierten HipHop-Track: Die Botschaft von Song und Album: Alles ist möglich, alles kann passieren, das Leben beginnt genau jetzt.

„Play“ ist Sheerans Versuch, sich selbst als unberechenbar zu inszenieren, aus Routinen auszubrechen. Dafür reist er weit herum, verpasst seinen Songs einen Weltmusik-Vibe, flirtet bei „Sapphire“ unterstützt vom indischen Musiker Arijit Singh mit dem Punjabi-Pop, verziert mit Ilya Salmanzadehs Hilfe „Azizam“ mit Motiven der persischen Musikfolklore – und kommt am Ende doch immer wieder bei sich selbst an. Denn tatsächlich schafft es Sheeran nicht wirklich, zwischen den orientalischen Schnörkeln in „Don’t Look Down“, der Worldbeat-Deko des Dance-tracks „Symmetry“ oder der Polyrythmik von „Heaven“ zu jemand anderem zu werden.

Und das ist auch gut so. Die Songs, in denen Sheeran ganz bei sich selbst ist und sich nicht der kulturellen Aneignung verdächtig macht, beeindrucken nachhaltiger: der die Tücken der Nostalgie offenbarenden Folksong „Old Phone“, der romantische Walzer „Slowly“, dastrotzige Soulpop-Anti-Liebeslied „A Little More“. Und für einen, der behauptet, dass alles möglich ist, alles passieren kann, träumt Sheeran auf „Play“ erstaunlich oft von Ewigkeit, etwa wenn er seiner Frau das Verweile-doch-du-bist-so-schön-Epos „Camera“ und das intime „For Always“ widmet und im herrlich schnulzigen „The Vow“ die Rock’n’Roll-Ballade zur Hymne auf die Beständigkeit macht. GUNTHER REINHARDT

**JENS AUSDERWÄSCHE****Hier**

Lob der Schrulligkeit: Lo-Fi-Lieder aus Chemnitz
RÖ13

Die Songschreiberin Jenny Kretzschmar, die in Chemnitz das Label RÖ13 Records betreibt und in etlichen Bands mit Namen wie Baumarkt und Superbusen spielt, hat kürzlich in einem Interview mit der „taz“ die Schrulligkeit zum Wesenskern ihrer Kunst erklärt, also den exzentrischen, nichtrationalen, unregierbaren Eigensinn, den uns Institutionen und Algorithmen abzutrainieren versuchen.

„Hier“ ist ihr zweites Album unter dem Pseudonym Jens Ausderwäsche. Es tönt im guten alten Lo-Fi-Sound, wir hören elektrische und (vor allem) akustische Gitarren, aber auch Quetschkommode und, äh, Quietscheentchen. Man könnte das Anti-Folk nennen, in der weiten Tradition von den Holy Modal Rounders bis zu den Moldy Peaches, auch klassische Liedermacherinnen wie Bettina Wegner oder die Sloganhaftekeit der frühen Tocos sind nicht so weit entfernt.

Aber diese Namen können nur Annäherungen sein an diese Kunst, die ihre Poesie, ihren Witz, ihre Widerständigkeit und ihre Schönheit aus dem Begehr zieht, die Umstände hinter sich zu lassen, auszubrechen. „In einer Matrix verbaut/ Daheim in fremden Grenzen“, begegnen wir der Protagonistin von „Konzentration“, dem von einer Element-Of-Crime-hatten Gitarre verzierten, todtraurigen Höhepunkt dieses idiosynkratischen Albums. „Wieder aus dem Nest gefallen/ Niemals ernsten, niemals säen/ Das letzte Male muss ich vertagen/ Für mich selbst und meinen tiefsten inneren Kern einzustehen“, singt Kretzschmar dagegen im Titelsong, und die Syntax verrät schon, dass da jemand auch mit der Sprache auf Kriegsfuß steht, sie sprengen möchte. Mit betörender Schief- und Schräglage zeigt „Hier“, dass unsere Wirklichkeit viel zu gerade ist. MAIK BRÜGGEMEYER

**OF MONSTERS AND MEN****All Is Love And Pain
In The Mouse Parade**

Die Isländer sind mit einem großen kleinen Werk zurück

VIRGIN LABEL SERVICE

Das letzte Album von Of Monsters And Men klang, als würde sich die Band ins Private zurückziehen. Dann sechs Jahre Pause. Aber auch dieses neue Album ist eines des Rückzugs – in den intimen Kreis der Band, in die Heimat Island, in die kleinen Wahrheiten nach dem Rausch einer Weltkarriere, die dank eines einzigen Liedes gelang. Die Musik ist gewohnt groß, aber auch leiser. Etwa beim sehr guten „The Actor“ und dem anrührenden „Fruit Bat“. Der Höhepunkt ist das Titellied, eine Feier des schönen, tragischen Lebens. Immer noch leuchtet diese Musik im Dunkeln, aber niedlich sind sie längst nicht mehr. **JÖRN SCHLÜTER**

**MARIAH CAREY****Here For It All**

Pop-Dance-Soul für alle von der Fünf-Oktaven-Meisterin

GAMMA/VYDIA

Das geht runter wie Öl. Sieben Jahre nach ihrem letzten Album will es die Königin des Weihnachts-Pop noch einmal wissen. Bereits die Singles „Type Dangerous“ und „Sugar Sweet“ (feat. Shenseea & Kehlani) als R&B-Hymne zwischen Pop und Dancehall sollten zeigen, dass sie auch mit Mitte fünfzig noch locker in der Soundmoderne mithalten kann. Die elf Tracks ihres Quasi-Comebacks wirken wie eine opulente, bunte Mischung ihres bisherigen Œuvres – von Harmonie-Pop über Gospel bis HipHop. Carey hat als Superprofi und Geschäftsfrau mit produziert. Perfekte Sache, aber natürlich mit bekannt „künstlicher“ Note. **RALF NIEMCZYK**



CHRISSE HYNDE

PAARTÄNZE**Mal frech gegückt, mal abgekaut:
Duette mit der großen Pretenderin****Von JÖRG FEYER**

Vor vierzig Jahren schunkelte Chrissie Hynde „I Got You Babe“ mit UB40-Sänger Ali Campbell noch mal off-beat in die Charts. Auf Alblänge sind Duette ein anderer, hier interessanter Fall. Weil Hynde als Sängerin auch von einer Aura der Unberührbarkeit lebt. Um dann diesen 13-Stücke-Reigen gleich mal mit der auf andere Art und Weise unberührbaren k.d. lang zu eröffnen. Hallelujah?

Sie geben „Me And Mrs. Jones“, den famosen Philly-Soul-Schleicher von Billy Paul, der 1972 seine Affäre nur beichten konnte. Hynde und lang holen sie als queere Liaison direkt zwischen sich, „every day at the same café“,

mit richtig verteilten Rollen. Die Kanadierin schmachtet und schmachtet, derweil es nur Hynde als Mrs. Jones sein kann, die sich zwar starke Gefühle eingesteht, aber „we gotta be extra careful“ mahnt. So eine Ouvertüre kann man sich nur trauen, wenn noch ähnliche Klasse wartet.

Nominell trifft das zu, das Repertoire ist nicht durchweg so frech gegückt, zuweilen schon abgekaut („Can't Help Falling In Love“, „Always On My Mind“). Mit Brandon Flowers traut sich Hynde an „I'm Not In Love“, passabel, aber das 10cc-Arrangement klingt immer mit. „Sway“ hat mit Lucinda Williams nicht die Schärfe des Stones-Originals, während sie mit Cat Power in leiser Verzweiflung über Morrisseys „First Of The Gang To Die“ zusammenfindet. Fred Neils „Dolphins“ bleibt mit einem tastenden Dave Gahan so rätselhaft wie immer, doch aktuell bedrückend, „It's Only Love“ mit Julian Lennon (indeed) angenehm unverfänglich.

Der Revue-Gewinner heißt Alan Sparhawk, mit zwei Auftritten in Folge. Als Co-Autor von Lows „Try To Sleep“ (feat. Debbie Harry) und als Duett-partner im geteilten Schmerz von Cass McCombs' „County Line“. Da ist Händchenhalten im Café einfacher. **®**



**★★★
CHRISSE
HYNDE & PALS
Duets Special**

WARNER

**THE LEMONHEADS****Love Chant**Zerknautschte neue Lieder
von Evan Dando

FIRE/CARGO

Es scheppert und wackelt wieder in Evan Dandos Songs. Wem das Lemonheads-Comeback 2006 zu sehr nach Indie-Mainstream klang, der darf sich jetzt freuen. So zerknüllt-zerknautsch wie im mürrischen „In The Margin“ klang die Band seit 1989 nicht mehr. Hier hört man Juliana Hatfield singen („58 Second Song“), da spielt J Mascis ein Solo („Deep End“). Und während Dando zu Hause in Brasilien seine Autobiografie schrieb, blieb ihm offenbar noch genug Zeit, sich so tolle Songs wie „Togetherness Is All I'm After“ auszudenken, bei dem Teenage Fanclub auf Crazy Horse treffen – und er sich selbst zuruft: „Baby, don't blow it!“ **GUNTHER REINHARDT**

**THRIC****Horizons/West**Vielseitiger Post-Hardcore
zwischen Chaos und Konzept

EPITAPH/INDIGO

Thrice sind Meister der Dynamik. Längst sind sie dem Punk entwachsen, fusionieren donnernde Riffs mit eigensinnigen Experimenten und graziler Gefälligkeit. Die Songs auf ihrem zwölften Album oszillieren zwischen albraumhafter Zeterei („Gnash“), zwielichtiger Schwermut („Undertow“) und wuchtigen Rockern mit Schlaflied-Melodien („Albatross“). Dazu gellt Dustin Kensrue mit heiserer Stimme wie ein wütender Eddie Vedder. „Vesper Light“ greift nach der diffusen Melancholie einer Abenddämmerung, bevor es von der Nacht verschlungen wird. Zum Glück haben Thrice keine Angst im Dunkeln. **FABIAN BROICHER**

**ANNA R.**

Mut zur Liebe
Die finale Botschaft der
Rosenstolz-Sängerin
ARIOLA

Das posthume Album der im März 2025 verstorbenen Sängerin Andrea Neuenhofen alias AnNa R. Nach ihrer zweiten Band Gleis 8 und dem Erfolg ihres Solodebüt, „König:in“ (2023), wollte sie zurück auf die Bühne. Für die Fans verkörperte AnNa R. das Erbe von Rosenstolz. Eine fast ausverkaufte Tour, die sich bis in den Spätsommer 2024 zog. Dabei erwachte der Sportsgeist von AnNa: Neue Gedanken und der Zustand der Welt verlangten nach neuer Musik. Gemeinsam mit Kumpel-Komponist Manne Uhlig entstanden zehn neue Songs. Das Ziel: Es sollten ihre stärksten Songs ever werden.

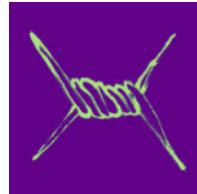
Heraus kam Gefühlskino, in dem auch getanzt werden darf. Rosenstolz 3.0, wenn man so will. Allerdings schon eher ein Aufguss. Sie postuliert Courage und Furchtlosigkeit, spendet Trost. Besonders in den stillen Passagen, wie in der Ballade „Wer weiß wer weiß“. Lieder für die Ewigkeit. Eine Konzertreise im Herbst war bereits geplant. Doch dazu kam es nicht mehr. **RALF NIEMCZYK**

**THE DEARS**

Life Is Beautiful! Life Is Beautiful! Life Is Beautiful!
Existenzialistischer Pop und Post-Punk aus Montreal
NEXT DOOR

Einmal nannten The Dears eine EP „Orchestral Pop Noir Romantique“ und fanden so eine Beschreibung für ihr gesamtes Werk. Auf ihrem neunten Album ist wie immer ein tragisches Gefühl – die Kanadier stemmen sich gegen die Unbill der Welt. Doch der Ton ist hoffnungsvoller als sonst. Songwriter Murray Lightburn sagt, er habe eine unterstützende, positive Platte machen wollen, und so ist der Albumtitel eine Aufforderung, die Schönheiten des Lebens zu feiern, trotz allem. Auch die Familie feiert er – im Kern bestehen The Dears aus ihm und seiner Ehefrau/Keyboarderin Natalia Yanchak.

Die Musik dazu ist der hier angestammte Post-Punk, Art-Pop und New Wave, die Haltung die des Existenzialisten – öfters wird die Band mit den Smiths verglichen, manchmal auch mit Serge Gainsbourg. Hinzu kommt Northern Soul mit feierlichen Bläser-sätzen. Eine zerkratzte Zuversicht ist in diesen Liedern. Gute Gründe, dankbar zu sein. **JÖRN SCHLÜTER**

**BETTEROV**

Große Kunst
Goethe, Fäuste,
Grenzerfahrungen
UNIVERSAL

Gefühlslagen wahrnehmen, Kleinigkeiten blicken, Sprache nutzen: diese Fähigkeiten sind Betterov nicht abhandengekommen. Wie auf seinem Debüt von 2022 ist da Geistreiches („Du interessierst dich doch für Goethe, hier kommt meine Faust“), flankiert von oft elanvollem Indie-Pop und New Wave.

Diesmal geht er über seine Zeit hinaus: In „17. Juli 1989“ und „18. Juli 1989“ verarbeitet er ein Geschehen, das sich Jahre vor seiner Geburt ereignet – in jenem Dorf in Thüringen, in dem er später aufwachsen wird. Ein Mann wagt die Flucht aus der DDR, tags darauf spürt eine Frau die Folgen. Da glückt ganz viel, denn das werden seine Eltern. Aber natürlich wirken sich solche Familienerfahrungen, eher: Regime-Erfahrungen, auf Lebenswege und Selbstverständnis, auch der Nachfolgenden, aus. Ganz so wie die zwei Stücke alle drum herum beschatten. Es ist Manuel Bittorfs zweites Album, damit schreibt er Geschichte. **DORTHE HANSEN**

**KADAVAR**

Kids Abandoning Destiny Among Vanity And Ruin
Die Berliner Kult-Metaller mit dem zweiten Album 2025
CLOUDS HILL

Eine Band auf der Suche nach Bedeutung: Zuletzt hatten Kadavar in einer tiefen Sinnkrise gesteckt, überwunden haben sie sie mit einer künstlerischen Neuerfindung. Das Trio verpflichtete den Gitarristen und Soundtüftler Jascha Kreft, spielte mit ihm das kaleidoskopisch schillernde „I Just Want To Be A Sound“ ein.

Auf dem kryptisch betitelten Nachfolger frönen Kadavar wieder der fuzzigen Finsternis, die sie einst auszeichnete. Es wird geriffelt, gejammt und gerockt, spröde Gitarren vereinen sich mit stoischen Drums zu tonnenschwerem Rock. Da gibt es den Haudrauf-Boogie „Heartache“ und das scheppernde „You Me Apocalypse“, ein Liebeslied mit Weltuntergangsflair. Dazu leiert Lupus’ grelle Stimme, oszilliert zwischen Ozzy und Lennon. Retro mit Anspruch. Und dann wäre da noch der kryptische Albumtitel zu klären. Kürzt man ihn ab, erhält man „KADAVAR“. Das Bedeutsame liegt eben oft ganz nahe. **FABIAN BROICHER**

Stille Nacht?

Nicht im Kopf.

Das brand eins Weihnachtsabo zum Verschenken: 6 oder 12 Monate kluge Gedanken, garantiert anregender als Last Christmas.



Jetzt bestellen!



b1.de/weihnachten

Birgit Fuß fragt sich durch

EGOZENTRISCH WIE EIN SÄNGER

Von der Poesie eines hoch-musikalischen Kobolds: Wie schafft es der Pumuckl immer wieder, auch Erwachsene zu verzaubern?

Poeten kommen im ROLLING STONE ja häufiger vor. Jetzt soll es allerdings nicht um Bob Dylan oder Patti Smith, Bruce Springsteen oder Michael Stipe gehen. Der erste Poet, der mich nachhaltig beeinflusst hat, war nämlich ein ganz anderer: der Pumuckl. Wenn der Kobold, der jahrelang in einer Münchner Werkstatt herumgeisterte, seine schiefen Gedichte vortrug, war das in meinen Ohren die schönste Musik: die pure Freude am Reimen und Singen, und ja, im Grunde daran, am Leben zu sein. Ist das nicht ein Sinn von Kunst? Die Hörspiele waren der beste Einschlaf-Sound, lange bevor die Serie 1982 ins Fernsehen kam. Aber spätestens dann war die Stimme vom Pumuckl nie mehr aus dem Gehirn zu kriegen – von wie vielen Sängern kann man das schon behaupten? (Ein, zwei Dutzend vielleicht.) „Hurra, hurra, der Kobold mit dem roten Haar! Hurra, hurra, der Pumuckl ist da!“ Er war so was von da, und wenn es ein Synonym für Heiterkeit gibt, dann ja wohl ihn. Gegen ihn war selbst Pippi Langstrumpf eine Melancholikerin.

Vor einer Weile ist der Pumuckl auferstanden, erst in einer RTL+-Serie, ab 30. Oktober auch im Kino: In „Pumuckl und das große Missverständnis“ dichtet sich der kleine Kerl wieder um Kopf und Kragen, er treibt reichlich Schabernack und wickelt seinen Meister am Ende doch wieder um den Finger. Maximilian Schafroth krächzt den Pumuckl, doch man hört immer noch Hans Clarin, die KI macht's möglich – endlich mal eine sinnvolle Anwendung. Und Florian Brückner ist als Gustl Bayhammers ebenfalls schreiender Neffe, als neuer Meister Eder also, sympathisch und dabei verschroben genug.

Regisseur Marcus H. Rosenmüller hat die Poesie vom Pumuckl verstanden und seinen anarchischen Geist eingefangen, ebenso seinen Hang zur Sentimentalität. Der Pumuckl ist eigentlich eine perfekte Pop-Figur, denn

„Da bin ich jetzt
allein zu Haus/
Der Mond schaut
wie ein Knödel
aus ...“



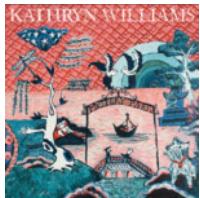
hinter dem flamboyanten Äußeren steckt ein großes Herz, und nur deshalb darf er sich so viel erlauben. Es kann kein Zufall sein, dass Ed Sheeran ihm so ähnlich sieht. Auch ist der Pumuckl wie viele Musiker niemals erwachsen geworden – mit allen Vor- und Nachteilen. Seine Egozentrik kann nervtötend sein, seine Arglosigkeit bestechend – er kann nie etwas für nix, so kommt er mit allem durch.

Am schönsten wurde diese Mischung aus Abenteuerlust und Liebeswürdigkeit in der alten Folge mit dem Spanferkel-Essen umgesetzt. Da trottet der Kobold irgendwann nach Hause, weil er seinen Meister Eder nicht noch mehr verärgern will. Rausfliegen möchte er schließlich nicht, dafür hat er es zu gemütlich. Er sitzt in seiner Schiffschaukel und dichtet: „Da bin ich jetzt allein zu Haus/ Der Mond schaut wie ein Knödel aus/ Und wär er nicht am Himmel droben/ Ich stupste ihn, er läg am Boden/ Ich stupse alles, groß und klein/ Die Ster-

ne und das Späneschwein/ Die Schüsseln, Teller und die Wolken/ Und alles müsste mir dann folgen/ Doch so folg ich jetzt hier im Stillen/ Dem Eder um der Freundschaft willen/ Bestimmt seh ich jetzt dann im Traum/ Einen riesengroßen Knödelbaum.“

Abgesehen von Hermann Hesses „Im Nebel“ und Robert Frosts „Stopping By Woods On A Snowy Evening“ bis heute das einzige Gedicht, das ich je auswendig konnte. (Bei „The Road Not Taken“ stolpere ich immer in der dritten Strophe.) Die Pumuckl-Gedichte kann man mitsingen, deshalb sind sie so leicht zu merken wie Songtexte.

Wie viele Songtexte wir alle, die wir Musik lieben, wohl im Gehirn gespeichert haben? Kein Wunder, dass für Alltägliches oft nicht mehr so viele Kapazitäten da sind. Wenn Euch mal alles zu viel wird – guckt doch den Pumuckl an. Mir haben die Kinder im Kino bereitwillig Platz gemacht. Knödelgedichtkenner verstehen sich. ☺


KATHRYN WILLIAMS

Mystery Park

Folksongs für Menschen mit Geheimnissen

V2

Mit einem selbst gemalten Artwork, Gedanken über den Kampf ihres Vaters mit Demenz und Liebesbotschaften an ihre Söhne ist dies gewiss die persönlichste Songsammlung der Britin, die zur Jahrtausendwende mit „Little Black Numbers“ ein Folk-Revival auf der Insel auslöste. „Mystery Park“ trägt seine gedankliche Tiefe vorsichtig und introspektiv vor. „Tender“ erzählt eindringlich, wie es ist, die Welt hypersensitiv wahrzunehmen. Paul Weller („Gossamer Wings“) und Beth Nielsen Chapman („Move Me“) unterstützen, aber Williams trägt mit sanfter Stimme die universellen Themen auch ganz allein. **MARC VETTER**


NAKED LUNCH

Lights (And A Slight Taste Of Death)

Vollendet gefügte Songs voll emotionaler Wahrheit

TAPETE

Alles Große und Echte der Menschen in einer Nusschale. Der Mut vor der Herausforderung, das Hoffnungsvolle und Tröstende und die Zärtlichkeit angesichts des Unabwendbaren. Der Band aus Klagenfurt ist nach zwölf Jahren Pause erneut Epochales geglückt. Die 14 Tracks sind wie ein Kondensat des Endgültigen. Sie schweben, krachen, schillern, wechseln die Tonalität, erzählen von Licht und Angst – und der letzten Umarmung, „Come Into My Arms“. Elektronik und Emotionalität, vollendet gefügte Songs. Und Oliver Welter singt das mit dem Besten der Farben von Yorke, Gabriel oder Everett. **RÜDIGER KNOPF**


SOULWAX

All Systems Are Lying

Die Dewaele rocken noch immer den Dancefloor

DEEWEE/BECAUSE

Manchmal mag man sich ja nicht entscheiden zwischen einer hart rockenden Band und den technischen Zaubereien eines gut aufgelegten DJs. Die Brüder David und Stephen Dewaele stehen für beides. In den 90er-Jahren starteten sie Soulwax als Lollapalooza-kompatible Rockband, mit offenem Ohr für die radikalen Neuerungen in der Techno- und Clubmusik-Szene. Als 2manydjs brachten die Belgier Anfang der Nullerjahre weitere unterschiedliche Genres zusammen: Salt 'n' Pepa rapperten „Push It“ zum Garagen-Sound der Stooges; Dolly Parton traf auf Röyksopp. Solche Mash-ups stießen damals heftige Debatten über das Urheberrecht an und alarmierten die Plattenindustrie. Doch eigentlich war es ein großer Spaß und ein Spiel mit den damals noch vorhandenen tiefen Gräben zwischen den unterschiedlichen Hoheitsgebieten des Pop. Gräben, die es heute kaum noch gibt.

„All Systems Are Lying“ fehlt deshalb ein wenig die subversive Dringlichkeit. Tracks wie „Run Free“ klingen trotzdem immer noch unglaublich fett und satt produziert. „I wanna run free with the music“, singt Stephen Dewaele so eindringlich sanft wie Bernard Sumner, während sein Bruder die Klangmaschinen triggert, kitzelt und lustvoll zum Äußersten treibt. Oft sind es die avancierten „Störgeräusche“, die hier den besten Eindruck machen. Das gibt dem Album etwas Technisches, aber Brillantes – und reizt dazu, den Sound der eigenen Anlage auszutesten. Manchmal ist es allerdings ein bisschen zu viel des Guten, und man wünscht sich mehr Songwriting, etwa beim heftig ballernden Titeltrack. „Polaris“ balanciert melodischen Gesang und Block Rockin' Beats deutlich besser aus. Vermutlich ist ein gut bestückter Club – oder gar ein Festival – immer noch die beste Art, Soulwax zu erleben. **JÜRGEN ZIEMER**

RollingStone

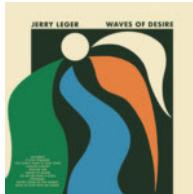
GERMANY

DON'T MISS IT!

Letzte Ausgabe verpasst?
Kein Problem!
Hol sie dir in unserem
Online-Shop.



Jetzt bestellen:
rollingstone.de/shop

**JERRY LEGER****Waves Of Desire**

Großartiger, an die Sixties angelehnter Power-Pop

DEVILDUCK

Zwanzig Jahre nach seiner ersten Veröffentlichung kommt der Kanadier mit einem Album vorbei, das vor Spielfreude nur so strotzt und dennoch eine von einem Star-Steinmetz gemeißelte Souveränität ausstrahlt. „Pure Pop“, so bezeichnet er es in Anlehnung an Nick Lowe, der hier natürlich auch am Wegesrand steht, aber Jerry greift tief in die Sixties-Kiste. Neben den Beatles hüpfen da die Drifters und die Zombies heraus. Die Everly Brothers treffen Turin Brakes bei einem Americana-Lehrgang. Jerry Leger hat seine Liebe zum Detail noch einmal intensiviert, während sich Orgel und Klavier Schönheitswettbewerbe liefern. Und alles selbst produziert. **FRANK LÄHNEMANN**

**THE BESNARD LAKES****Are The Ghost Nation**

Direktestes (und bestes) Album der Kanadier

FULL TIME HOBBY

Manchmal helfen auch unaufrichtige Gefühle weiter. Ein wenig Optimismus etwa in einer krisengeplagten Welt. Mit ihrer neuen Platte erlaubt sich die konsequent genial aufspielende Band aus Montreal, ihr stets melodisches und doch gewaltiges Shoegaze-Klangfundament in bunteres Licht zu tauchen. Das mag auch eine Reaktion auf den erdenschweren Vorgänger sein, der nicht zuletzt den Tod von Jace Laseks Vater verarbeitete. Dennoch umkreisen die von dichten, aber stets großartigen Synth-Melodien umrissenen Psychedelia-Stücke (stark: „Chemin de la Baie“) auch Politisches („Battle Lines“). **MARC VETTER**

HIPHOP

Von JULIAN BRIMMERS



EARL SWEATSHIRT

EARL SWEATSHIRT LIVE LAUGH LOVE ★★★★

Earl Sweatshirt kommandiert die Sprache so wie Steph Curry den Basketball. Er stolpert, dreht Pirouetten, verhakt sich und verwandelt doch jede Zeile so mühelos, dass man vergisst, wie unfassbar schwierig diese Volten sind. Das ist nicht neu. Das hat er als Teenage-Wunderkind von Odd Future schon

gemacht. Neu ist, dass man ihn hier auf der Aufnahme spürbar grinsen hört. Derselbe MC, dessen bisher stärkste LP „I Don't Like Shit, I Don't Go Outside“ hieß, ist jetzt verheiratet und Vater. Er likt Shit und hängt auf dem Spielplatz rum. Der Titel „Live Laugh Love“, sagt er, sei immer noch eine Huldigung an seine Trolling-Tage, aber gleichzeitig als Glaubenssatz doch so wahr. In dieser neuen Verwirrung ist eines seiner besten Alben entstanden. (TAN CRESSIDA/WARNER)

PRESERVATION & GABE 'NANDEZ SORTILÈGE ★★★★

Wem bei Earl Sweatshirt etwas die Atmosphäre fehlt, der wäre mit diesem heißen Anwärter auf das Underground-Album des Jahres gut bedient. Der sträflich vernachlässigte New Yorker DJ/Producer Preservation genießt durch seine jahrelange Arbeit mit Yasiin Bey (alias Mos Def), Billy Woods und der

2024 verstorbenen Brooklyn-Ikone Ka in gewissen Kreisen einen mystischen Stellenwert. Gabe 'Nandez ist ein weltreisender MC, dessen Stimme klingt, als säße man in seinem Kehlkopf. Nie waren sein Organ und seine Struggle-Storys so eindrücklich in Szene gesetzt. Ein Album, das nach Schmutz, Schwüle und Laundromats riecht, wie New York im Regen. (MON DIEU)

SKEPTA & FRED AGAIN.. SKEPTA .. FRED ★★★

Londons Grime-Superstar Skepta und Producer-Schlaks Fred Again.. feiern sich einmal durch den Baukasten des UK-Bass-Kontinuums. Seine Vielseitigkeit betont Skepta schon im ersten Track: „They recognize me on wave and trap, they recognize me on grime and drill.“ Das ist am Ende ein bisschen das Problem. Fred Again.. zeigt, was er alles beherrscht, ohne je eigen zu klingen. Skepta bleibt elastisch und tut das Nötigste. So bleibt diese Handvoll solide gearbeiteter Tracks eine etwas substanzlose Loseblattsammlung. (SONY) ®

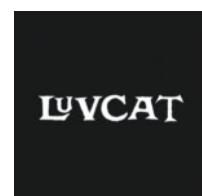
**PAULS JETS****Morgen sind wir Fantasy**

Dieser Weltschmerz ...

Das muss ein Wiener sein

STAATSAKT

Was Father John Misty und Konstantin Gropper können, kann Paul Buschnegg auch. Zum ulkigen Sequenzer von „Pompeji“ hört er dem Wind und den heulenden Sirenen zu, ruft: „Alles stürzt ein“ und erfreut sich an der Schönheit des Weltuntergangs. Nicht nur in dieser postapokalyptischen Romanze feiern Pauls Jets aus Wien das Vergängliche, Vergebliche. „Ich fall in ein Erdloch rein, und irgendwie finde ich das Fallen fein“, heißt es etwa in „Erdmaus“. „Morgen sind wir Fantasy“ ist voll zartbitterer New-Wave-Variationen, die von Menschen erzählen, die zu einem bei Joy Division und Gang Of Four geborgten Soundtrack durch die Nacht irren. **GUNTHER REINHARDT**

**LUVCAT****Vicious Delicious**

Etwas zu harmloser Dark Pop aus UK

AWAL

Wenn die Frau sich schon so nennt, möchte man sie auch ordentlich fauchen hören. Spätestens seit Luvcat mit den Libertines auf Tour war, wird um die als Sophie Morgan geborene Britin viel Gewese getrieben. Sie besitzt das Aussehen und die Stimme, um sich zum Star emporzuschwingen – leider noch nicht die Songs. Luvcat watet vornehmlich in seichtem Gewässer, und das, was wie Courtney Love klingen soll, erinnert eher an Marina Diamandis. Und zu „Mörderballaden“ und einem an Nick Cave angelehnten Cabaret reicht es auch nicht – zu viel Jonglieren mit Klischees! Den Albumtitel erfüllt sie bisher nicht. **FRANK LÄHNEMANN**

**ALICE PHOEBE LOU****Oblivion**Romantische Einladung ins
innere Universum
NETTWERK

Minimalistisch instrumentiert bringt Alice Phoebe Lou ihre Zuhörer:innen tagträumerisch zu nahen und fernen Orten. Mit Lyrics wie „You were once a sailor, sailing through my mind“ kann man sich dem Taumel hoffnungsloser Verliebtheit hingeben. Die in Berlin lebende Künstlerin mit südafrikanischen Wurzeln erschafft auf ihrem siebten Studioalbum „*Oblivion*“ ein Universum an romantischer Poesie. In Songs wie „Sailor“, „Pretender“, „You And I“ und „Old Shadows“ lädt sie freundlich dazu ein, an ihrem inneren Zauber teilzuhaben. Mit Akustikgitarre und Klavier bricht sie auf zu einer intimen Reise durch folkig-jazzigen Dream-Pop. SWANTJE KUBILLUS

**SIGRID****There's Always More
That I Could Say**
Vom berauschenen Ver-
liebtsein zum Herzschmerz
UNIVERSAL

Mit ihren ersten beiden Alben hat sich die norwegische Sängerin Sigrid längst einen festen Platz in der Popwelt erobert. „*There's Always More That I Could Say*“ hält das hohe Niveau locker. Energiegeladene Pophymnen, bei denen zwi-schendurch – wie etwa in „Have You Heard This Song Before“ – ihre innere Rockgöre aufblitzt. Als Kontrastprogramm gibt es eine Ballade, die den Titel der Platte trägt: Die Künstlerin tauscht im Chorus ein Wort, und aus dem „ich“ wird ein „du“ – guter Twist! Das Album erzählt die Geschichte von der berauschenen Euphorie des Verliebtseins bis hin zum bitteren Herzschmerz. MIA MÖDLHAMMER

**THE BARR BROTHERS****Let It Hiss**
Roots-Musik und Seventies-
Pop aus Kanada
SECRET CITY

Andrew und Brad Barr stellen sich mit ihrem ersten Album seit acht Jahren sich selbst – offenbar war es nicht sicher, ob es weitergehen würde mit ihrer Band. Die Musik dazu ist der meditative Western, den man kennt. Aber häufiger als sonst finden die Brüder Popmelodien, etwa beim sachte marschierenden „Take It From Me“, das zwischen John Lennon und Supertramp aufgestellt ist. Der Titelsong ist Folk-Funk, „Run Right Into It“ evoziert The War On Drugs. Die Barrs haben auf „*Let It Hiss*“ eine sanfte Vorsicht in ihrer Musik, man spürt die Behutsamkeit miteinander. Aber diese spannenden Gitarren! Diese Sounds! Diese Fantasie! Alles da. JÖRN SCHLÜTER

**JOSIENNE CLARKE****Far From Nowhere**
Ehrlicher Folk
aus den Highlands
CORDUROY PUNK

In einer abgelegenen Hütte in den schottischen Highlands nahm Josienne Clarke ihr neues Album bewusst analog auf – ohne digitale Glätte, mit Bandauschen, Atemzügen und schnarrenden Saiten. So entsteht eine Rohheit, die Intimität statt Perfektion sucht. Reduziert auf Stimme und Gitarre, wirken die Songs wie leise Bekenntnisse. „We're Never Coming Back“ bringt Trost, „What Do I Do“ fragt nach der Richtung. Stücke, die zwischen leiser Umarmung und innerer Unruhe changieren. Clarke singt über Identität, Erinnerung und Bedauern – ehrlicher Folk, der aus Rückzug Kraft gewinnt und darin Nähe entfaltet. Zerbrechlich, warm, absolut menschlich. LISA LÜTTICKE

Rolling Stone

GERMANY

TO GO!

Alle News
immer dabei



ROLLING STONE JETZT AUCH
AUF WHATSAPP, INSTAGRAM
UND FACEBOOK FOLGEN



JETZT
KOSTENFREI UNSERE
**Social
Channels**
ABONNIEREN

**DEAF HAVANA****We're Never Getting Out**

Der Emo-Pop der Briten bekommt einen Farbanstrich
IRON SIGHTS

Das passiert schon mal: Mit sechs Alben unterwegs, und trotzdem kommt man erst danach bei sich selbst an. So geschehen bei James Veck-Gilodi, der mit Deaf Havana hilflos im Hamsterrad zappelte. Nun lernte er erstmals, mit einem Partner Songs zu schreiben, den er in George Glew fand. Zusammen verpassten sie der taumelnden Band jede Menge Pop-Sensibilität. Herausgekommen ist eine rührige Mischung aus Bastille, Ed Sheeran und The 1975 mit einem Rucksack voll Emo-Theatralik. Wenn sie, wie in „Frida, 1939“ und dem Titeltrack, den Schmalz-Faktor noch etwas minimieren können, explodieren auch die Streaming-Zahlen.

FRANK LÄHNEMANN

**ST. PAUL & THE BROKEN BONES****St. Paul & The Broken Bones**

Das Soul-Oktett aus Alabama fällt schön aus der Zeit
OASIS PIZZA/THIRTY TIGERS

Das sechste Album mit der Einladung zu „Sushi And Coca-Cola“ zu beginnen ist insofern konsequent, als das Soul-Oktett aus Alabama nicht nur kulinarisch ohne Schnickschnack agiert. Ob der Boardwalk-Vibe unterm „Fall Moon“, das angezerrte „Ooo-Wee“ oder die Philly-Schlagseite von „Stars Above“: originell muss diese Musik nicht sein, weil sie über zeitlose Codes funktioniert. Sänger Paul Janeway hätte auch 1973 schon bella figura gemacht. Ein anderer Drink als das Zuckerwasser würde die Offerte noch unwiderstehlicher machen. JÖRG FEYER

**ALCHEMIE**

Endlich wieder ein großes Album – 13 Jahre nach Tim Smiths Ausstieg

Von JÖRN SCHLÜTER

Es ergibt wenig Sinn, Midlake immer wieder über die Abwesenheit von Tim Smith zu deuten – der Sänger und Songschreiber hat die Band schon vor 13 Jahren verlassen. Aber man tut es doch, weil Smith die entscheidenden Songs dieses Œuvres schrieb und weil seine Präsenz die Musik der Texaner bestimmte. Er war der Zauberer von Midlake.

Trotzdem schließt dieses sechste Album – das dritte seit Smiths Ausstieg 2012 – die Emanzipation endgültig ab. In den von Sam Evian (Big Thief, Cass McCombs) produzierten Liedern liegt eine emotionale Selbstverständlichkeit, die größer ist als auf den vorigen zwei Werken minus Smith. Es sind ja nicht die Kompositio-

nen allein, die einem Album Strahlkraft geben, und nicht nur der Sound. Vielmehr sucht man ein durchgehendes Gefühl, eine Haltung, eine Inspiration – eben eine Präsenz, die durch die Akkorde und Melodien dringt. Gleich beim Auf-takt ist sie spürbar: „Days Gone By“ hat eine der hier typischen waidwunden, vielseitig gesungenen Melodien, dazu zirpen zwölfsaitige Gitarren. Eine Querflöte taucht das Playback in ein sanftes Seventies-Psychfolk-Gefühl. Die erste Single, „The Ghouls“, knüpft ein bisschen an das Lied „Roscoe“ an, das die Texaner 2006 zu einer Riesenband machte. Dieses Arrangement aus Piano, analogen Synths und einem trockenen Rock-Drive ist die Midlake-Alchemie. „Eyes Full Of Animal“ hat die pastorale Schönheit von America. Bei dem sphärischen, an Pentangle erinnernden Prog-Folk „Guardians“ singt Eric Pulido (seit Smiths Weggang der Sänger der Band) mit Madison Cunningham ein ungewöhnliches (und schönes) Duett. Das verzerrte „The Calling“ ist ein Midlake-Standard wie einst „Head Home“ vom großartigen Album „The Trials Of Van Occupanther“ (2006). Der Titeltrack evoziert Alan Parsons Project – auch das ist typisch. A bridge to here. Ⓛ

**MIDLAKE**
A Bridge To Far

BELLA UNION

**FLOCK OF DIMES**

The Life You Save
Musik, in der Zartheit zur Stärke wird
SUB POP/CARGO

Flock Of Dimes ist das Soloprojekt der Musikerin Jenn Wasner, die man als eine Hälfte des Duos Wye Oak kennt. Mit „The Life You Save“ legt sie ihr drittes Soloalbum vor – eine sanfte Umarmung, ein musikalisches „Alles wird gut“. Kein Wunder also, dass Bon Iver sie als Gast auf sein jüngstes Album „Sable, Fable“ einlud. Wasner singt beinahe feenhaft, stellenweise erinnert sie in bisschen an Florence + The Machine. Aufgenommen wurde „The Life You Save“ in Los Angeles, gemeinsam mit Adrian Olsen und Huntley Miller. Inhaltlich kreist die Platte um das Bedürfnis, andere zu retten – und den Schmerz, daran selbst zugrunde zu gehen. MIA MÖDLHAMMER

**HAAI**

Humanise
Nebelhafte Electronica der queeren Australierin
MUTE

Eigentlich ist sie inspiriert von Maschinen. Teneil Throssell alias HAAi gilt als eine der kreativsten Tüftlerinnen der modernen Electronica. Doch ihr zweites Album lechzt nach etwas Menschlichem im Wust von KI und Technologie: Auf „Humanise“ fusioniert sie schlitternde Beats und tschilpende Synthesies mit menschlichen Stimmen. Mal zerstückelt sie sie zu stotterndem Dance („Hey!“), mal lässt sie sie als wortlose Ton-Cluster umhergeistern („Rushing“). Begleitet werden sie von Sounds jenseits aller Erwartungen – als hätte HAAi jede Emotion aus ihrer Soft- und Hardware gewrungen. Ein Sieg der Menschlichkeit. FABIAN BROICHER

QUEEN

50 JAHRE A NIGHT AT THE OPERA –
DER SPRUNG AN DIE WELTSPITZE



THE LAST DINNER PARTY: DIE RETTERINNEN DES ROCK’N’ROLL KEHREN ZURÜCK

ME-HELDIN BJÖRK: GROSSE WÜRDIGUNG DER POP-VISIONÄRIN

+ TAME IMPALA, OASIS, TAYLOR SWIFT, BONEY M., FALCO U.V.M.

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen
MUSIKEXPRESS.DE/ABO

Die Nacht der Seele

Das elektrische „Nebraska“ war jahrzehntelang ein Gerücht. Nun erscheint es in einer Box mit dem ursprünglichen Album und einer Live-Version. Von Arne Willander



BRUCE SPRINGSTEEN

Das elektrische „Nebraska“ beginnt mit dem akustischen „Born In The U.S.A.“. Man hört den gespenstischen Hall des TEAC-Rekorders, mit dem Springsteen es aufgenommen hat. Aber auch in dieser frühen Fassung, zwei Jahre vor dem Album, auf dem es schließlich erschien, singt Springsteen: „I'm a cool rockin' daddy in the U.S.A.“

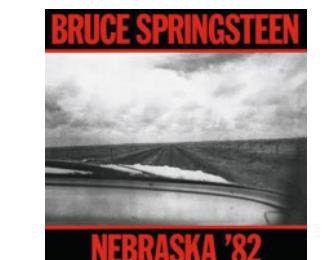
Die Platte mit den Outtakes von „Nebraska“ ist unfassbar gut. „Downbound Train“, einer der besten Songs von „Born In The U.S.A.“, ist ein raues, unheimliches Rockabilly-Stück mit Geheul. „Child Bride“ ist eine Vorstudie von „Highway Patrolman“, aus dem Sean Penn viele Jahre später einen Film machte, „Indian Runner“. Und es gibt eine fröhliche, sehnsvolle Version von „Pink Cadillac“ – B-Seite der Single von „Dancing In The Dark“ – und

die ursprüngliche Fassung von „Working On The Highway“. Mit der E Street Band wurde der Song wirkungsvoller. Aber Gott, wie fantastisch ist Springsteens Solo-Vortrag mit akustischer Gitarre und Mundharmonika! Es war alles schon da. Und vielleicht hätten Jon Landau und Steven Van Zandt an „Born In The U.S.A.“ nicht so viel arbei-

ten sollen. Die Vision des Künstlers war größer als jede Produktion.

Bruce Springsteen schreibt in seiner Autobiografie, dass er sich „Nebraska“ als einen Film noir, als ein leises Pfeifen in der Nacht vorgestellt hat. Viele Jahre wollte er sich nicht daran erinnern, dass es elektrische Versionen der Songs gab. Aber Max Weinberg hat sich daran erinnert. Die Legende will es, dass Andy Greene, Redakteur beim ROLLING STONE in New York, nach einem Interview zu „Tracks II“, im Auto (wo sonst!) eine Sprachnachricht erhielt. „Hier ist Bruce Springsteen. Ich habe im Archiv nachgesehen. Es gibt wirklich elektrische Songs von „Nebraska“.“ Springsteen wollte nie mehr an diesen Ort gehen. Aber da nun der Film „Deliver Me From Nowhere“ über die Zeit von „Nebraska“ gemacht wurde, ging er doch dorthin.

ELEKTRISIERT
Die Versionen mit
der E Street Band
brauchen keine
Produktion.



★★★★★
BRUCE SPRINGSTEEN
Nebraska '82: Expanded Edition
COLUMBIA/SONY

Manche sagen, dass „Nebraska“ in zu langsamer Geschwindigkeit abgemischt wurde. Die Platte schlurrt. Das Tape-Gerät mit der Kassette war in einen Bach gefallen, so erzählt es Springsteen. Es ist ein abenteuerliches Home Recording. Springsteen hat alles unternommen, um keine Platte wie „The River“ zu machen. Er hatte Angst vorm Fliegen.

Und wie ist das elektrische „Nebraska“? Es stimmt nicht, dass die Versionen der E Street Band nicht funktionierten, wie Springsteen später behauptete. Ja, „Downbound Train“ als Honkytonk-Stampfer ist viel schlechter als die Version von „Born In The U.S.A.“. Aber das ist nicht „Nebraska“.

Max Weinberg erinnerte sich wohl so gut an die Sessions, weil seine Arbeit bei den elektrischen Songs fantastisch war.

„Atlantic City“, einer der wunderbarsten Songs Springsteens, ist hier verschleppt und großartig gesungen. Die anderen Songs der Platte sind „Mansion On The Hill“, umwerfend mit Danny Federicis Orgel und Roy Bittans Piano, „Johnny 99“ als Bar-Boogie, das fiebrige „Open All Night“ und „Reason To Believe“. Es ist nicht das ganze „Nebraska“. Aber es ist wunderschön.

Die Box „Nebraska '82“ enthält neben der ursprünglichen Platte auch ein Konzert, bei dem die E Street Band die Songs des Albums in Red Bank/New Jersey gespielt hat. Und anders als die Schmuckschattule mit Scharteke „Tracks II“ kostet sie nicht so viel wie ein Gebrauchtwagen.

In den Wee Wee Hours, in der dunkelsten Nacht der Seele, in der es immer halb vier Uhr morgens ist, gibt es kein besseres Album als „Nebraska“. Außer „Nebraska '82“. ☀

**THE WHO****Who Are You**

Das unterschätzte letzte Album mit Keith Moon

UNIVERSAL

Bandbiografisch betrachtet galt das letzte Who-Album mit Keith Moon immer als vertane Chance: Ausgerechnet Pete Townshend, der den Punk verstand wie kein anderer Rockstar der ersten Generation, ging 1978 mit der geforderten Erneuerung des Sounds seiner eigenen Band in genau die verkehrte Richtung: Noch mehr Synths, Streicher, Bläser, Klassik-Anleihen und ein angejazzter Zugang zum Leadgitarrenspiel. Sehr kompetent und bombastisch, das alles, aber auch tragisch unhip zu Zeiten der knackigen New Wave.

47 Jahre später bzw. knapp drei Jahrzehnte nach dem letzten Remaster (1996) hat „Who Are You“ nun seine dritte Chance verdient. Und siehe da, der beschwingte Erwachsenen-Rock von „New Song“, „Sister Disco“ oder Bassist John Entwistles „Had Enough“ verströmen eine durchaus aparte, hoch-budgetär cheesy TV-Theme-Tune-Ästhetik. Der Titelsong wiederum wurde durch seinen tatsächlichen Gebrauch im Fernsehen („CSI“) inzwischen zum Klassiker befördert. Am meisten gewonnen hat aber wohl „Love Is Coming Down“, das sich hier als vergessener Klassiker in Townshends Œuvre entpuppt. Und zwar sowohl im überproduzierten Original als auch in einer umwerfend schönen Skizzenversion mit Townshend an der Akustischen und Ex-Zombie Rod Argent am Klavier auf CD 3 der Super-Deluxe bzw. CD 2 der Deluxe-Version.

Aber leider nicht auf der 4-LP-Box, die sich zu drei Vierteln einer Kombination zweier grandioser Live-Mitschnitte der ersten US-Tour nach Moons Tod widmet. Aufgenommen Ende 1979 in der Woche nach der Katastrophe von Cincinnati, wo elf Fans in einer Massenpanik ihr Leben verloren, verbinden sich diese historischen Dokumente mit dem vorangegangenen Studioalbum zur makabren Geschichte vom Überleben einer Rockband. **ROBERT ROTIFER**

**NATHANIEL RATELIFF & THE NIGHT SWEATS****Nathaniel Rateliff & The Night Sweats**

Die Soul-Inkarnation des Songschreibers mit Demos

UNIVERSAL

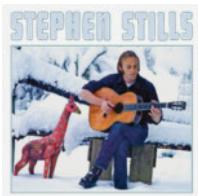
Nathaniel Rateliff dümpelte mit Americana vor sich hin, bis ihm die Night Sweats erschienen. Sam & Dave, Solomon Burke und Doug Sahm wurden zum musikalischen Leitbild eines vor Kraft strotzenden Southern Soul, der vom Stax-Label adoptiert wurde und mit dem Handclap-Gospel von „S.O.B.“ einen Hit abwarf. Die Songs kreisen um Trinken, Liebesleid und Katharsis. Der viel zu früh verstorbenen Richard Swift rührte diesen charismatischen R&B/Soul im Vintage-Gewand durchaus genial an. Die elf Demos der Jubiläumsedition sind furios ungeschliffen. **MARC VETTER**

**WAYLON JENNINGS****Songbird**

Posthumes Album des Country-Giganten

THIRTY TIGERS

1973 verhandelte Waylon Jennings einen neuen Vertrag mit RCA, der ihm zukünftig künstlerische Unabhängigkeit garantierte. Sein Sohn Shooter hat nun bislang unveröffentlichte Früchte dieser Freiheit aus dem Nachlass des 2002 verstorbenen Vaters geborgen und von Mitgliedern von Waylons alter Begleitband lediglich noch punktuell verzieren lassen. Im Sunset Sound Studio 3 in Hollywood rein analog abgemischt, geschah das mit so viel Feingefühl, dass die Grüße aus dem Jenseits erstaunlich diesseitig dherkommen. Zwei weitere Alben sind bereits angekündigt. Und ja, das Titelstück stammt von Christine McVie. **RONALD BORN**

**STEPHEN STILLS****Stephen Stills**

Die erste Solo-LP war mehr als nur Leistungsschau

ATLANTIC

Das im November 1970 veröffentlichte Solodebüt des Saitenmagiers überproduziert zu nennen wäre eine Untertreibung. Stephen Stills bot alles auf, was ihn musikalisch auszeichnete, stilübergreifend und stets mit großer Intensität. Blues, Folk, Rock, orchestrierte Balladen und mehr, zu Songs, die ihn als höchst eigenständigen Autor auswiesen. Besonders daran war ihm gelegen, hatte er doch sonst primär im Verbund von Bands agiert, gleichberechtigt zwar, aber eben kollaborativ. Nun bestimmte er allein über jedes kleinste Detail „wie ein Diktator“, so verlautbar te Stills seinerzeit. Spur um Spur wurde aufgenommen, übereinandergelegt und mit immer mehr Nuancen versehen, bis zum Anschlag. Co-Produzent Bill Halverson versuchte hin und wieder zu bremsen, mahnte zu mehr Bescheidenheit, wurde aber von Stills überstimmt. Der spielte fast alle Instrumente und holte sich dennoch eine Session-Crew ins Studio, deren Talente punktuell genutzt wurden, darunter immerhin Jimi Hendrix, Eric Clapton und Booker T. Jones.

Neil Young? Nein, der fehlte. Mit ihm verband Stills ja eine jahrelange, nicht immer freundschaftliche Rivalität, sowohl bei Buffalo Springfield als auch bei CSN&Y, äußerst erfolgreich natürlich, indes auch nicht frei von Spannungen. Und Young war Stills als Solist voraus, hatte gerade seine dritte Solo-LP vorgelegt. „Stephen Stills“ war als Gegengewicht ein Pfund und bot zehn exzellente Tracks, von denen der schwächste, Stills’ Absage an die Monogamie titels „Love The One You’re With“, auf Single ein veritabler Hit wurde.

Reissues gab es über die Jahre zuhauf, zuletzt auf Rhino, nun steht eine audiophile ins Haus, als Teil der „Atlantic 75 Historic Reissue Series“ via Analogue Productions auf Doppel-LP mit 45 rpm und, kein Wunder, nicht gerade billig. **WOLFGANG DOEBELING**

**RADIOHEAD****Hail To the Thief – Live Recordings 2003–2009**

Konzertmitschnitte, die das Album neu beleuchten

XL

Ob die Retrospektive des Live-Materials von „Hail To The Thief“ den Ausschlag für die kommende Europa-Tour von Radiohead gegeben hat, ist unbekannt. Thom Yorke wurde nach eigenen Angaben euphorisiert von der Energie, die von den Konzertversionen ausgeht, als er ihnen für das Theaterstück „Hamlet Hail To The Thief“ erneut begegnete. Und das will bei dem notorischen Griesgram schon etwas heißen. Sinnigerweise bietet das Schauspiel nicht so recht Shakespeare und auch keine kompletten Radiohead-Songs. Es ist ein einziges Dazwischen – und das gilt gewissermaßen auch für das Album von 2003. Es kam damals streitlustig daher und klang viel mehr „live“ als die somnambulen Vorgänger „Kid A“ und „Amnesiac“. Mit der Dringlichkeit seines Nachfolgers „In Rainbows“ konnte es hingegen nicht mithalten.

Die zwischen 2003 und 2009 in London, Amsterdam, Buenos Aires und Dublin aufgenommenen Songs präsentieren die Platte nun in einem neuen Licht. Manches geriert sich hier funkenstiebend („2+2=5“), anderes dämmrig („I Will“) oder konsequent drängelnd („Sit Down. Stand Up“). Radiohead hatten einige Songs von „Hail To The Thief“ schon vor der Veröffentlichung auf der Bühne erprobt. So ging es dann im Studio ganz schnell. Allein die Existenz dieser Live-Betrachtung verdeutlicht aber, dass man mit dem Ergebnis unzufrieden blieb. „Backdrifts“ und „A Punchup At A Wedding“ bleiben ausgespart. Das Neuzusammenschrauben von Songs – „There There“ entpuppt sich hier als schräge Hymne für die Massen – zeigt zudem, dass „Hail To The Thief“ trotz seiner offenkundigen Stärken nicht ganz durchgängt war. Platz für etwas Ironie ist auch, oder wie ist das unsensible Geklatsche des Publikums bei „We Suck Young Blood“ zu verstehen? **MARC VETTER**


THE ZOMBIES

★★★★★

Odessey And Oracle

Mono-Remastering der zweiten Zombies-LP
BEECHWOOD PARK

Es war wie ein Fluch seinerzeit, als die britischen Rhythm-&-Blues-Bands fast gleichzeitig vom Glauben abfielen und plötzlich in Psych-Pop machten, eine nach der anderen. Sogar die Stones gerieten 1967 auf Abwege, kurzzeitig nur, aber so regenbogenbunt, wie es der Zeitgeist verlangte. Die Yardbirds folgten, die Moody Blues und schließlich, im April 1968, auch die Zombies. Während die Stones indes die Kurve kriegten, die Yardbirds auseinanderflogen und die Moodies in Richtung Prog abwanderen, erwies sich die zweite LP der Zombies als nachhaltiges künstlerisches Statement, von der Kritik fast einhellig gelobt. Und auch kommerziell lohnend, dank der Hit-Single „Time Of The Season“. Allerdings erst viel später, ab Ende 1969, nachdem die Singles „Care Of Cell 44“ und „Friends Of Mine“ gefloppt waren.

Zwischenzeitlich hatte sich die Band gar aufgelöst, so groß war der Frust ob ausbleibender Erfolge. Musikalisch orientierte sich „Odessey And Oracle“ am britischen Barockpop jener Zeit sowie an den harmonischen Errungenschaften der Beach Boys, Tastenmann Rod Argent betätigte ein Mellotron, das wohl unbluesigste Instrument überhaupt, und die Songs, die er und Bassist Chris White komponierten, verfügten zwar über memorable Melodien, doch war das Sell-by Date für Psychedelia 1970 bereits abgelaufen. Die Zombies machten sich im Auftrag von CBS noch an die Arbeit für ein drittes Album, das freilich nie fertiggestellt wurde. Umso erstaunlicher, dass „Odessey And Oracle“ im Laufe der folgenden Dekaden zunehmend Zuspruch nachwachsender Generationen erfuhr und bis heute regelmäßig genannt wird, wenn es darum geht, All-Time-Best-of-Listen zu erstellen. Das Remastering setzt auf Dichte und Druck, Stereo-Reissues zielten bisher eher auf Transparenz. **WOLFGANG DOEBELING**



FRANÇOISE HARDY

SOUVERÄNIN

Die frühen Platten der wunderbaren Sängerin in einer opulenten Box

Von SEBASTIAN ZABEL

Zwei Millionen verkauft Singles innerhalb weniger Wochen waren 1962 etwas Besonderes, zumal in Frankreich, zumal von einer Debütantin. „Tous les garçons et les filles“ blieb ihr größter Hit, ein von der damals erst 17-jährigen Gymnasiastin selbst verfasster. Und Françoise Hardy blieb ein Souverän unter den Chansonsängerinnen: Gitarristin, Komponistin, Stilikone. Sie litt an Lampenfieber, stand schmal und fast unbeweglich auf der Bühne, sang mit leiser Stimme. Die frühen 60er-Jahre formten eine Künstlerin, die eher an die Everly Brothers erinnerte als an France Gall.

Acht Alben, die sie zwischen 1962 und 1967 für Disques

Vogue aufnahm, sind nun in Originalcovern in einem Schuber neu veröffentlicht worden. Es bleibt etwas rätselhaft, warum der Box statt der letzten beiden Vogue-Alben („Ma jeunesse fout le camp ...“ und das selbstbetitelte) außerdem eine LP mit Raritäten und ein Triple-Album mit Stereo-Remixen beigefügt wurde.

De toute manière – es ist ein bisschen ungerecht, dass Hardys frühe Aufnahmen im Schatten ihrer 70er-Jahre-Platten stehen – die natürlich progressiver, mutiger und experimentierfreudiger sind. Denn der Klassizismus dieser Alben, die feine Melancholie, mit der sich Hardy vom Yéyé-Sound jener Zeit absetzte, wirkt heute fast zeitloser als ihr späteres Werk. Sie sang Lieder von Adriano Celentano, Serge Gainsbourg und Udo Jürgens, in fünf Sprachen, schrieb Dutzende eigener Songs. Und wechselte bewusst und (selbst-)bestimmt Stil, Image und Label. Ende der 60er-Jahre wandte sie sich nicht nur von Disques Vogue ab, sie hatte auch das Bild der sanften Chansonnière satt, arbeitete mit Jimmy Page, lernte Jacques Dutronc kennen, der ihr Lebensgefährte und musikalischer Begleiter wurde. Aber das ist eine andere Geschichte und eine weitere Box wert. ®



★★★★★

FRANÇOISE HARDY
Blues: Intégrale
Vogue 1962-1967

SONY


ELTON JOHN

★★★★★

Captain Fantastic And The Brown Dirt Cowboy

Das Meisterwerk mit ein bisschen mehr Bonusmaterial

UNIVERSAL

Das überkandidelte Cover von „Captain Fantastic“ ließ nicht unbedingt vermuten, dass Elton John gänzlich auf die progressiven Eskapaden und manchen Klamauk früherer Platten verzichten und sein für alle Zeiten bestes Album machen würde. 1975 erschienen auch „A Night At The Opera“, „Blood On The Tracks“, „Physical Graffiti“, „Wish You Were Here“, „Born To Run“ und „Horses“ – da ging die Strahlkraft des Werks fast unter. Man stelle sich heute einen Jahrgang vor, in dem ein Reigen von so atemberaubend gut durchkomponierten Liedern in der Kategorie „Das gab's ja auch noch“ verbucht werden würde!

Auf keinem anderen Elton-John-Album harmonieren die Rock-Stücke dermaßen perfekt mit den Balladen. „Tower Of Babel“, „Bitter Fingers“ und „(Gotta Get A) Meal Ticket“ versprühen Rockabilly, Glam und Westcoast-Pop. „Tell Me When The Whistle Blows“ schwebt auf Philly-Soul-Streichern. Doch die größte Anziehungskraft hat diese unsterblich schöne Befreiungshymne, um die sich alles andere, Satellitengleich, bewegt: Den Text von „Someone Saved My Life Tonight“ nutzte Bernie Taupin, um John an seine unglückliche Ehe mit Linda Woodrow und einen Abend mit Long John Baldry zu erinnern, an dem dieser ihn beschwore, sich seine Homosexualität einzugehen. Der Song ist so fantastisch, dass John ihn variierte, „Curtains“ nannte und daraus das majestatische Finale machte.

„Captain Fantastic“ inhaliert die Harmonien der Beach Boys und Beatles, aber es trägt auch die geniale Handschrift ihres vielleicht besten Schülers. Die verschiedenen Jubiläumseditionen auf CD und Vinyl enthalten neben den üblichen Bonus-Verdächtigen („Philadelphia Freedom“, „Lucy In The Sky With Diamonds“) Demo- und Live-Versionen. **MAX GÖSCHE**

**HÜSKER DÜ**

★★★

1985: The Miracle YearEnergetische Live-Aufnahmen des grandiosen Trios
NUMERO/CARGO

Es war das entscheidende Jahr für das bedeutendste Hardcore-Trio der USA. Im Vorjahr hatten Hüsker Dü sich mit dem Doppelalbum „Zen Arcade“ in die Annalen der Rockgeschichte gefräst; im Jahr danach unterschrieben sie bei Warner und trieben den kreativen Antagonismus zwischen Bob Mould (der bissige, aggressive, haltungsstarke Songwriter) und Grant Hart (der wehmütige, melodiöse, sensitive Songwriter) in die Anhängerschaft spaltende Höhen. Nicht nur weil sie als eine der ersten amerikanischen Underground-Bands einen Pakt mit einem Major eingegangen waren, sondern weil man ihrem gereiften Songwriting das Schielen auf den Mainstream unterstellte.

1985 indes stand das Trio (zu dem noch Bassist Greg Norton zählte) gerade im Zenit (und noch beim Kult-Label SST unter Vertrag) – und auf diesen in hervorragender Klangqualität erhaltenen und neu abgemischten Live-Aufnahmen klingt die Band so rau, energetisch und pausenlos mit Bleifuß auf der Überholspur, dass dich die 43 Songs der vier LPs komplett fertigmachen. Neben dem Set vom 30. Januar 1985 in ihrer Heimatstadt Minneapolis enthält das Boxset weitere Live-Tracks aus dem Jahr, Evergreens der Band, Coverversionen („Eight Miles High“, „Helter Skelter“, „Love Is All Around“), aber auch damals noch brandneue Songs wie das epische „Don't Want To Know If You Are Lonely“, das erst 1986 auf ihrem Warner-Debüt erschien.

Ein Triumph, in dem Moulds Brüllgesang die Sturmflut aus Gitarre und Bass teilt, Raw Power, wenn es denn eine gibt. Im Winter 1987 war Schluss, Drogen und Differenzen, das Ende einer Ausnahmeband. SEBASTIAN ZABEL

**CHRIS ISAAK**

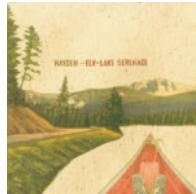
★★★

Forever Blue
Die fünfte Isaak-LP war die erste ohne Jimmy Wilsey
SUN

Zehn Jahre nach „Silvertone“ erschien mit „Forever Blue“ Chris Isaaks fünftes Album, durchaus bemüht um Stringenz, aber letztlich an den veränderten Umständen scheiternd. Da wäre zunächst der vermaledeite Digitalismus, der 1995 alles überschattete. Man hatte dem dualen System abgeschworen und setzte exklusiv auf die CD, auf Gedeih und Verderb. Monetär gedeihlich, ästhetisch verdorben. „Forever Blue“ erschien also nur noch auf Compact Disc und erst zwanzig Jahre später auf Schallplatte, und das Vinyl-Mastering schaffte es tatsächlich, die klinische Sterilität der Aufnahmen mit etwas Leben zu füllen, mit Ersatz-Vibrations. Die LP war freilich im Nu vergriffen und ist inzwischen in Mint für weniger als 300 Dollar kaum noch zu bekommen.

Das andere Manko wog noch schwerer: James Calvin Wilsey, der den ersten vier Isaak-LPs so viel Klasse und Coolness eingehtaut hatte, war nicht mehr dabei. Der begnadete Gitarrist, der seinen Cliff Gallup kannte wie seinen James Burton, seinen Scotty Moore wie seinen Hank Marvin, hatte sich mit Chris Isaak überworfen und war sukzessive im Drogenzumpf versackt. Eine Tragödie, menschlich wie musikalisch. „In terms of the feeling, Jimmy was able to put into a song with the wang bar and tremolo“, schwärzte Produzent Erik Jacobsen, „Jimmy had a really magic touch.“

Was nicht heißen soll, dass „Forever Blue“ keine Meriten hätte. Da sind Stilsicherheit und der an Rock'n'Roll geschulte Schmelz in Chris Isaaks Stimme, die durchweg feinen Songs aus seiner Feder. Überdies wuchert die 30th Anniversary Edition mit wertigem Gatefold-Cover und zusätzlichen Fotos. WOLFGANG DOEBELING

**HAYDEN**

★★★

Elk-Lake Serenade
Das vierte Album des kanadischen Songschreibers
OUTSIDE/BERTUS

Auf op. 4 präsentierte der Kanadier Paul Hayden Desser meist triste Anekdoten und Erzählungen. Ausnahme war die Komödie „Hollywood Ending“. Da steht ein Filmstar vor seiner Haustür und fordert ihn in Gegenwart von zwei Polizisten zu Morden auf, bis er merkt, dass er unfreiwillig Darsteller in einer Filmszene ist. Depressiv versicherte er in „My Wife“ denselben Seitensprünge und der Untreue zum Trotz unverbrüchliche Liebe. Unter den vier Zugaben der Jubiläums-Edition ist „Girls Are Gross“ der am wenigsten schmeichelhafte Song an die Adresse des weiblichen Geschlechts. FRANZ SCHÖLER

**PHIL COLLINS**

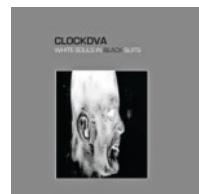
★★★

No Jacket Required
Das Erfolgsalbum auf Vinyl, erstmals mit Extras
WARNER

Das Jahr 1983 gehörte Bowie, Police und Michael Jackson, 1984 Prince, Springsteen und Madonna. 1985 aber wurde nicht das Jahr dieser extravaganten Popstars, sondern dieses unersetzen, kahlköpfigen Briten, der schon 34 war und Kellnerhemden trug. Vor seinem dritten Soloalbum, „No Jacket Required“, hatte der Genesis-Sänger sich frei gesungen vom Schmerz, den er nach seiner Scheidung empfand. Lediglich „Doesn't Anybody Stay Together Anymore“ erinnert an die Wut, betrogen worden zu sein.

Abgesehen davon war sein Live-Aid-Jahr 1985 von Dance geprägt. Aber erstmals schaute er sich die Moves ab. Für „Sussudio“ entnahm er dem Prince-Hit „1999“ die Fanfaren, „One More Night“ war Michael Jacksons „Human Nature“ entlehnt. Martin Scorsese nutzte diesen Nummer-eins-Song für sein Billard-Drama „Die Farbe des Geldes“. Was für viele die Frage aufwarf, ob Collins nun ganz oben angelangt war oder Scorsese ganz unten. „No Jacket Required“ markierte den Beginn des scheinbar globalen Hasses auf Phil Collins, gerade weil er wie der Nachbar von nebenan auftrat, aber goldene Lieder schreiben konnte und trommelte wie kein anderer – Collins sah nahbar aus, aber war in seinen kombinierten Fähigkeiten unerreicht. Keinem anderen Star wäre es gelungen, auf „Take Me Home“ gleichzeitig zu singen und Schlagzeug zu spielen. Vielleicht aus Bescheidenheit ließ er im Sting-Duett „Long Long Way To Go“ die Drums weg.

Die Vinyl-Neuausgabe enthält B-Seiten, Live-Aufnahmen und Demos, dazu einen Dolby-Atmos-Mix von Steven Wilson, der mittlerweile mehr Mixe alter Klassiker als eigene Songs erschaffen haben dürfte. SASSAN NIASSERI

**CLOCK DVA**

★★

White Souls In Black Suits
Debüt der Industrial-Querköpfe, neu aufgelegt
MUTE

Es war eine Übung in Nihilismus. Als Clock DVA 1980 ihr erstes Album aufnahmen, schrieben sie nicht einmal Songs. Stattdessen zerstückelte das Quintett den Mitschnitt eines Jams und veröffentlichte das Ergebnis auf Kassette. Eine Ästhetik, die zur finsternen Musik passte, die sich bei Avantgarde, Krautrock und Sci-Fi bediente. Ein Amalgam aus verrauschemtem Industrial-Jazz und erbarmungslosem Post-Punk, mit zuckelnden Beats und nuscheligen Vocals, als wären Joy Division vom Teufel besessen. Die Neuauflage rauscht und knistert wie einst. FABIAN BROICHER

Die 43 Songs von Hüsker Dü machen dich komplett fertig.


PETER HAMMILL
★★★★★

The Charisma & Virgin Recordings 1971–1986
Umfassende Werkschau des
Prog-Radikalisten
VIRGIN

Er geht dorthin, wo es für andere unangenehm wird. Deswegen zählt Peter Hammill zu den angesehensten Künstlern des Progressive Rock. Und dank seiner abgründigen Songs, die Van Der Graaf Generator einst zur eigenwilligsten Band des Genres machten, lyrischer als King Crimson, aggressiver als Genesis und ohne die Hippie-Eskapaden von Yes.

Jetzt erscheint ein Boxset, das auf 18 CDs und zwei Blu-rays Hammills Frühwerk versammelt, 15 Soloalben aus ebenso vielen Jahren. 1974 erschienen gleich drei Alben, an denen der Londoner federführend beteiligt war. Dabei ist „Fool's Mate“, sein Solodebüt von 1971, kaum mehr als eine artpopige Fingerübung, eine Sammlung heimatloser Songs, die er als melancholischer Teenie geschrieben hatte.

Hammill sollte einige Anläufe benötigen, um seinen ureigenen Sound zu finden, spröder und brutaler als der seiner Band. Hilfreich dabei war sicher der Bau seines eigenen Studios, in dem er finstere Nächte verbrachte, um ebenso finstere Musik aufzunehmen. „In Camera“ (1974) etwa, wo er sich mit sirrenden Synthies und einem schwermüdig brummenden Harmonium begleitet. Hammill klagt dazu in furosem Falsett. Als lauschte man einem Wahnsinnigen. Auf dem folkigen „Over“ (1977) verarbeitet Hammill das Ende einer Beziehung, das monolithische „A Black Box“ (1980) ist eine Melange aus eisigen Keyboard-Clustern und paranoidem Punk.

Ergänzt wird das Set um Surround-Mixe, Promo-Videos und Live-Mitschnitte. Einer ist besonders hörenswert, darin röhrt und kreischt Hammill wie besessen. Aufgenommen wurde er 1978 im Keller einer Kirche. Wie passend für jemanden, der nie die Höllenfeuer scheute. **FABIAN BROICHER**



JOHN LENNON UND YOKO ONO

FUNDSTÜCKE

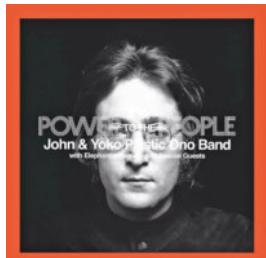
Faszinierende Aufnahmen aus der New Yorker Anfangszeit des Paars

Von RONALD BORN

Die vor gut einem Jahr beim Filmfestival von Venedig erstmals zu sehende Dokumentation „One To One: John & Yoko“ von Kevin Macdonald zeigt einen Mann auf der Flucht vor seiner unwirklichen Vergangenheit und der Erkenntnis, dass Power to the People und Revolution wohl noch lange eine Illusion bleiben würden. Außerdem war er bestrebt, seine Gemahlin, die in England unter dem Deckmantel einer herbeigeredeten (Mit-)Schuld an der Auflösung der Beatles zum bevorzugten Ziel von latentem Rassismus und offener Frauenfeindlichkeit geworden war, aus der Schusslinie zu bringen.

Das erste deutliche musikalische Lebenszeichen des Paars aus dem amerikanischen Exil, „Some Time In New York City“ vom Juni 1972, irritiert und verstört bis heute. Sean Ono Lennon und sein bewährtes Restauratorenteam haben jetzt versucht, das kontrovers aufgenommene Werk in ein milderdes Licht zu tauchen. Von deutlich mehr Erfolg gekrönt sind hingegen die Bemühungen um das Herzstück des fürstlich ausgestatteten CD-Sets, die beiden „One To One Concert“ genannten Auftritte im Madison Square Garden (30. August 1972). Schon im erwähnten Film weckten Auszüge daraus große Erwartungen, die sich nun mehr als erfüllen. Beide neu abgemischten Benefizkonzerte zugunsten benachteiligter Kinder wird es auch in einer schmucken 4-LP-Box geben.

Die ebenfalls erstmals und in enormer Fülle zugänglich gemachten Demos, Studio-Jams, Live-Aufnahmen und Outtakes erlauben einen erstaunlichen Blick auf die als eher trist und frustrierend überlieferte Anfangszeit in Greenwich Village. Sie zeigen einen auch abseits argwöhnisch vom FBI beäugter politischer Aktivitäten durchaus kreativen, ambitionierten und quicklebendigen John Lennon. ®



★★★★★
**JOHN & YOKO/
PLASTIC ONO BAND**
Power To The People
UNIVERSAL


SIMPLE MINDS
★★★★

Once Upon A Time
Der erste Welthit in üppig
ausgestatteter Box
UNIVERSAL

Ihr U2-Album. Die Simple Minds fluchen bei diesem Vergleich. Aber U2-Produzent Jimmy Iovine motivierte Jim Kerr, Bono-hymnischer zu singen, und Charlie Burchills New-Wave-Gitarre klang auf Songs wie „All The Things She Said“ wie von The Edge intonierte. Und das Album-Artwork übernahm – klar, Anton Corbijn. Hat sich gelohnt: In einem U2-freien Jahr 1985 wurde „Once Upon A Time“ ihre zweite Nummer-eins-Platte im Vereinigten Königreich, die Single „Alive And Kicking“ eine Nummer 3 in den USA. Die Simple Minds trafen den mutigen Entschluss, ihren jüngsten Chartstürmer „Don't You (Forget About Me)“ nicht dem Album hinzuzufügen. Es war ja eine Fremdkomposition, ein Schlager, und Jim Kerr hatte seinen Stolz.

„Once Upon A Time“ ist ein gutes Album, und die Neuauflage auf 5 CDs (oder als rotes Einfach-Vinyl ohne Extras) ist nicht zu protzig aufgestellt. Es enthält für alle vier Singles – neben „Alive And Kicking“ und „All The Things She Said“ noch „Sanctify Yourself“ und „Ghost Dancing“ – das heilige Tracklist-Triumvirat einer jeden Maxi-Single aus den 80er-Jahren: die „Extended Version“, den „Edit“ und das „Instrumental“.

Im Studio ließen die Simple Minds sich möglicherweise reindenken, für ihre Live-Arbeiten galt das sicherlich nicht. Mit „Live In The City Of Light“ ist auch der – 1987 erstveröffentlichte – komplette Mitschnitt aus dem Pariser Le Zénith enthalten (nur „Someone Somewhere (In Summertime)“ wurde in Sydney aufgenommen). Lisa Germano fügte im Studio ihre Violine hinzu. Auf der Bühne kommt auch das temporäre Simple-Minds-Mitglied Robin Clark zur Geltung. Sie veredelte mit ihrem Soul nicht nur „Once Upon A Time“, sondern als Backgroundsängerin auch einen zehn Jahre älteren Klassiker: „Young Americans“ von David Bowie. **SASSAN NIASSERI**

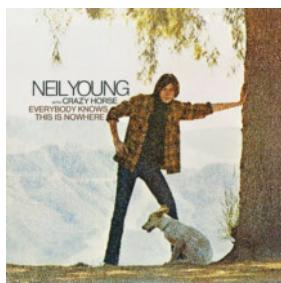
Don't Skip This Track



Vinyl-Special verpasst?
Dann schau in unserem Shop vorbei und
vervollständige deine Sammlung unserer
weltexklusiven ROLLING-STONE-Vinyl-Tracks.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/vinyl

ESSENZIELL



„EVERYBODY KNOWS ...“
(1969)

Neil Young hatte es mit drei großartigen Song-schreibern zu tun: David Crosby, Stephen Stills und Graham Nash. 1968 hatte er mit seinem Solodebüt nach Buffalo Springfield ein Versprechen abgegeben, das er mit „Everybody Knows This Is Nowhere“ noch übertraf. Er schrieb einen Song, den die anderen nicht schreiben konnten: „Down By The River“. Neil Youngs Vater war Sportreporter, und Young jun. konnte mit Worten umgehen. Vor allem konnte er wunderbar mit der Gitarre umgehen. Dann schrieb er auch noch „Cowgirl In The Sand“. Das war ein bisschen zu viel für seine begabten Kollegen.

Dance I Can Really Love“, auf dem die erste Besetzung von Crazy Horse mit Danny Whitten ein letztes Mal ihre rumpelnde Magie verbreiten darf.



„HARVEST“
(1972)

Der Ruhm kam mit „Heart Of Gold“, doch es sind der Titelsong und das Eröffnungsstück „Out On The Weekend“, auf denen Youngs Vision einer Verbindung von Country, Folk und Rock perfekt funktioniert. Phil-Spector-Arrangeur Jack Nitzsche gibt „A Man Needs A Maid“ und „There's A World“ orches-tralen Schmelz. „The Needle And The Damage Done“ und das majestätische „Words (Between The Lines Of Age)“ deuten die Tragödien an, die folgen werden.

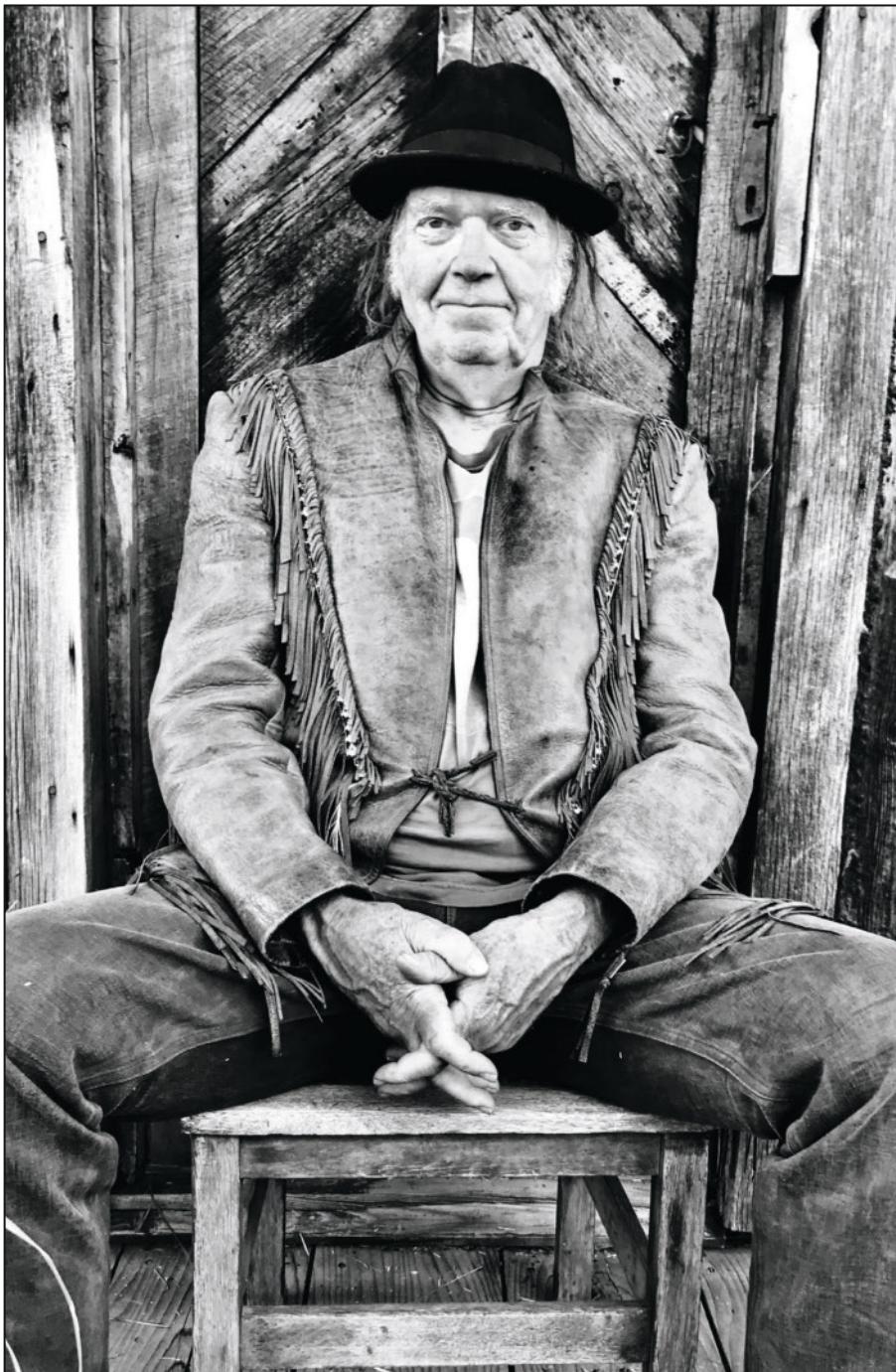


„AFTER THE GOLD RUSH“
(1970)

Der Alleingang nach dem Erfolg des Crosby-Stills-Nash-&-Young-Albums „Déjà Vu“. Großenteils in Youngs Haus im Topanga Canyon mit reduzierter, meist akustischer Begleitung (u.a. dem jungen Nils Lofgren am Klavier) aufgenommen, ist „After The Gold Rush“ von rustikaler Schönheit. Nur zweimal heulen die Gitarren: in der Anklage des „Southern Man“ und in „When You

„ON THE BEACH“
(1974)

In dreien der Songtitel dieses tiefschwarzen Albums kommt das Wort „Blues“ vor. Neil Young war deprimiert über die Watergate-Affäre, er war unzufrieden mit CSNY und einigen Kritiken in der Presse. Mit Ben Keith an der Gitarre und Tim Drummond am Bass wurde die Platte nahezu spontan aufgenommen – kein kommerzieller Erfolg, aber doch eines der größten Alben Youngs. „You're all just pissin' in the wind“ stammt von Manager Elliot Roberts.



Großwerk: NEIL YOUNG hat über 50 Alben veröffentlicht.

NEIL YOUNG

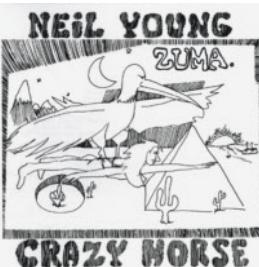
Zum 80. Geburtstag des kanadischen Großmeisters: Ein kleiner Überblick über sein Werk

Von MAIK BRÜGGELEYER und ARNE WILLANDER



„TONIGHT'S THE NIGHT“
(1975)

Im Sommer 1973 unter dem Eindruck der Drogenode seines Roadies Bruce Berry und des Crazy-Horse-Gitarristen Danny Whitten aufgenommen, ist „Tonight's The Night“ eine Abrechnung mit dem Rock'n'Roll-Lebensstil, handelt von Verlust, Trauer und Exzess. Young selbst nannte es „a wake“ – eine Totenwache.



„ZUMA“
(1975)

Crazy Horse kehren mit dem Gitarristen Frank „Poncho“ Sampedro zurück. Epische Stücke wie „Danger Bird“ und „Cortez The Killer“ sind die Geburtsstunde des rohen und direkten Sounds, den wir mit dieser Band bis heute verbinden. Die Balladen funkeln in dieser zerklüfteten Landschaft.



„RUST NEVER SLEEPS“
(1979)

Die Platte besteht sozusagen aus zwei Teilen, die von den Versionen von

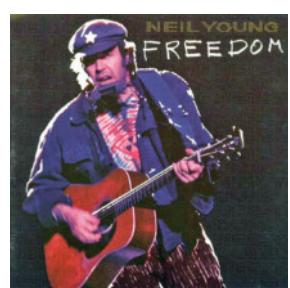
„Hey Hey, My My“ (respektive „My My, Hey Hey“) zusammengehalten werden. Ebenso gut ist die elegische Western-Erzählung „Powderfinger“.

LOHNEND



„COMES A TIME“
(1978)

Das Folk-Album wurde zum Teil mit Crazy Horse, aber auch mit Ben Keith, Tim Drummond, Nicolette Larson, Spooner Oldham und J.J. Cale aufgenommen. Ursprünglich war es „Give To The Wind“ betitelt. Die Aufnahmen zogen sich zwei Jahre, zwischen 1975 und 1977, hin. Young ließ es noch ein Jahr liegen und veröffentlichte das Stückwerk „American Stars 'N Bars“. Die bukolische Platte wird gekrönt von seiner Ballade „Comes A Time“ und dem sentimental „Four Strong Winds“ von Ian Tyson.



„FREEDOM“
(1989)

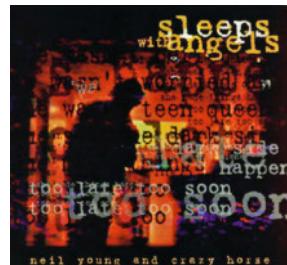
Dieser Clown David Geffen hat mich verklagt. Ich ziehe jetzt die schrecklichste Hose und das blödeste T-Shirt an, setze eine Kappe für die geknechteten Chinesen auf, krakele ‚Freedom‘ aufs Cover und mache die beste Platte des Jahres.“ So geschah es. Am Ende des Jahres gab es keine Bestenliste, in der „Freedom“

nicht genannt wurde. Die EP „Eldorado“ war dem Album vorausgegangen, das mit „Crime In The City“ und „Rockin' In The Free World“ fabelhafte Songs enthält.



„RAGGED GLORY“
(1990)

Mit dem Anbruch des Grunge-Zeitalters sattelte Neil Young Crazy Horse und ließ sie in epischen Songs wie „Country Home“, „Over And Over“, „Love To Burn“ und „Love And Only Love“ galoppieren. So majestatisch und kraftvoll klang die Band nicht mal auf „Zuma“. Young feiert die Liebe, singt eine Messe für Mutter Natur und lässt auf „Mansion On The Hill“ noch einmal den alten Hippie Raum auferstehen.

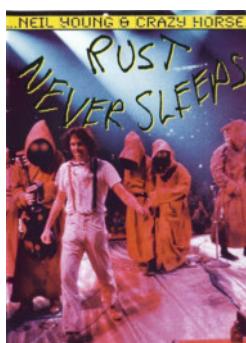


„SLEEPS WITH ANGELS“
(1994)

Kurt Cobain hatte das Neil-Young-Zitat „It's better to burn out than to fade away“ in seinem Abschiedsbrief hinterlassen. „Sleeps With Angels“ erschien im Jahr von Cobains Tod und enthält die direkte Hommage „Sleeps With Angels“ und das großartige, beinahe fünfzehnminütige Epos „Change Your Mind“. Die Balladen – „Western Hero“, „Train Of Love“, „My Heart“ – sind vielleicht ein bisschen zu süßlich.

FILM

„RUST NEVER SLEEPS“ (1979)



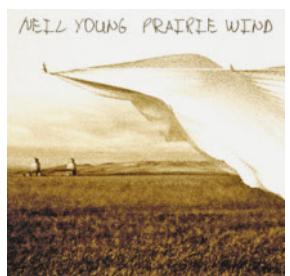
Zwei Jahre nach „Star Wars“ erschienen die Kapuzenmännchen aus den Dünen bei Neil Young auf der Bühne. Der Film, den er unter dem Pseudonym Bernard Shakey inszenierte, ist der Mitschnitt eines Konzerts im Cow Palace in San Francisco, wo Young überdimensionale Lautsprecherstände aufgestellt hatte. Young und Crazy Horse spielten famose Fassungen von „Like A Hurricane“, „Powderfinger“, „Cortez The Killer“, „Hey Hey, My My“ und „Thrasher“, die später auf „Live Rust“ erschienen.

ERGÄNZEND



„TRANS“
(1983)

Der Versuch, Themen der Songs wie Kommunikation, Isolation und Sehnsucht nach Kontakt mithilfe von elektronischen Sounds und verfremdeter Stimme musikalisch abzubilden, überstieg die Toleranz vieler alter Fans. Mit etwas Abstand erkannte man die Klasse von Songs wie „Transformer Man“, „Sample And Hold“ und dem epischen „Like An Inca“.

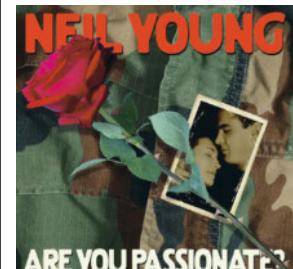


„PRAIRIE WIND“
(2005)

Das Companion Piece zu dem Film von Jonathan Demme, einem guten Freund Neil Youngs. In Nashville nahm Young

diese Folk- und Country-Stücke in den Monument Studios, in denen Roy Orbison gearbeitet hatte, mit Chad Cromwell, Rick Rosas, Emmylou Harris und Pegi Young auf. „Prairie Wind“ rekurriert auf „Harvest Moon“ und „Comes A Time“. Die Platte wie der Film sind Neils Vater, Scott Young, gewidmet, der kurz nach den Aufnahmen starb.

SCHWÄCHER



„ARE YOU PASSIONATE?“
(2002)

Es sollte ein Soul-Album werden, doch die Songs, die Young hier mit Booker T. & The MG's performt, waren allzu leichtgewichtig und wurden vom wütenden, patriotisch-revanchistischen Post-9/11-Song „Let's Roll“ überschattet. Es sind schließlich Crazy Horse, die mit ihrer robusten Performance auf dem neunminütigen „Goin' Home“ für den einzigen Glanzpunkt des Albums sorgen. ®

Funky Selbsthilfe

Tight, warm, dynamisch, wahr: Little Simz ist immer noch die Rapperin der Stunde. In Berlin triumphierte sie mit einer fantastischen Band. Von Johannes von Weizsäcker

Persönliches universell resonieren zu lassen, ohne dass die Kundschaft dies „cringe“ findet, ist eine große Kunst – und die 31-jährige Londonerin Simbiatu Abisola Ajikawo alias Little Simz beherrscht sie wie kaum sonst jemand.

Zu Beginn ihres Konzerts im Berliner Velodrom zeigten Leinwände dem knapp 10.000-köpfigen Publikum Kinderfotos von Little Simz sowie von einigen ihrer Verwandten und Freunde. Eine Stimme aus dem Off warnte davor, Menschen zu leicht zu vertrauen. Als der Vorhang fiel, spielten Simz und ihre vierköpfige Band zunächst die zornigen, rockbeeinflussten Stücke „Thief“ und „Flood“ vom aktuellen Album „Lotus“, die auch den Bruch mit ihrem Produzenten Inflo verarbeiten.

Doch anders als manche Großfigur im Rap-Geschäft inszenierte Little Simz dies nicht als inflationäre Beef-Schau, sondern eher als ein in gleichen Teilen selbstbewusstes wie -bezwifelndes „Sharing“, als wäre das hier nicht ein hochkommerzielles Pop-Event, sondern eine gigantische und sehr funkige Selbsthilfegruppe: Das Stück „Lonely“ etwa, sagte sie, spiele sie ungern, da es von der eigenen Angst vorm Scheitern handele – aber gerade darum sei es ihr besonders wichtig. Auch an anderer Stelle mahnte sie das Publikum, in Zeiten von Selbstzweifeln nett zu sich selbst zu sein.

Dass sich dies wiederum gänzlich unverlogen anfühlte, woran lag das? Unter anderem an der Spielfreude des gesamten Ensembles. Diese wurde in Gestik oder Wort nicht übertrieben zur Schau gestellt. Aber wer so tight, warm und dynamisch zusammenspielt, muss einfach



LITTLE SIMZ
verbindet HipHop
mit Rock, Post-Punk
und Metal, und den
besten Flow hat sie
sowieso.

Spaß daran haben. Simz' Flow, gerade auch in neueren Stücken wie dem spät dargebotenen „Free“, war beeindruckend. Toll die Nonchalance, mit der Bassistin Marla Kether Bootsy-Collins-würdige Grooves hinlegte. Zusammen mit dem Schlagzeug von Morgan Simpson, einst Teil der Afro-Noise-Prog-Metal-Teen-Sensation Black Midi, entstand so guter Druck – egal ob bei langsamerem Material von Little Simz' Mercury-Prize-Gewinner-Album „Sometimes I Might Be Introvert“ oder den Post-Punk-Disco-inspirierten

Stücken, wie „Enough“ oder „Young“.

Noch näher kamen wir der Aura von Little Simz im mittleren Drittel, zu dem die Band die Bühne verließ. Hier hatte sie sich ihres Kopftuchs und der Sonnenbrille entledigt und trat erstmals aus dem die Hauptbühne umgebenden Lotusblüten-Design heraus. Nun wollte sie uns mit in ihre Heimat nehmen, nämlich Nordlondon, und zum Instrumentalplayback performte sie durchs Publikum laufend „101 FM“, eine Reflexion über das Aufwachsen als Schwarze in Islington, zwischen Fish-and-Chips-Shops, Arsenal-Stadion, irischen Pubs, Curry-Restaurants und westafrikanischen Märkten. Ihre unkitschige, aber

warm fließende, persönliche Erzählung reflektierte die Stadt London in ihrer multikulturellen Einzigartigkeit, bei aller Ungleichheit der beste Gegenentwurf zu allem, was von Reform UK, Rassemblement National oder AfD dräut.

Danach stellte sie sich an ein DJ-Pult und lud uns ein, mit ihr clubben zu gehen. Sie rappte zu den Grime- und Funky-Klängen ihrer „Drop 7“-EP, und – nun ja – alle hatten eine Menge Spaß! Vor allem weil Little Simz sichtlich Spaß hatte. Da brauchte es Hits wie „Woman“ und „Gorilla“, die sie mit der Band zum Schluss des Abends spielte, streng genommen gar nicht. Aber geschadet haben sie sicher auch nicht. ®



LITTLE SIMZ
Berlin, Velodrom

**REEPERBAHN
FESTIVAL**

★ bis ★★★★
Hamburg-St. Pauli

Man braucht Kraft in den Beinen, Ausdauer und vor allem Neugier und intellektuelles Aufnahmevermögen: 450 Bands und Künstler, die vier Tage lang in Clubs, Kirchen, Bussen und anderen unorthodoxen Spielstätten auftreten – die meisten davon Newcomer –, sind auch im zwanzigsten Jahr des Reeperbahn Festivals eine Herausforderung. Der Musikauftrieb auf St. Pauli wird gern „Entdecker-Festival“ genannt, weil man sich in langen Nächten tatsächlich so fühlt, als würde man in einem Dschungel nach seltenen Orchideen suchen.

Tagsüber ging es auch diesmal wieder eher ums Geschäft, ein Panel zum Stand der Dinge jagte das nächste. „From Globalization To Isolation?“ untersuchte die Auswirkungen des amerikanischen Kulturkampfs auf den europäischen Musikmarkt. Eine Kooperation mit re:publica bescherte den Besuchern Veranstaltungen wie „Deepfakes: Wer kontrolliert unseren digitalen Körper?“. Dazu jede Menge Selbstdarstellung: Von der Popakademie Baden-Würt-

temberg bis zu den Showcases der einzelnen Länder, mal im Paket auf der XXL-Bühne am Spielbudenplatz, mal verteilt über die siebzig Spielstätten. Island präsentierte seine Künstler:innen erwartungsgemäß edgy. Die Songwriterin Jófríður Ákadóttir, die sich der Einfachheit halber JFDR nennt, sang ihre halb elektronischen Troll-Wiegenlieder im Resonanzraum tief im Inneren des begrünten Feldstraßenbunkers. Normalerweise probt hier das Ensemble Resonanz, ein Orchester für zeitgenössische klassische Musik. Keine Venue des Festivals bot einen besseren Sound!

Volksmusik-Pop und Afghan Jazz

Folk und die Besinnung auf musikalische und kulturelle Wurzeln war eines der dominanteren Themen auf dem diesjährigen Festival, beim Volksmusik-Pop der Österreicherin Anna Buchegger oder wenn der Hamburger HipHop-Produzent Farhot afghanische Gesänge mit den Jazz-Synkopen seines Ausnahmedrumpfers Silvan Strauss mixte. Yasmine Hamdan kombinierte melancholische Erinnerungen an ihre alte Heimat im Libanon mit animierend frischen Club-Beats.

Natürlich gab es auch wieder „Überraschungsauftritte“ wohlbekannter Namen. Nina Chuba präsentierte ihr neues Album mit viel Feuerwerk und ausgelassinem Gehüpf auf der kostenlos zugänglichen XXL-Bühne. Kraftklub absolvierten in wenigen Stunden sagenhafte 15 Mini-Auftritte. Und im 25 Club versuchte Gene Gallagher – der Sohn von Liam – mit seiner Band Villanelle auf die breiten Schultern der Oasis-Familie zu klettern. Wird schon, wollte man ihm zurufen, hatte aber dann doch mehr Spaß bei der hochtalentierten Wienerin Sofie Royer im Knust.

Mich persönlich hat das Konzert der belgischen Band Omar Dahl am meisten begeistert. Allein wie sie auf der Bühne standen: links ein nordafrikanisch aussehender Saxofonist, rechts ein hochkonzentrierter Geiger und in der Mitte zwei spielfreudige Gitarristen, mit Faible für Surf-Music und Hang zum Posen. Zusammen mit den orientalischen Beats von der Festplatte entstanden gewaltige, zum Tanzen animierende Klanggemälde, die den Himmel über der Wüste ganz weit öffneten. Es sind solche Momente, die einen jedes Jahr aufs Neue in das Gewusel und Gedränge des Reeperbahn Festivals ziehen.

JÜRGEN ZIEMER



NEWS VOM ROLLING STONE BEACH

Das Line-up steht, die Vorfreude ist groß – auf Mogwai, Billy Nomates, Chuck Prophet, Black Rebel Motorcycle Club und all die anderen. Und auf Leserliebling Jerry Leger: Der Songwriter wird beim RS-Talk live on stage von Maik Brüggemeyer befragt (und bestimmt auch ein paar Songs spielen). Außer dem RS-Talk neu im Programm: „Quiz & Shout“, das große Pop-Quiz, in der Festivalgäste gegen die Redaktion antreten – jetzt voll digital und multimedial statt mit Zetteln und Bleistiften. Welche deutsche Schlagersängerin coverte Joy Division? Wie hieß der fünfte Beatle? Jeder, der ein Smartphone hat, kann dort mitspielen. Infos und Tickets unter rollingstone-beach.de

OMAR DAHL

AUSDAUERTEST
Beim RBF spielten
450 Acts, da musste
man die Kost-
barkeiten schon
suchen ...



COUNTING CROWS

Berlin, Huxleys

Ein Abend mit den Counting Crows ist wie eine Reise durch die USA – das Land vor zwanzig, dreißig Jahren, bei dem wir uns noch einreden konnten, es sei das der Hoffnungen und Träume. In den Liedern von Adam Duritz sind es meist vergebliche Hoffnungen und geplatzte Träume, mit melancholischem College-Rock wurden sie berühmt. Wegen des nie nur bitteren, sondern immer auch süßen Weltschmerzes geht man gern mit ihnen an all die Orte, in denen die Liebe dann doch wieder nicht dauerhaft zu finden ist – nur Austern, keine Perlen. Inzwischen ist Duritz 61 und muss sich zwischen den Songs häufiger mal hinsetzen, aber seine quengelnde Stimme trägt die Stücke, daran ändern auch gleich drei Gitarristen nichts. Ausgerechnet den Hit „Mr. Jones“ vergurkt er ein bisschen kurzatmig, die Anlaufschwierigkeiten und kleineren Soundprobleme sind allerdings schnell vergessen. „Virginia Through The Rain“, „Omaha“, „Miami“, „Washington Square“: herrlich.

Natürlich haben die Counting Crows viel bei R.E.M. gelernt, sie bauen bei „Goodnight Elisabeth“ charmant „Pale Blue Eyes“ (Velvet Underground) ein und spielen später „Friend Of The Devil“ (Grateful Dead) und sogar Taylor Swifts „The 1“ – es ist auch eine Reise durch die amerikanische Popkultur. Klar, dass die alten Kracher, wie „Round Here“, am euphorischsten gefeiert werden. Die neuen Lieder müssen sich neben ihnen nicht verstecken, was will man mehr.

Nach „A Long December“ am Piano gibt Adam Duritz noch einmal den „Rain King“ und bedankt sich bei den Zugaben ausgiebig dafür, dass seine Band schon so lange Musik machen darf und die Hallen weiter voll sind. Er muss selbst ein wenig lachen über die Zeile in „Holiday In Spain“, in der es heißt, alle seien verschwunden und seine Schuhe geklaut worden, aber er habe wenigstens noch ein paar Bananen und eine Flasche Alk. Die Counting Crows werden immer reich an großen Melodien sein.

BIRGIT FUSS



ADAM DURITZ

RS PRÄSENTIERT**BLACK REBEL MOTORCYCLE CLUB****ROLLING STONE Beach 2025**

21./22.11. Ferienpark Weissenhäuser Strand
ROLLINGSTONE-BEACH.DE

Mit: Black Rebel Motorcycle Club, Mogwai, Bob Mould Band, Jon Spencer & Band, We Are Scientists, Chuck Prophet & His Cumbia Shoes, Die Sterne, Billy Nomates, Joan As Police Woman, My Ugly Clementine, MRCY, Hamish Hawk, Bilk, Picture Parlour, Mary In The Junkyard, Roo Panes, Deadletter, Nictseattle, Stella Bride, Dubinski, Junodream, Amos The Kid, Nyssa, The Truffauts u. v. m.

Larkin Poe

26.10. Köln, E-Werk
01.11. Berlin, Tempodrom
05.11. München, TonHalle
WIZARD-LIVE.COM

Die Schwestern Rebecca (Gitarre) und Megan Lovell (Lap-Steel) sind Roots-Rock-Expertinnen.

Sophia Kennedy

25.10. Hamburg, Knust
POWERLINE-AGENCY.COM

Mense Reents ist der perfekte kreative Partner für Kennedys Electro-Pop-Visionen.

Der John-Peel-Protegé und Lo-Fi-Folk-Star Herman Dune ist wieder live zu erleben.

Morcheeba

24.10. München, Kesselhaus
BETTER-THINGS.BERLIN

Die Pioniere des TripHop machen mit Downbeat, Chillout, Electro-Pop und Soul Bühne und Auditorium zur Tanzfläche.

Madeline Juno

01.11. Leipzig, Täubenthal
02.11. Dresden, Tante Ju
03.11. Nürnberg, Hirsch
04.11. München, Muffathalle
06.11. Stuttgart, Im Wizemann
07.11. Osnabrück, Botschaft
08.11. Bremen, Modernes
09.11. Köln, Live Music Hall
11.11. Frankfurt, Zoom
12.11. Mannheim, Alte Feuerwache
13.11. Dortmund, FZW
14.11. Rostock M.A.U. Club
16.11. Berlin, Huxleys
17.11. Hannover, Capitol
18.11. Hamburg, Docks
27.11. Krefeld, Kulturfabrik
28.11. Kassel, Stadthalle Baunatal
29.11. Ulm ROXY,
30.11. CH-Zürich, Plaza
02.12. Linz, Posthof
03.12. A-Wien, WUK
CHIMPERATOR-LIVE.DE

Die Singer-Songwriterin präsentiert die erste Hälfte ihres Doppelalbums „Anomalie, Pt. I“ live.

Mumford & Sons

10.11. Berlin, Über Arena
12.11. Köln, Lanxess Arena
FKPSCORPIO.COM

Auf die letzte, erfolgreiche Studioarbeit mit Roots-Experte Dave Cobb folgt sicherlich auch live die traditionellere Folk-Rückbesinnung.

Herman Dune

27.10. Berlin, Berghain Kantine
28.10. Hamburg, HebeBühne
29.10. Köln, Die Wohngemeinschaft
31.10. Schorndorf, Manufaktur
BTA.COM



MUMFORD & SONS

Swim School

22.11. Köln, Helios37
 23.11. Berlin, Kantine am Berghain
[FKPSCORPIO.COM](#)

Die 2018 gegründete und zum Trio verdichtete schottische Band vermischt Indie-Pop und Post-Punk und verehrt Wolf Alice und Slowdive.

Destroyer

08.11. Köln, Luxor
 15.11. Hamburg, Molotow
 16.11. Berlin, Lido
 17.11. München, Feierwerk
[PUSCHEN.NET](#)

Die 1995 ins Leben gerufene Indie-Band nahm ihren Ursprung zunächst als Soloprojekt von Singer-Songwriter Dan Bejar.

Tom Odell

01.11. Köln, Lanxess Arena
 11.11. Hamburg, Barclays Arena
 13.11. Leipzig, Quarterback Immobilien Arena
 14.11. München, Olympiahalle
 20.11. Berlin, Über Arena
 22.11. Mannheim, SAP Arena
[FKPSCORPIO.COM](#)

Der einst von Lily Allen entdeckte – und von ihr für seine Bowie-hafte Bühnenpräsenz gelobte – Piano spielende Sänger und Songschreiber zählt definitiv zu den neuen britischen Pop-Hoffnungssträgern.

MRCY

24.11. Berlin, Quasimodo
[FKPSCORPIO.COM](#)

Produzent Barney Lister und Sänger Kojo Degrift-Johnson leben ihre Passion für zeitlosen Soul, gepaart mit modernen Elementen, als Duo aus.

Ghostwoman

10.11. Köln, Gebäude 9
 11.11. Hamburg, Molotow
 12.11. Berlin, Festsaal Kreuzberg
 13.11. Leipzig, Moritzbastei
 15.11. A-Wien, The Loft
 17.11. München, Live/Evil
 18.11. Schorndorf, Manufaktur
[POWERLINE-AGENCY.COM](#)

Garagen-Rock mit Psychedelia-Patina ist die Spezialität des Indie-Rock-Duos, das in anderthalb Jahren bereits drei Alben veröffentlicht hat.

Tanita Tikaram

03.11. Berlin, Philharmonie (Kammermusiksaal)
[FKPSCORPIO.COM](#)

1988 erlangte die damals 19-jährige Singer-Songwriterin mit betörend tiefer Stimme und dem tollen Song „Twist In My Sobriety“ Weltruhm.

Christone „Kingfish“ Ingram

07.11. Berlin, Columbia Theater
 09.11. München, Technikum
 11.11. Leverkusen, Leverkusener Jazztage
 13.11. Hamburg, Fabrik
[KJ.DE](#)

Die 1999 in Clarksdale geborene jüngste Mississippi-Blues-Sensation bezieht sich auf B. B. King und Prince gleichermaßen.

Nyssa

20.11. Berlin, Monarch
[FKPSCORPIO.COM](#)

Die keckere Kanadierin kokettiert mit einem eklektischen Mix aus Country, Glam und Pop zwischen Dolly-Parton-Einflüssen und Disco-Sounds.



TOM ODELL

Zaz

08.12. Ludwigsburg, MHP Arena
 09.12. Leipzig, Haus Auensee
 11.12. Berlin, Über Eats Music Hall
 12.12. Lingen, EmslandArena
 14.12. Hamburg, Georg Elser Halle
 16.12. Köln, Palladium
 17.12. Hannover, Swiss Life Hall
 19.12. Wiesbaden, Schlachthof
[FKPSCORPIO.COM](#)

Die aktuelle Tournee der als Isabelle Geffroy geborenen Nouvelle-Chanson-Sängerin erfreut sich großer Beliebtheit und ist nahezu ausverkauft.

Oska

21.11. Berlin, Prachtwerk
 23.11. Hamburg, Nochtspeicher
 26.11. Hannover, Pavillon
 13.03. München, Milla
[FKPSCORPIO.COM](#)

Die Österreicherin und Wahlberlinerin Maria Burger, die auf der Bühne als Oska auftritt, ist studierte Pop- und Jazz-Sängerin.

Black Rebel Motorcycle Club

23.11. Berlin, Astra Kulturhaus
 24.11. München, Muffathalle
 30.11. Köln, Carlswerk Victoria
[MCT-AGENTUR.COM](#)

Das Trio entlehnte den Bandnamen einem Brando-Film und den seines Erfolgsalbums bei Ginsberg. Nun geht es auf „Howl“-Jubiläumstour.

Tortoise

22.01. Karlsruhe, Tollhaus
 26.01. Frankfurt, Zoom
 27.01. Köln, Kantine
 29.01. Berlin, Großer Sendesaal des RBB
 30.01. Dresden, Beatpol
 09.04. Hamburg, Kampnagel
 12.04. München, Technikum
[BSELIGER.DE](#)

Die 1990 in Chicago gegründete Instrumentalband hat das Post-Rock-Genre mit Krautrock-, Dub-, Electronica- und Jazz-Einflüssen geprägt. ®

JOHNNY MARR

26.10.25 Köln
 28.10.25 Hamburg
 31.10.25 Berlin
 01.11.25 München

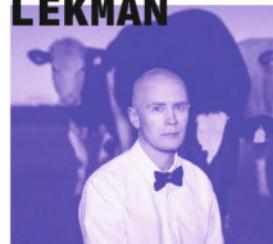
DITZ

13.11.25 Schorndorf
 14.11.25 Frankfurt a.M.
 15.11.25 Düsseldorf
 16.11.25 Bielefeld

19.11.25 Bielefeld
 20.11.25 Leipzig
 21.11.25 Hannover
 22.11.25 Weißenhäuser Strand

DEADLETTER

08.03.26 Berlin
 09.03.26 Köln

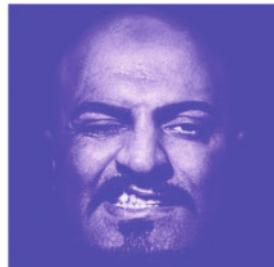
JENS LEKMAN

26.10.25 Köln
 28.10.25 Hamburg
 31.10.25 Berlin
 01.11.25 München

27.10.25 Berlin
 28.10.25 Hamburg

HERMAN DUNE

29.10.25 Köln
 31.10.25 Schorndorf

**TRIBUTE TO XATAR**

07.05.26 Köln



17.03.26 Freiburg
 18.03.26 CH-Rubigen

LÜISA

11.04.25 Karlsruhe
 12.04.25 CH-Zürich
 14.04.25 München
 15.04.25 Nürnberg
 16.04.25 Halle
 17.04.25 Berlin
 18.04.25 Osnabrück
 19.04.25 Langenberg
 20.04.25 Köln
 21.04.25 Münster
 05.05.25 Dresden
 07.05.25 Schorndorf
 08.05.25 Mainz

LOW ISLAND

27.10.25 Köln
 28.10.25 München
 01.11.25 Berlin
 02.11.25 Hamburg

TONY ANN

09.04.26 Berlin
 21.04.26 Düsseldorf

Tickets und Infos unter [BTA.com](#)

2025 | 2026

Kinder der Nacht

Luc Besson bringt die Dracula-Geschichte als hypersexualisierte Weißmotten- und Space-Freaks-Orgie neu ins Kino. Von *Sassan Niasseri*

Mina Harker ist keine feministische Heldin. Gefangen im viktoriaischen Frauenbild, ist sie Gattin, moralische Stütze und reines, Männer inspirierendes Wesen. Eine einzige Regel bricht Mina: Sie verlässt ihren Verlobten Jonathan für einen hypersexuellen Dämon, der sie allein deshalb begeht, weil sie ihn an eine frühere Liebe erinnert. Mina bleibt dem Schurken nach dessen Tod treu. Luc Bessons satirischer „Dracula“ folgt Bram Stokers in seiner Zeit gefangenem Roman, in dem eine Sklavin dem Blutsauger auf ewig gehorcht.

In der Verkörperung von Caleb Landry Jones sieht der Vampir mal aus wie Gary Oldmans alte, faltige Weißmotte aus Coppolas „Dracula“ von 1992, dann, von Opferblut durchpumpt, wie ein Space-Freak aus Bessons „Fünftem Element“, für das Jean Paul Gaultier die Kostüme entwarf. Besson ist ein Stilist der 80er- und 90er-Schule und legt seine Vogueing-Motive camp an. Dracula wird von Nonnen, die sich lüstern aufgetürmt haben, emporgehoben – ein Orgienbild wie bei Madonnas theatralisch-religiöser „Blond Ambition“-Tour, orchestriert von Gaultier.



★★★
DRACULA – DIE AUFERSTEHUNG
 Regie: Luc Besson
 KINOSTART: 30.10.



Satirisch: CALEB LANDRY JONES als selbstloser Vampir

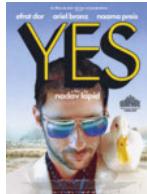
Die Moderne interessiert Besson nicht, deshalb wirkt sein „Dracula“ neben den anderen beiden Vampirfilmen des Jahres 2025, Ryan Cooglers Südstaaten-Rassismus-Drama „Sinners“ sowie Robert Eggers’ „Nosferatu“, in dem eine weit kompetentere Mina den Vampir allein ausschaltet, geradezu formatiert. Wie eng an Stoker muss man bleiben? „Spider-Man“ macht es anders: Jede Spidey-Neuerzählung folgt inzwischen der Regel, nie wieder von Neuem den Mord an Onkel Ben zu schildern, weil diese Origin Story heute jeder kennt. Besson jedoch inszeniert (wie Eggers) noch Jonathan Harkers Transsilvanien-Reise ins Dracula-Schloss samt verlegtem Mahl an Draculas Esstisch, Schnitt in den Finger, Verwun-

derung ob des Kaufs einer ungesesehenen Immobilie, „Hört ihr sie, die Kinder der Nacht?“ Keynote und Flucht aus dem Fenster. Dazuerdachte Sätze erkennt man an ihrer Schlichtheit: „Sie werden lernen, was es heißt, einen Grafen zu wecken!“

Dabei ist Bessons „Dracula“ im unerschlossenen Herzen ein religions- und zukunftsritischer Film („Gott und der Teufel sind dasselbe, zwei Kräfte, die sich bekämpfen“) und wird bis zum Untergang der Menschheit in spätestens hundert Jahren an Aktualität nicht verlieren. Als Van-Helsing-Figur kämpft Christoph Waltz gegen den Vampir. Wird man ihn irgendwann bitte einmal synchronisieren? Mit seinem zweiten Tarantino-Darsteller-Oscar vor zwölf Jahren hat Waltz das

Zehn-Sekunden-Zwiegespräch perfektioniert, also die Kunst, innerhalb nur eines Satzes auf Drohungen Selbstironie folgen zu lassen. Waltz säuselt sich mit Schneekoppenstimme durch sämtliche Filme und spricht selbst im Angesicht gefährlichster Gegner wie James Bond noch immer so, als liefe er ausgebüxt Katzen hinterher. „Och, guck. Da wir haben ihn ja!“, ruft er Dracula entgegen.

Für den Abgang des Vampirs hat Luc Besson eine Überraschung parat. Sie widmet sich der ewigen Frage, was man bereit ist für Liebe zu tun. Ein selbstloser Dracula trifft eine Entscheidung. Hoffentlich aus eigenen Stücken und nicht, weil er Waltz zugehört hat: „Sie ist deine Erlösung – aber du bist ihre Verdammnis!“ ®

**YES**

★★★★★

Ariel Bronz, Efrat Dor
Regie: Nadav Lapid
KINOSTART: 13.11.

Es gibt nur zwei Worte auf der Welt, flüstert der Pianist Y. seinem Sohn Noah zu, also welches wählst du: ja oder nein? Noah, am Tag nach dem Massaker vom 7. Oktober geboren, ist viel zu klein, als dass er selbst wählen könnte. Die Antwort gibt der schonungslosen Politsatire von Israels politischstem Filmemacher Nadav Lapid ihren Titel. Sie erzählt die Geschichte von Y. und seiner Partnerin Yasmina, die, um die eigene prekäre Existenz hinter sich zu lassen, auf hedonistischen Partys Israels (einfluss-)reiche Oberschicht hemmungslos bespaßen. Als ein russischer Oligarch dem Musiker das finanziell unschlagbare Angebot macht, eine heroische Hymne auf Israels Vernichtungsfeldzug in Gaza zu schreiben, wird die junge Familie an ihre moralischen Grenzen geführt.

Nadav Lapids fünfter Spielfilm ist eine symbolisch aufgeladene Replik auf den Überfall der Hamas und dessen Auswirkungen auf die israelische Gesellschaft. Darin stellt der preisgekrönte Israeli der barbarischen Brutalität der Hamas die zügellose Gewalt seiner Landsleute gegenüber. Denn während die Menschen noch der Horror des 7. Oktober aufwöhlt, erreichen sie schon im Minutenakt Pop-up-Nachrichten, die vom Grauen in Gaza berichten.

Die dekadente Oberschicht interessiert das alles nicht. Sie flutet die Straßen mit nationalistischer Propaganda, um sich ihre Pfründen zu sichern. Die neue Hymne ist Teil der perfiden Strategie, Israels Zukunft auf Hass und Gewalt zu bauen. „Yes“ zeichnet das Porträt einer zerrissenen Gesellschaft, die jeden Bezug zu sich selbst und ihren einstigen Werten verloren hat. Lapids Kritik gilt vor allem den herrschenden Eliten, deren Menschenverachtung er gnadenlos vor Augen führt, ohne das schmerzhafte Trauma des 7. Oktober zu verraten. Ein wagemutiges Werk, radikal, provokant und brillant.

THOMAS HUMMITZSCH

**THE SECRET AGENT**

★★★★

Wagner Moura, Udo Kier
Regie: Kleber Mendonça Filho
KINOSTART: 6.11.

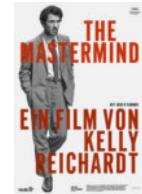
Technikexperte Marcelo (Wagner Moura) macht sich auf in die Küstenstadt Recife, um dort seinen Sohn wiederzusehen. Doch bald findet er sich in einem Netz aus Überwachung, Korruption und Misstrauen wieder. Kleber Mendonça Filhos „The Secret Agent“ ist ein ungewöhnlicher Politthriller über die letzten Jahre der brasilianischen Militärdiktatur. Er setzt auf eine bedrohlich wabernde Atmosphäre, augenzwinkernd garniert mit Verweisen auf Genrefilme wie „Der weiße Hai“. Ein wilder Ritt durch politische Geschichte und Popkultur in wunderbar verwaschenem Retro-Look, für den es auf den Filmfestspielen in Cannes den Regie- und Schauspielpreis gab. CORNELIS HÄHNEL

**HYSTERIA**

★★★★

Regie: Mehmet Akif Büyükkatalay
KINOSTART: 6.11.

Elif ist Praktikantin bei einem Film über den rechtsextremen Brandanschlag in Solingen 1993. Als Komparse am Filmset einen verbrannten Koran finden, laufen die Dinge aus dem Ruder. „Hysteria“ von Mehmet Akif Büyükkatalay ist eine kluge Reflexion über Migration und die Macht der Bilder. Im Gewand eines Thrillers wird hier auf komplexe Weise über die Fragen von Repräsentation in den Medien und die damit einhergehende Verantwortung sinniert, ohne simple Erklärungsversuche zu liefern. Vielmehr stößt Büyükkatalay einen Diskurs über Rassismus, Postkolonialismus und Kunstfreiheit an, in dem sich das Publikum immer wieder neu positionieren muss. CH

**THE MASTERMIND**

★★★★

Josh O'Connor, Alana Haim
Regie: Kelly Reichardt
KINOSTART: 16.10.

Massachusetts 1970. JB Mooney führt ein ödes Leben. Er ist zwar glücklich mit seiner Frau, Terri (Alana Haim), und Vater von Zwillingen, aber eigentlich steckt er in einer Sackgasse. Als Tischler bekommt er kaum noch Jobs, stattdessen liegt er seinen wohlhabenden Eltern auf der Tasche. Um kein chronischer Loser zu werden, wählt er einen radikalen Weg: Er will das Kunstmuseum im verschlafenen Framingham ausrauben. Dort gibt es keine Alarmanlage, kaum Besucher, und die Wachleute dösen vor sich hin. Also heuert er Handlanger an, die am helllichten Tag vier Gemälde von Arthur Dove stehlen sollen.

Natürlich geht dieser tolldreiste Plan gehörig schief. Die Behörden kommen schnell auf die Fährte des Drahtziehers, JB lässt seine Familie zurück und reist ziellos durchs Land, das von Protesten gegen den Vietnamkrieg beherrscht wird. Die Regisseurin Kelly Reichardt lässt das Leben ihrer Hauptfigur in „The Mastermind“ langsam entgleisen, zeigt die Einsamkeit des flüchtigen Kunstdiebs in ruhigen, pastellfarbenen Bildern. Mal bläst dazu eine einsame Trompete, mal spielen Drums und Kontrabass einen hektischen Blues.

Zuletzt hat Kelly Reichardt („First Cow“, „Night Moves“) in ihren Filmen mit wachem Blick männliche Klischees demonstriert. Und auch hier erzählt sie von einem Mann, der sich selbst etwas beweisen will, aber kläglich scheitert. In dieser Rolle überzeugt Josh O’Connor („Challengers – Rivalen“), der den JB nuanciert darstellt, mit schludrigem Gebaren und unsteten Blicken. So verwandelt sich „The Mastermind“ von einem Krimi in eine behutsame Charakterstudie, die geprägt ist von Reichardts typischer Vagheit. Sie überlässt es der Fantasie des Publikums, wie es für Mooney ausgeht. Nur eines ist klar: Einen Raub wird er so schnell nicht mehr begehen. FABIAN BROICHER

**THE PAPER**

★★★★

Domhnall Gleeson, Sabrina Impacciatore, Chelsea Frei
SERIE / SKY

Wer „The Paper“ sagt, muss auch „Lou Grant“ sagen. Allerdings spielt „The Paper“ nicht in den 70er-Jahren, als die Tageszeitungswelt noch in Ordnung ist, sondern 2025, und erzählt nicht von der „Los Angeles Tribune“, sondern vom „Toledo Truth Teller“. Was einst ein stolzes Nachrichtenimperium war, ist jetzt nur noch der Spielplatz für ein kleines Häuflein Amateur-Redakteur:innen, das so sehr damit beschäftigt ist, Agenturmeldungen auf Seiten zu ziehen, dass es gar nicht mitbekommt, wenn nebenan ein Hochhaus brennt. Ob das der neue Chefredakteur Ned Sampson (Domhnall Gleeson) ändern kann, der wie ein eifriger kleiner Bruder Lou Grants noch an die Macht des Journalismus glaubt? Eher nicht.

Denn wer „The Paper“ sagt, muss auch „The Office“ sagen. Die Serie ist ein Sequel des Workplace-Satiren-Klassikers – ebenfalls eine Mockumentary, die vorgibt, sich nur deshalb nach Ohio verirrt zu haben, weil sich ein Dokumentarfilmteam auf die Spuren der Dunder Mifflin Paper Company (richtig, dem Arbeitgeber von Michael, Pam, Jim und Co.) begibt und herausfindet, dass diese von einem Unternehmen aufgekauft wurde, das Papierprodukte jeglicher Art vertreibt – vom Klopfapier bis zur Tageszeitung.

Und so darf man Ned Sampson dabei zuschauen, wie er täglich scheitert – am Geiz des Geschäftsführers, an der Unfähigkeit des Personals, am Desinteresse der Leser:innen. Das Großraumbüro in der achten Etage des Toledo Truth Tower ist mit ähnlich skurrilen Figuren bevölkert wie denen auf den „The Office“-Fluren. Irgendwo ruft immer jemand: „I’m on a deadline.“ Und so sehr sich die Serie über die Sisyphosarbeit dieser Menschen lustig macht, so sehr setzt sie doch dem, was Journalismus einst war, wehmütig ein Denkmal. GUNTER REINHARDT



GLEESON

**HUNDERTDREIZEHN**

★★★

Robert Stadlober, Lia von Blarer, Anna Schudt
SERIE / WDR/ARD MEDIATHEK

Ein Bus verunglückt. Es gibt Tote, die sind leicht zu zählen. Doch wie viele (über)lebende Menschen werden durch so einen Unfall und seine Folgen nie mehr dieselben sein? Im Durchschnitt 113, sagt das Bundesverkehrsministerium. Um sechs von ihnen – Angehörige, Augenzeugen und anders Verwickelte – geht es in „Hundertdreizehn“, aber natürlich sind auch deren Schicksale mit vielen weiteren verbunden. Eine unkonventionelle Terrorspezialistin (Lia von Blarer) und ein eher schlicht wirkender, allerdings recht schlauer Polizist (Robert Stadlober) ermitteln.

Die Serie von Drehbuchautor Arndt Stüwe und Regisseur Rick Ostermann („Wolfskinder“, „Das Haus“) setzt nicht auf schnelle Schockeffekte, sie nimmt sich Zeit für die einzelnen Handlungsstränge. Die Frau des Busfahrers (Anna Schudt) erfährt Ungeheuerliches über den Mann, den sie zu kennen glaubte – und versucht das Beste aus den neuen Erkenntnissen zu machen, während ihre Tochter noch ganz andere Sorgen hat. Wie macht man weiter, wenn das bisherige Leben eine Lüge war? Ein scheinbar unbeteiligter Beobachter (großartig: Armin Rohde) zweifelt an seinem Verstand. Was tut man, wenn böse Vorahnungen wahr werden? Ein traumatisierter Feuerwehrmann (Max von der Groeben) kann gar nicht genug helfen. Wie schließt man Frieden mit der Machtlosigkeit?

Niemand hier gelingt es, sich der Realität zu entziehen. Und während die einen auf der Suche nach Erklärungen sind, verzweifeln die anderen an der Sinnlosigkeit der Ereignisse. Die Katastrophe auf der Straße wird zu einer Katastrophe in den Herzen – wie immer, wenn Leute aus dem Da-sein herausgerissen werden. So ist „Hundertdreizehn“ am Ende eher Psychodrama als Krimi – und umso spannender. **BIRGIT FUSS**



STADLOBER

**FRANZ K.**

★★★★

Idan Weiss, Peter Kurth
Regie: Agnieszka Holland
KINOSTART: 23.10.

„Prag lässt nicht los, dieses Mütterchen hat Krallen“, schrieb Franz Kafka einst an Oskar Pollak. Diesen Satz hat die zweifach oscar-nominierte Regisseurin Agnieszka Holland („Green Border“, „Hitlerjunge Salomon“) für ihren Kafka-Film wörtlich genommen, denn das historische wie das gegenwärtige Prag spielen in „Franz K.“ eine zentrale Rolle.

Aber wie erzählt man von einem Jahrhundertschriftsteller, über den eigentlich schon alles gesagt und erzählt zu sein scheint, zuletzt in David Schalkos sechsteiliger Serie? Auf alle Fälle erzählt man nicht konventionell oder linear.

Hollands Kafka-Porträt ist denn auch ein multiperspektivisches Kaleidoskop, in dem die verschiedenen Dimensionen des Phänomens Franz Kafka unabhängig voneinander um dasselbe Zentrum kreisen, aber auf faszinierende Weise ein umwerfendes Gesamtbild ergeben. Die Empfindsamkeit Kafkas, grandios verkörpert von Idan Weiss, verlagert Holland auf die Tonspur, sein Leben illustriert sie mit einem begnadeten Ensemble als grandios absurdes Kammerspiel, und die Vielschichtigkeit seiner Literatur setzt sie in einem ebenso surrealistischen wie sinnlichen Bilderrausch um.

Dabei spielt die polnische Regisseurin permanent mit der Perspektive, geht vom Weitwinkel in die Nahaufnahme, arbeitet mit Überlagerungen und Spiegelungen, Farbe und Schwarz-Weiß. Sie blendet aus der historischen Nacherzählung in die Prager Gegenwart hinüber oder lässt ihre Figuren Kontakt mit den Zuschauern aufnehmen. Franz Kafkas Leben und Werk sprechen bis heute zu uns, „Franz K.“ ist eine meisterhafte Anverwandlung dieses Phänomens.

THOMAS HUMMITZSCH

IDAN WEISS

**MEMORY HOTEL**

★★★★

Regie: Heinrich Sabl
KINOSTART: 30.10.

Als die Rote Armee vorrückt und der Krieg sich dem Ende zuneigt, versuchen die Eltern der fünfjährigen Sophie die Stunde zu nutzen. Sie packen neben den Tickets nach Amerika die wichtigsten Sachen in ihre Koffer und ergreifen die Flucht. Für eine Nacht müssen sie in einer Herberge unterkommen, doch dort verschansen sich auch der Sturmbannführer Scharf und der Hitlerjunge Beckmann. Sie geraten aneinander, und in dem Handgemenge verliert die Fünfjährige nicht nur ihre Eltern, sondern auch ihre Erinnerungen. Als sie wieder zu sich kommt, ist das Haus im Besitz der Roten Armee und Sophie dazu verdonnert, in der Automatenküche tief unter dem Hotel die Assietten zu füllen, aus denen die Russen über ihr die Suppe löffeln. Und während sich die heranwachsende Sophie in einer Männerwelt gegen Ideologen und Wendehälse durchsetzen muss, warten in den verborgenen Kammern des kafkaesken „Memory Hotel“ die Bruchstücke der Vergangenheit darauf, von ihr entdeckt zu werden.

Der Prozess, Dinge in Bewegung zu setzen, braucht Zeit – erst recht bei handwerklich so aufwendigen Projekten wie Heinrich Sabls analogem Animationsfilm „Memory Hotel“. Die Zeit hat in diesem Filmkunstwerk eine ganz andere Tragweite. Nicht nur weil in den knapp 100 Minuten ein halbes Jahrhundert vergeht, sondern weil Sabl auch 25 Jahre an dem Film gearbeitet hat. Lange vor internationalen Stop-Motion-Hits wie Nick Parks „Wallace & Gromit“ hat er bereits an ein ernst zu nehmendes Kino mit Modellfiguren geglaubt. Mit einem kleinen Team und ohne große Förderung hat er diese klug erzählte Parabel über das Nachkriegsdeutschland und die Verdrängung der Geschichtte verwirklicht. „Memory Hotel“ ist visuell einmalig, ein cineastisches Ereignis. **THOMAS HUMMITZSCH**

**DOWN CEMETERY ROAD**

★★★★

Ruth Wilson, Emma Thompson, Fehinti Balogun
SERIE / APPLE TV+

Da ist Ruth Wilson als Sarah, die als Restauratorin einen Blick für all die Details hat, die andere übersehen, die aber im Umgang mit Menschen so unbeholfen ist, dass sie, wenn sie den Mann beschreiben soll, der in ihr Haus eingedrungen ist, vergisst, seine Hautfarbe zu erwähnen: „Ich dachte, das wäre irgendwie nicht angemessen.“ Und da ist Emma Thompson, die Zoë spielt, ein toughe Privatdetektivin mit schnittiger Frisur und coolem Mantel, die sich zynisch gibt und so tut, als ob sie alles weiß und schon alles gesehen hat.

Diese beiden Ausnahmespielerinnen könnte man auch großen Quatsch spielen lassen, und sie würden daraus Kunst machen. Es ist trotzdem schön, dass „Down Cemetery Road“ eben kein Quatsch, sondern ein verstörender Thriller ist. Die Vorlage stammt von Mick Herron, dem Mann, der Jackson Lamb, River Cartwright und all die anderen in Ungnade gefallenen MI5-Agenten erfunden hat, die die Erfolgsserie „Slow Horses“ bevölkern. Dass Apple sich auch die Rechte an den Büchern der anderen Krimireihe von Mick Herron gesichert hat, in deren Mittelpunkt die Privatdetektivin Zoë Boehm steht, kommt nicht überraschend.

Die Figuren in „Down Cemetery Road“ sind ähnlich spröde wie die in „Slow Horses“. Und auch hier lauern überall Verschwörungen, Geheimnisse und Tristesse: Nach einer an Antonionis „Blow Up“ erinnernden Bildbetrachtungsszene ist Sarah davon überzeugt, dass sich hinter einer spektakulären Explosion in einem verschlafenen Vorort von Oxford eine Entführung verbirgt. Eher widerwillig finden die beiden Frauen zusammen, legen sich erst mit der Polizei und bald auch noch mit weit aus mächtigeren Menschen an, die es gewohnt sind, Probleme einfach verschwinden zu lassen. Der Rest ist Schauspielkunst. **GUNTHER REINHARDT**

Der Al Capone des Käses

Der Meister der Schnurre hat einen Detektiv-Abenteuerroman geschrieben. Und gesungen wird auch. Von Arne Willander

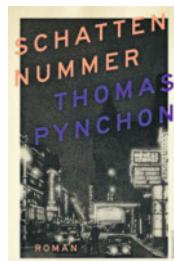
Wenn Ärger in die Stadt kommt, dann nimmt er meistens die North-Shore-Linie.“ So beginnt nicht der neue Jerry-Cotton-Band, sondern „Schattennummer“ („Shadow Ticket“) von Thomas Pynchon. Nach der ersten Seite hat man keine Ahnung, was das soll, aber man ist schon verdammt amüsiert. Man weiß, dass man in einem Roman von Thomas Pynchon ist, wenn jemand eine Zeitung zusammenrollt und im Auto einen Song aus dem Radio mitsingt.

Wenn über den Highway hereinbricht die Nacht
Und ich heimfahr zu meinem Häuschen
Hab ich mal wieder 'nen Dollar gemacht
Und freue mich auf mein Mäuschen
Meine kleine Missus Middleclass ...
Vergiss die Kaugummibraut von der Tanke,
Geh mir weg mit dem Plutokratengör,
Ich steh nun mal auf die süße, ranke Frau aus der Vorstadt
Meine kleine Missus Middleclass ...

Ich steh samstagsabends nicht mehr am Tresen,
Wasch meine Socken nicht mehr mit der Hand,
Bin jetzt so normal in meinem Wesen
Wie Millionen andre Männer im Land:
Wir sind sehr zufrieden, alles ist, wie es ist.

Im Grunde sind alle Romane Thomas Pynchons Parodien

von Detektivromanen, Gangstergeschichten, historischen Romanen und Groschenromänen. Er hat so große Lust, Umgangssprache, Jargon, Sprachklischees und Schlagertexte zu imitieren, dass die Imitationen das Eigentliche werden und ein eigenes Genre, das Pynchoneske, bilden. Kein Mensch kann „V.“ und „Gravity's Rainbow“ folgen, aber „Die Versteigerung von No. 49“ ist auch außerhalb eines Literaturseminars zu bewältigen. Und Paul Thomas Anderson hat sogar Filme aus „Inherent Vice“ und „Vineland“ gemacht! Seltsamerweise ist der hermetischste amerikanische Romancier eine Gestalt der Populärkultur, wie John Updike, Saul Bellow und Philip Roth es nie waren. Das hat natürlich mit dem comichaften Zugriff zu tun und Dialogen, wie nur Pynchon sie sich ausdenken kann. Seine Dialoge gehen seitenlang wie bei Dostojewski und führen nirgendwohin, wie auch die Aventuren von Hicks McTaggart nirgendwohin führen. Die Geschichte des Privatdetektivs McTaggart zur Zeit der Prohibition, Milwaukee 1932, ist natürlich Raymond



★★★★★
THOMAS PYNCHON
Schattennummer
ROWOHLT

Chandlers „The Big Sleep“, und Hicks ist Philip Marlowe. Er soll die Tochter von Bruno Airmont, dem Al Capone des Käses, nach Hause bringen. Hicks hatte mal was mit Daphne. Natürlich heißen die Typen hier Skeet, Stuffy, Boyt und Dippy Chazz Fodito. McTaggart bekommt jede Menge Ärger, und es verschlägt ihn nach Europa.

„Schattennummer“ ist mit 400 Seiten einer der schmaleren Romane von Thomas Pynchon. Und es ist sein, nun, romantischster. Ein Schelmenroman. „Zeit, die Straßenjungen-Tage hinter mir zu lassen, bin nicht mehr so klein und so schnell, wenn das Leben ein Baseballplatz wäre, würde man vielleicht sagen, Zeit, von Shortstop weiter raus zu wechseln, wo ich mehr Freiheiten habe und verhindern kann, dass lange Bälle auf der Tribüne landen. Solange ich noch fangen kann.“ Dirk van Gunsteren und Nikolaus Stingl haben „Schattennummer“ mit dem Feingespür für den schnodderigen Ton übersetzt.

Thomas Pynchon ist 88 Jahre alt und wird den Nobelpreis nicht mehr bekommen. Noch bei „Gravity's Rainbow“ (1973) versuchte man das Prinzip der Entropie in seinem Werk zu ergründen, statt zu erkennen, dass Pynchon schon seit „V.“ (1963) ein riesiges Verwirrungs- und Lachprogramm verfolgt.

Und wie viel Spaß muss Pynchon haben, wenn er sich diese Schnurren ausdenkt! Einem Reporter von CNN, der ihn aufge-spürt hatte, sagte er 1997 zu der Spekulation, er sei in Wahrheit der zurückgezogen lebende J. D. Salinger: „Nicht schlecht – ver suchen Sie es weiter.“ R

NATASHA BROWN

Von allgemeiner Gültigkeit SUHRKAMP

★★★

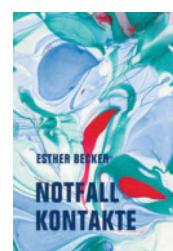


Es beginnt mit einem Enthüllungsauftrag einer jungen Journalistin über eine illegale Corona-Party in einer radikalen Kommune, die beinahe in einem Mord endet. Der Journalistin bringt es zwar Ruhm und eine Netflix-Verfilmung ein, aber mehr und mehr empfindet sie sich als Spielball im großen Zirkus der medialen Aufmerksamkeitsökonomie. Man könnte meinen, es handele sich um eine etwas konstruierte Satire, wenn ein falscher Goldbarren, ein ruiniertes Investmentbanker und eine Antidiskriminierungs-Kolumnistin aufeinander treffen. Zusammengehalten wird der Roman jedoch durch einen warmen Ton, der tief in die angeschlagene Psyche der Figuren eindringt. Ein Roman, der nicht bei aktuellen Themen hängen bleibt, sondern von allgemeiner Gültigkeit (und gerade für den Booker Prize nominiert) ist. BIRGIT SCHMITZ

ESTHER BECKER
Notfallkontakte

VERBRECHER

★★★



Man kann es nicht oft genug sagen: Lest mehr Erzählungen! Natürlich ist es etwas mühsamer, weil man instinktiv nach einem übergeordneten Thema oder verbindenden Elementen sucht. Da wird man gelegentlich auch enttäuscht. Was jedoch Erzählungen so toll macht und in diesem Punkt dem Roman eindeutig überlegen: Sie geben Freiraum. Esther Becker wählt die ungewöhnliche Perspektive der Freund:innen auf eine Trennung (wäre in einem Roman nie durchzuhalten!) oder nutzt die große Metapher eines verschwundenen Rettungsringes,

um die zaghaften Anfänge und die flirrende Nervosität des Frischverliebtseins zu beschreiben. BIRGIT SCHMITZ

THE LOOK

Eine Fotokolumne von Thomas Kretschmann



N.Y.C., Oktober 2025

„'Round here we're carving out our names/
'Round here we all look the same/
'Round here we talk just like lions/
But we sacrifice like lambs/
'Round here she's slipping through my hands ...“

„Round Here“, Counting Crows , „August And Everything After“, 1993

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das sechsundachtzigste.

KLASSEN KULTUR KAMPF!!



taz.de/abo

In Zeiten von Rechtsruck und Kulturkampf braucht es aktive und laute Gegenöffentlichkeit. Deshalb Journalismus von links – unbestechlich, unbequem, unabhängig.



taz

10 Wochen, 10 Euro
Mo–Fr digital, samstags gedruckt

EISKALT GENIESSEN



Massvoll-
geniessen.de


GORBATSCHOW
DES WOKAS REINE SEELE